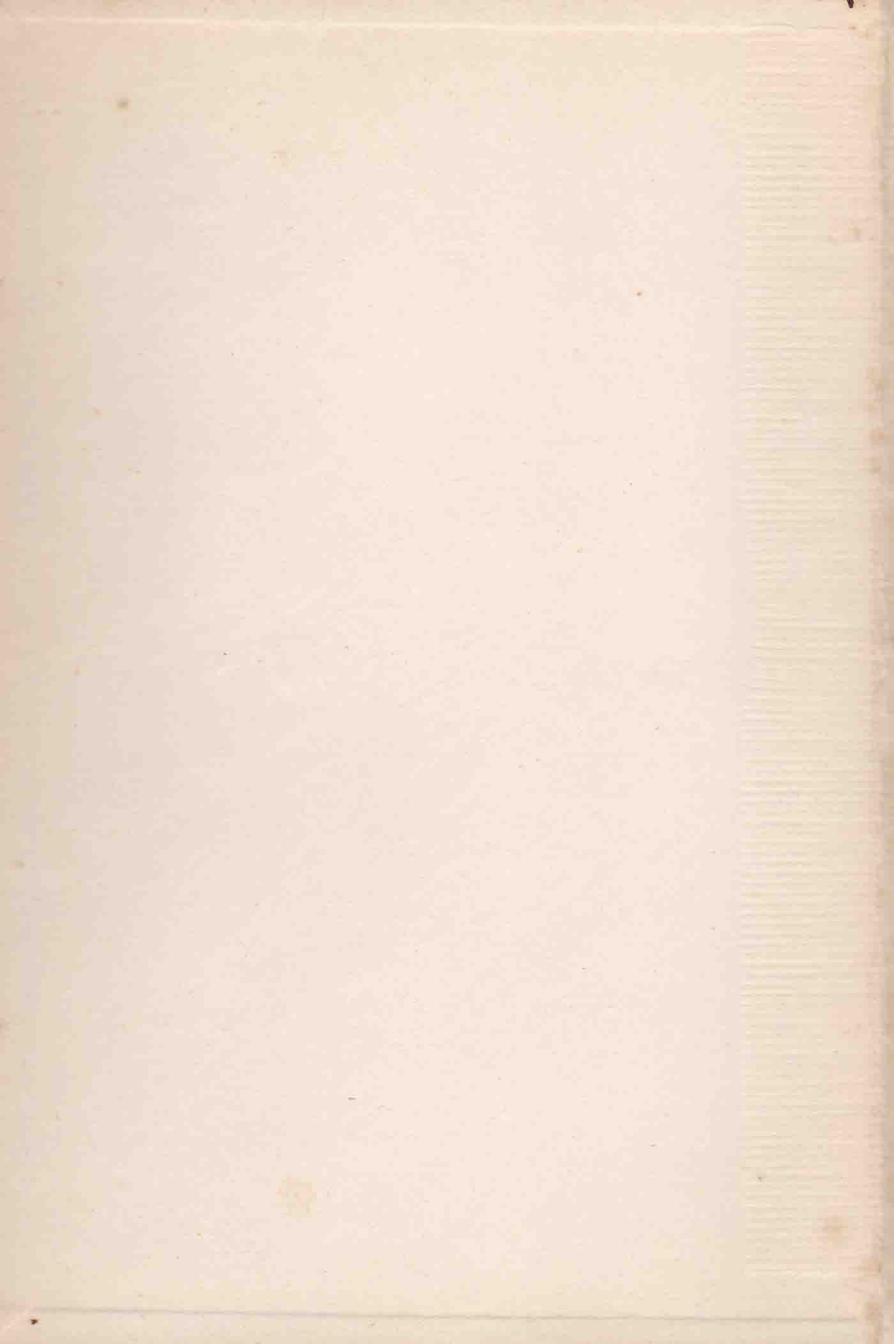
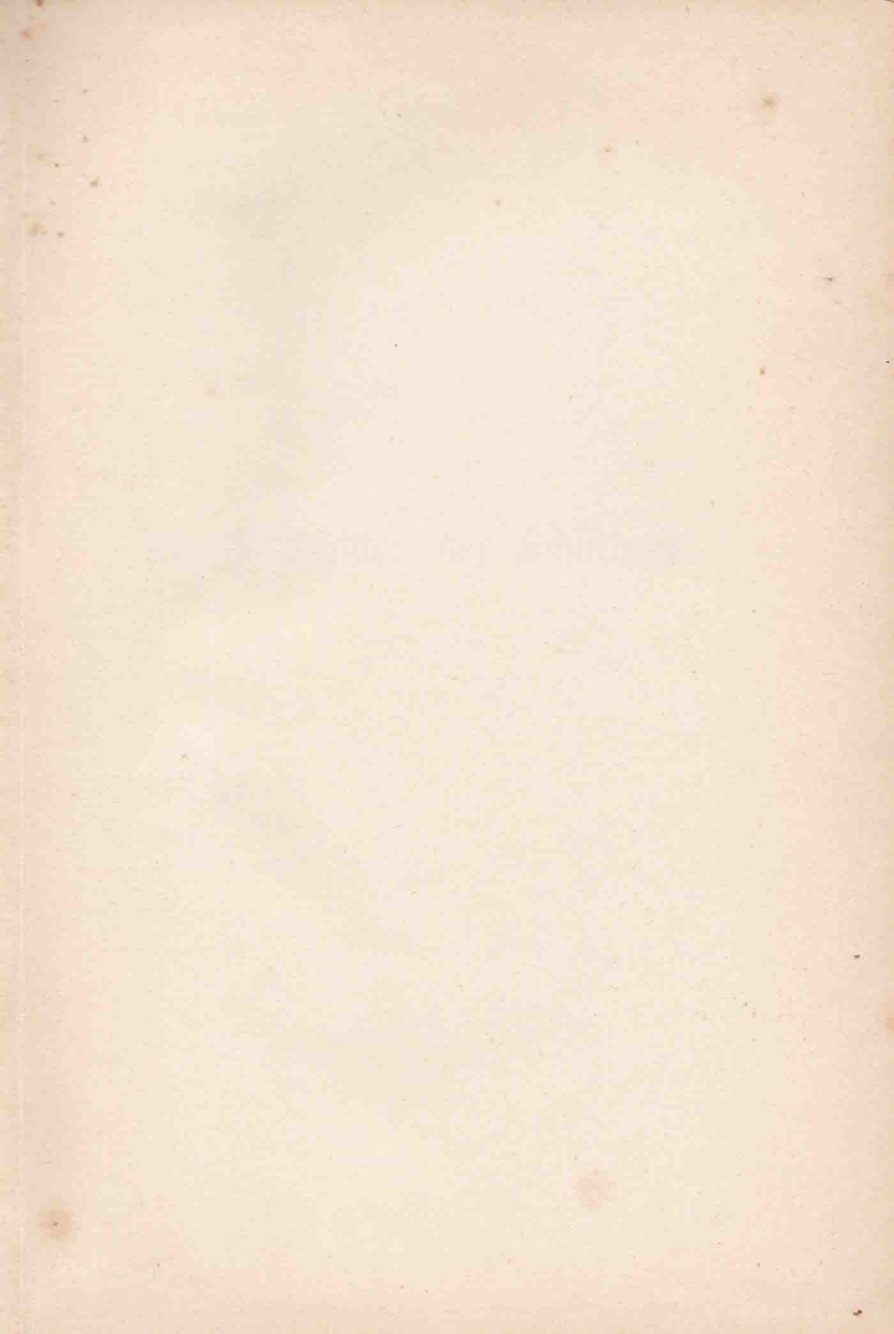
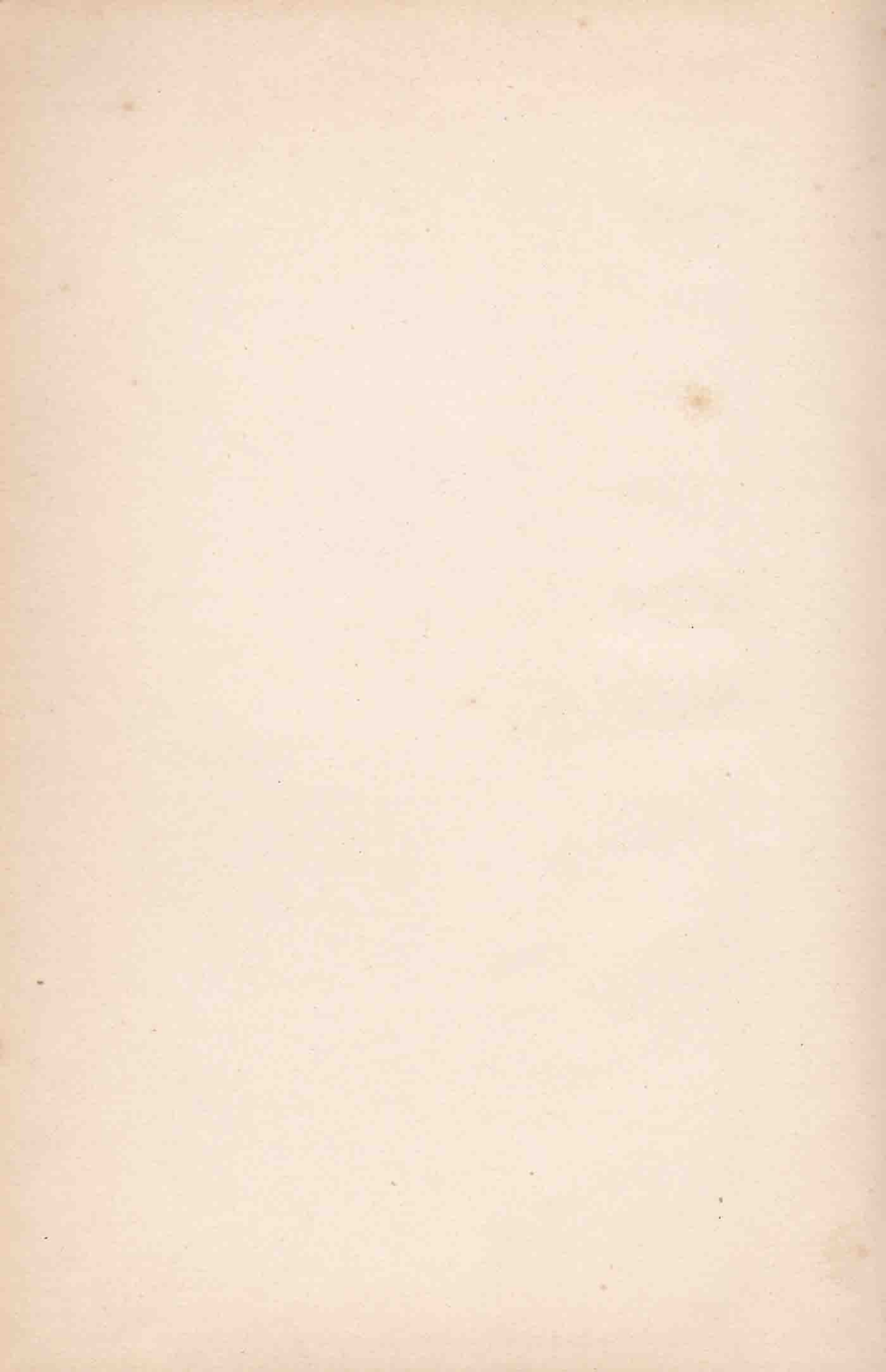
Joseph Joachim

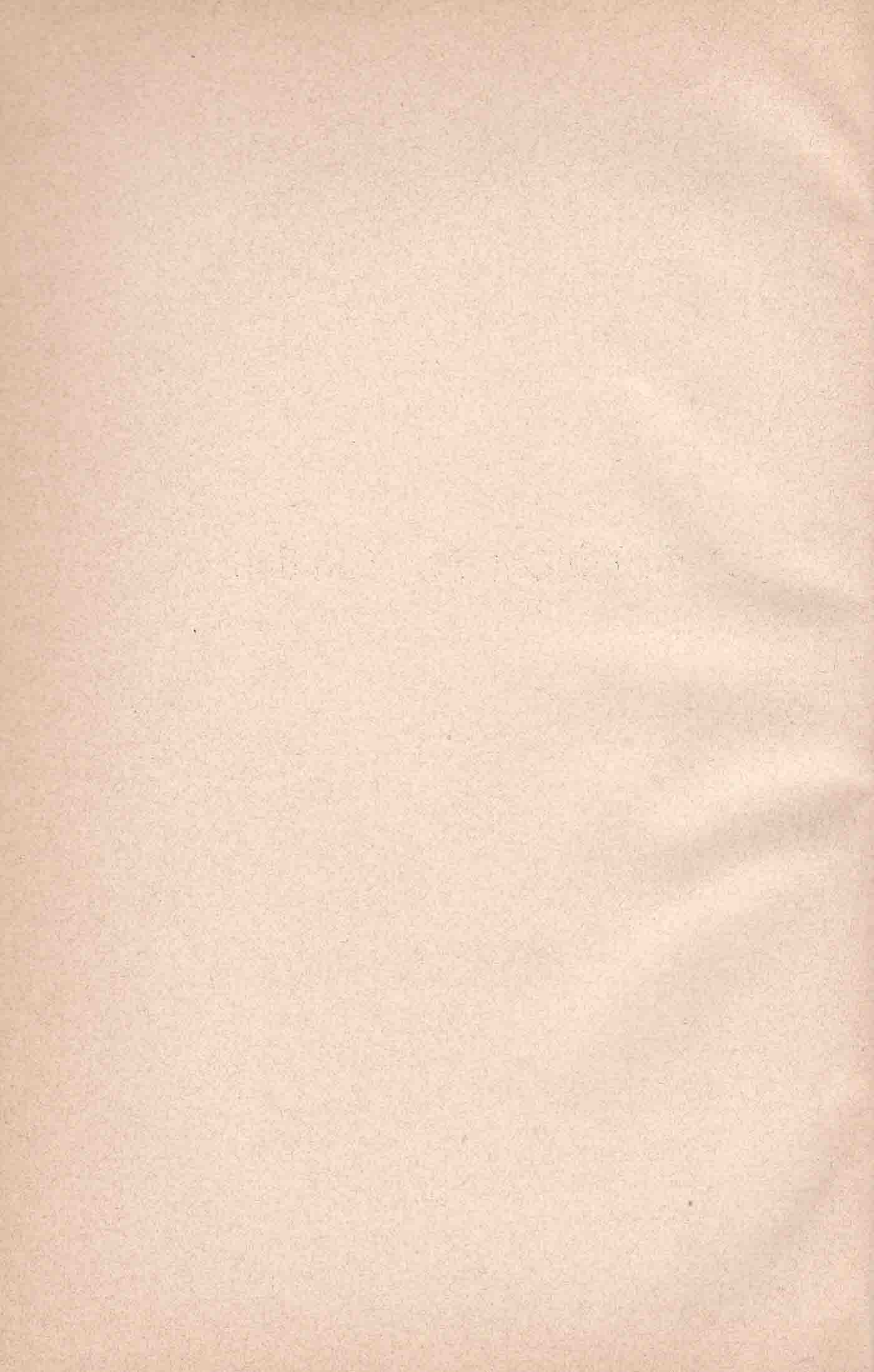
Die Geschichten der Schulbase







Die Geschichten der Schulbase.





Die Geschichten der Schulbase.

Kultur- und Sittenbilder

aus

dem Ende des 18. Jahrhunderts.

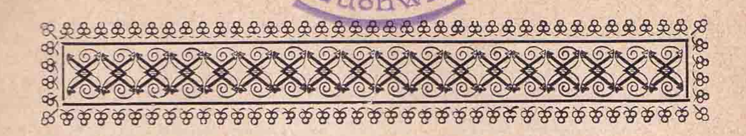
Von

Joseph Joachim.

Zweite Auflage.

Basel.
Benno Schwabe, Verlagsbuchhandlung.
1899.

Schweighauserische Buchdruckerei.



Vorwort.

Die gute Schulbase — ich sehe sie noch leibhaftig vor mir, wie sie, die Hornbrille auf der Nase und das Strickzeug in der Hand oder auch das abgegriffene Erbauungsbuch im Schoß, im Pfühle saß, arbeitete, las oder schlummerte. Sie schlummerte oft stundenlang, bei Tage. Und mochten die Kinder, meine Kinder, auch noch so laut jubeln und lärmen um sie her, sie schien es nicht zu bemerken. Bis etwa die kleine Liesel, ihr Liebling, sie sachte bei der runzeligen Hand erfaßte und neckisch oder flehend rief: Schulbas', so lug' mich doch an! Dann schlug sie wohl die Augen auf und sagte: Ach ja, Kind, es hatte mich wieder übernommen . . . Ich weiß die Zeit, da auch ich singen und springen mochte von früh bis spät, und keine Müdigkeit verspürte, von Kummer und Sorgen nicht die Spur, außer etwa des unartigen oder kranken „Dittis"*) wegen . . . Es sind an die achtzig Jahre her, und derweilen hat sich vieles, gar vieles geändert . . .

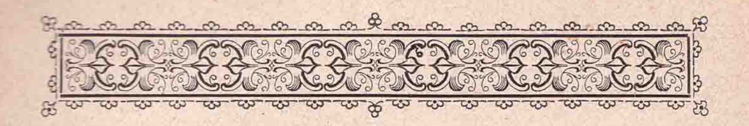
Eines Tages jedoch, da konnten die Kleinen lange um sie her toben und schreien und sie sogar an Hand und Schürze zerren — Schulbase erwachte nimmer. Schmerzlos, im

*) Ditti = Puppe.

Schlummer, hatte Gevatter Tod ihren Geist abgeholt und hinüber geleitet zu einem himmlischen, seligen Erwachen. Das Auge, das soeben noch so klug und treuherzig d'rein geschaut, war gebrochen, steif und kalt die Hand, die ein langes Menschenalter hindurch nur Gutes gethan, stumm, auf ewig stumm die Lippen, welche so viele Belehrung, so vielen Trost und Mut gespendet, die mit solch' seltener Anmut Geschichten zu erzählen wußten, eigen erlebte und fremde.

Ihre fremden Geschichten — klangen sie nicht wie Märchen aus längstvergangenen Tagen, einen so sonderbar anmutend? Und darein flocht sie, sozusagen unbewußt, ihre eigene Lebensgeschichte, eine einzige rührende Legende voller Ringen und Entsagen, voller Hingebung und Aufopferung für das Wohl anderer.

Hier die Art, wie sie zu erzählen wußte — lose Geschichten einer schlichten alten Frau!



Es soll, als ich geboren ward — es geschah dies, beiläufig bemerkt, am Tage Petri Stuhlfeier des Jahres Siebzehnhundertneunundsiebzig — ein junger Komet am Himmel gestanden haben. Doch habe, glaubwürdigen Berichten zufolge, es sich niemand einfallen lassen, die glänzende Himmelserscheinung auf Rechnung meiner irdischen Ankunft zu setzen, vielmehr seien die Leute durch allerhand schreckhafte Prophezeiungen, die zu mir schwachem Erdenwürmlein durchaus in keiner Beziehung stehen konnten, wie: Krieg, Pestilenz, Teuerungen und betrübte, elende Zeiten, geplagt worden — lauter Befürchtungen, die sich glücklicherweise gar nicht erwahrten, da vielmehr ein Frucht- und Weinjahr darauf gefolgt sei, der gesegnetsten eines.

Das goldschweifige Kometlein war also nicht eigens meiner Geburt wegen gekommen; und wäre dies dennoch der Fall gewesen, die Leute hätten die Absicht schon gar nicht gemerkt, am allerwenigsten mein leiblicher Ätti, der, als er mich armseliges, zappelndes Schreihälschen auf dem Spreukissen zu Gesicht bekam, geringschätzig ausgerufen haben soll: Also nur ein Mädchen! . . . Er hätte halt, wie alle glücklichen Ätti, lieber gleich einen derben, hoffnungsvollen Stammhalter gehabt.

Diese väterlichen Seufzer mochten sich übrigens noch mehrmals wiederholt haben, denn ich bekam der Schwesterlein noch zwei, drei, wovon jedoch eines nach der Geburt gleich

wieder, auf Engelsfittichen, gen Himmel entfloh; dazwischen freilich auch ein Brüderlein, ein gar liebgeschätztes. Und als die Hebamme dem Trudchen das Taufhäubchen vom Häuptlein nahm, hörte ich meine Mutter lächelnd sagen: Nun laßt's Euch genügen, Beckin, und falls Ihr wieder ein Büblein oder Mägdlein zu verschenken haben werdet — bringt es lieber reichen Leuten ins Haus, die der notwendigen Sachen in Hülle und Fülle haben.

Als ich zur Schulzeit herangewachsen war — es geschah dies so schnell, ich wußte selbst nicht wie — da kannte ich bereits die Schulstube in- und auswendig so genau wie meine Puppenschachtel, kannte auch die Schüler und Schülerinnen all' nach Herkunft und Namen, konnte sogar schon ordentlich lesen und das kleine und große ABC malen.

War ich ja des Schulmeisters leibliches Töchterlein; und wir wohnten allzumal im Schulhause selbst oder, besser gesagt, befand sich in unserm eigenem, niedrigem Strohhause, zu ebener Erde, das Dorfschullokal.

Des Schulmeisters Töchterlein — die Ehre war freilich nicht sehr groß. Denn der Respekt, den man zu damaliger Zeit dem ländlichen Jugendbildner entgegenzubringen gewohnt war, reichte kaum bis vor die Schwelle des Schulzimmers. Da kam, auf dem Bauerndorfe und der Würde nach bemessen, erst der Pfarrherr . . . dann, nach einiger Entfernung, der Bürgermeister, auch Statthalter genannt; der Gerichtssäß; die Vierer (Beisitzer des Statthalters); der Kirchmeier; der Seckelmeister; der Waldhüter; der Küster; der Feldmauser; und auf ungefähr derselben Reihenstufe, der Viehhirt und der Schulmeister. Und mochte der Rang, in Anbetracht der sonstigen persönlichen Qualifikation dieses oder jenes Gemeindewürden-

trägers sich zeitweise auch ein bischen auf oder abwärts verschieben, in der Hauptsache blieb er derselbe.

Gering war auch die Löhnung des damaligen Schulmeisters; dieselbe bestand aus dem Ertrag der sogenannten Schulwiese, sowie aus dem Scheite Brennholz, das jedes Kind alltäglich mit zur Schule zu bringen hatte. Außerdem hatte der Kirchmeier für jedes an Begräbnis- und Jahrzeittagen gesungene Requiem die stiftungsgemäßen acht Kreuzer zu zahlen, wovon fünf dem Kantor, drei dem ausübenden Sigrist gebührten. Dazu kamen an den vier Hauptfesttagen die üblichen Gratisimbisse im Pfarrhause, sowie die etlichen Schweinswürste und Wähen von der Hand derjenigen Bäuerinnen, deren Kinder mit dem Schulmeister ganz besonders zufrieden waren.

Aus diesen Gründen sah sich der gewöhnlich wenig bemittelte Schulmeister, wollte er bei dem kargen Gehältlein nicht Hunger leiden, wohl genötigt, sich nach einem geeigneten Nebenverdienste umzusehen; oder vielmehr war es die Gemeinde selbst, welche bei Vergebung der Schulmeisterwürde ihr Augenmerk auf einen Mann zu richten pflegte, der bereits ein ordentliches Handwerk betrieb und beinebens nicht ganz auf den Kopf gefallen war, d. h. ein gutes Mundwerk und eine hohe Singstimme besaß und im Lesen und Schreiben nicht ganz unerfahren war. Wo er sein ferneres Wissen hernahm oder hernehmen sollte, darum kümmerte sich weder der Staat noch die Gemeinde.

Ich entsinne mich noch ganz gut des Bestandes der Leibbibliothek meines seligen Ättis, könnte die Bücher heute noch der Reihe nach aufzählen, wie sie in schweren Ledereinbänden den Aufsatz des nußbaumenen Eckkänsterleins zierten: da waren, nebst dem hundertjährigen Kalender, das lateinische Kirchen-

gesangbuch voller schweren, schwarzen und roten Pfundnoten, das „Christliche Seelengejaid“ — ein uraltes Buch der „Spieß Canisi“ — später verboten —, der „Christliche Schatzbronnen“ — gedruckt „in diesem Jahr“ —, Krauerius’ Rechenbuch, mit welchem übrigens mein armer Ätti nichts anzufangen wußte und das er anstaunte, als stünden lauter kabbalistische Zeichen darin —, Antoni Hafners Chronik der Weltbegebenheiten, der geistliche Schild für Frawen und Jungfrawen, das Traumbüchlein . . . Später kamen freilich noch hinzu — doch das geschah zu einer Zeit, da mein Ätti längst nicht mehr ausübender Schulmeister war.

Die Würde eines Schulmeisters, wenn man unter sothanen Umständen von einer solchen reden will, vererbte sich gemeiniglich in ein und derselben Familie ununterbrochen fort. So war schon mein Urgroßätti eine Art Schulmeister gewesen, darauf mein Großätti, mein Ätti . . . Alle hatten beinebens das ehrbare Drechslerhandwerk getrieben. In Wirklichkeit jedoch wäre schwer zu bestimmen gewesen, welcher Beruf eigentlich „beinebens“ betrieben wurde, die Schulmeisterei oder das Drechseln.

Der vornehmste Teil der Unterrichtszeit wurde dem Katechisieren gewidmet, damit wenigstens der Pfarrherr sich nicht beklagen durfte; war dieser zufrieden gestellt, durfte man ruhig schlafen. Daneben erstreckte sich der Unterricht auf das Schreiben (Buchstabenmalen), Lesen und einiges Kopfrechnen (das kleine Einmaleins).

Weder für den Lese-, noch für den Schreibunterricht waren irgend welche gesetzliche Lehrmittel vorhanden, sondern es hatte sich hierin der Schulmeister zu behelfen, so gut er eben konnte und mochte. Gemeiniglich wurden Gemeinde- und

Familiendokumente, in den Landschreibereien verfertigt, zu Handen gezogen oder der Schule zum Abgucken zur Verfügung gestellt. Eine besonders reiche Sammlung solcher Vorlage-Schriftstücke gelangte zu meiner Zeit aus des Untervogts Haus in unsern Besitz. Des Untervogts Haus war ein beispiellos uraltes Gebäude, das bewiesen die klafterdicken Tuffsteinmauern des tiefen Erdgeschosses, die hohen schmalen eisenvergitterten Bogenfenster, die bunten verblichenen Wandmalereien, die Backsteinbodenbelege und das reichgeschnitzte Täfer der Stuben und Kammern. Das Haus soll vor Alters ein obrigkeitliches gewesen und darin das Gaugericht abgehalten worden sein. Zu der Zeit, von der ich spreche, wohnten die Untervogts-Witwen darin mit ihren Buben. Und diese Buben, die wildesten des Dorfes, entdeckten eines Tages hinter dem wurmzerfressenen und schadhaften Wandgetäfer der Eckstube ein schmiedeïsernes, eingemauertes Kästchen. Was wohl das rätselhafte Versteck bergen mochte? Rasch entschlossen griffen die Buben zu Axt und Brecheisen und sprengten das Thürchen. In dem Kästchen fanden sich, dicht aneinander gereiht, hölzerne Schächtelchen und in diesen stak weiter nichts als, sorgfältig geschichtet, alte vergilbte Pergamente mit seltsamer schnörkelreicher Schrift und zierlich gewundenen Anfangsbuchstaben. An einigen dieser Schriftstücke hingen, an bunten Seidenbändchen, hölzerne Deeli (Siegelbüchsen) — das war auch gar zu drollig! Die Deeli, mit den großen Siegeln drinnen, wurden an Kameraden verschenkt oder verschachert, die Pergamente in die Schule gebracht — mein Ätti verstand sie kaum zu lesen, noch den Sinn der altväterischen Ausdrücke herauszufinden. Immerhin war er es zufrieden, in unverhofften Besitz einer großen Anzahl Schriftvorlagen gelangt zu sein,

ausreichend für all' die Buben und Mädchen auf ein ganzes Jahr, bis sie, beschmutzt und verdorben, auf den Kehrichthaufen wanderten . . . Das Kästlein hatte auch ein pergamentenes Buch enthalten, des Untervogts Buben hüteten sich aber wohl, dieses ebenfalls mit in die Schule zu bringen, denn darin befand sich eine Fülle schier handgroßer, wunderbar fein gemalter Anfangsbuchstaben, aus welchen allerhand bunte Tier- und Blumengebilde gar seltsam hervorguckten und deren Kolorit noch so lebhaft glänzend erhalten war, als wären die Farben erst gestern gemischt worden. Die „Helglein" wurden herausgeschnitten, als Buchzeichen benützt, an Knaben und Mädchen verschenkt oder auch damit ein kleiner Tauschhandel getrieben gegen Messingknöpfe und Wurfkügelchen; bis sie endlich verflogen in alle Winde . . .

Meines Ättis Werkbank befand sich im hellsten Winkel der weitläufigen, aber ziemlich niedrigen Schulstube; daran wurde gedrechselt von morgens bis abends ohne wesentlichen Unterbruch, denn mein Ätti genoß den Ruf eines sehr geschickten Spinnräderverfertigers und besaß eine Kundsame aus nah und fern, die er zeitweise kaum zu befriedigen vermochte. Saß er an der Drechselbank, was er sich gemeiniglich schon nach der Katechisierstunde zu erlauben pflegte, so hatte meine Mutter derweilen die Schulaufsicht zu halten, bis etwa der Lärm und die Unaufmerksamkeit der Kinder allzu arg wurden; dann war er es wieder, der mit Zorneswort und Haselstock dreinfuhr und die Disziplin wieder herstellte.

Im ganzen genommen hatte der arme gute Ätti mit den vielen Schulkindern seine arge Plage und zwar sowohl mit den fähigen und fleißigen, als mit den ungeschickten, trägen; mit diesen, weil ihnen auch mit aller Mühe und An-

strengung wenig oder nichts beizubringen war, mit jenen, weil er sie gar bald nichts mehr lehren konnte, da sein eigenes Wissen so sehr beschränkt war und nur allzu bald zur Neige kam. Ach, wie oft beklagte er des bitterlichsten diesen seinen Wissensmangel und gelobte hoch und heilig, es an unserm kleinen Viktor mit Gottes Hilfe nachholen und ihn mit all' den nötigen Kenntnissen versehen lassen zu wollen, die ihn zu einer ehrenvollen Nachfolge befähigten, und sollte es ihm das letzte Bätzlein kosten.

* *
*

Das Schul- und zugleich unser Wohnhaus, ein Stück Ackerland in der „Geeren", ein Teilanrecht an der nicht unbeträchtlichen Allmendweide; dazu die vier Kinder, ein Knabe und drei Mädchen —; das bildete meiner Eltern ganzen Reichtum.

Und ein Reichtum war es doch, o ja! denn wir lebten so friedsam und vergnüglich beisammen, und es waltete die Liebe im Haus, umschlang alle groß und klein und ließ kein ungutes oder verdrießlich Wort aufkommen jahraus und ein.

Auch brauchten wir schon gar nicht zu darben. Der Baumgarten, so sonnig und windgeschützt gelegen, versagte nie das süße Obst, der Acker gab uns Brot für viele, viele Wochen, der Garten, von fleißiger Hand gepflegt, lieferte mannigfaltiges Gemüse. Und die Kuh — ach ja, die Kuh, die hätte ich bald zu erwähnen vergessen! Und war es doch eine solch' niedliche, hübsche, kleine, eine sogenannte Toggenburgerin; Jahr für Jahr warf sie ein Kälblein; und das Kälblein zogen wir auf, bis es ein Jährling geworden, dann wurde es verkauft zu dem Preis von zwei bis drei Dublonen; und hatten

wir gleichwohl noch Milch genug für unsern Haushalt, Milch, Nidel und Butter.

Zudem durfte meine Mutter als wahres Muster einer ebenso reinlichen, als fürsorglichen und sparsamen Hausfrau hingestellt werden, und der Ätti hätte sich ebenfalls ein großes Gewissen daraus gemacht, auch nur ein Kreuzerlein auf unnütze Weise auszugeben, ausgenommen die Auslage für Schnupftabak, den er nun einmal nicht entbehren zu können glaubte und zwar, wie er behauptete, des an und für sich gehirnerheiternden Genusses wegen, sodann aber, um all' die verschiedenen Gerüchlein, welche sich in der vollgepfropften Schulstube notwendigerweise entwickeln mußten, weniger fühlbar zu machen. Alle zwei Wochen für drei Kreuzer Schnupftabak — den Botengang ins Nachbardorf hatte ich schon als kleines Mädchen zu machen und ich unterzog mich des Auftrages um so williger, da ich selbst seitens der dicken Krämerin jedesmal ein Stängelchen Süßholz geschenkt bekam, in welches ich mich freilich mit meinen Geschwistern zu teilen hatte.

Auch die Kleidung war zu damaliger Zeit bei jung und alt, arm und reich noch eine sehr einfache und wenig kostspielige; selbstgefertigte Leinwand und naturwollenes Tuch bildeten den Hauptstoff zu derselben.

Ich erinnere mich noch ganz gut des ersten grünfarbenen Wollröckleins, mit welchem ich als achtjähriges Mädchen von meinen Eltern beglückt worden. Das war zur Osternzeit und anläßlich der großen Kinderlehre, da die sämtliche Schuljugend unter der Führung meines Ättis festtäglich geschmückt zur Kirche zog. Daselbst, unter dem Chorbogen, war ein mächtiger, weißer Waschkorb aufgestellt, worin nun die Kinder, eines nach dem andern, die frischen Eier hinlegten, die sie als üb-

liches Geschenk für den Pfarrherrn von Hause mitgebracht, einige die sämtlichen Kleidertaschen voll, wobei, bei zufälligem oder mutwilligem Gedränge und Hin- und Herschieben, es nicht vermieden werden konnte, daß etliche der Eier brachen und in die Taschen der Inhaber sich ergossen, was hinwiederum zu manchem Klag- und Scheltworte, sogar zu Thränen die wohlbegründete Veranlassung gab. Der hochgefüllte Eierkorb wanderte in die Pfarrküche hinüber, und als ich des Sigristen Bäbele fragte, was wohl aus den vielen, vielen Eiern werden würde, da entgegnete es naseweise: „Wie, Du weißt es nicht? Der Osterhase ist's, der sie abends holen kommt und sie über Nacht bunt färbt draußen im Wald“ . . . Die Pfarrköchin muß es wohl besser gewußt haben.

Zu meiner Eltern Sparsamkeit gesellte sich offenbarlich der Segen Gottes. So kam es, daß mein Ätti nicht nur die kleine Schuld, welche überkommenerweise auf dem Herrenacker lastete, abtragen konnte, sondern daß es ihm mit der Zeit sogar gelang, sich einen ordentlichen Sparpfennig zurückzulegen; dieser, sowie das kleine Erbkapitälchen der Mutter hatten die Bestimmung, zur Ausbildung meines Bruders Viktor verwendet zu werden, so ward es ausgemacht im Elternrate, mehr denn einmal.

Vorerst sollte der Knabe, nach vollendeter Schulzeit, ins hauptstädtische Chorknabeninstitut gebracht werden, damit er sich dort die notwendige musikalische Bildung hole, dann, so hatte es der würdige Pfarrherr versprochen, solle auch nach anderer Richtung für dessen Bildung gesorgt werden, auf daß etwas Rechtes aus ihm werde und er sich dereinst als Schulmeister sehen lassen dürfe zu Stadt und Land.

Auch über uns Mädchen hatte man bereits bestimmt: Ich als die ältere sollte, wo es nur immer nötig wäre,

meinen Eltern Aushilfe leisten, die Liesel aber Schneiderin werden, wenn möglich eine recht tüchtige; das Trudchen — nun das Trudchen war ja erst noch ein Kind und darum noch Zeit genug, auf dessen dereinstigen Beruf zu sinnen.

So hatten es sich Ätti und Mutter genau zurechtgelegt und überdacht, in aller Liebe und Vorsorglichkeit.

Wir Kinder aber lebten ohne Sorge noch Kummer in den lieben Tag hinein, genossen mit vollen Zügen des Frühlings und des Sommers Lust, des Herbstes Genuß und des Winters Freuden, im Vereine mit unseren Gespielen.

Und an Gespielen fehlte es nimmer.

Da waren des Dachdeckers Kinder, unsere Nachbarn zur Rechten. Da jedoch meine Mutter eines Tages entdeckte, daß des Deckers Helenchen mit einer heftigen Raude behaftet war, verbot sie mir den Umgang mit demselben. Das arme Kind siechte denn auch merklich dahin und starb in jungen, jungen Jahren; während sein Bruder Kari ein Schlingel ward, ein Dieb — ich will lieber nicht von dem Kari sprechen.

Da waren ferner und vornehmlich des Zelghöfers Kinder.

Der Zelghöfer, das war unser allernächster Nachbar; und lag unser Heimwesen still verborgen in dem schattenreichen Baumgarten drin, so stand sein Haus hoch und stolz, standen seine Scheunen und Speicher breit und mächtig, und dem Wanderer weithin sichtbar, an der Gasse.

Ach, wie ich große Augen machte, als ich, von der Hand meiner Gespielin Marlys, des Großbauern Töchterlein geleitet, zum ersten Mal das Haus betrat, schüchtern den hohen steinernen und wiederhallenden Gang durchschritt — ich wagte mit meinen klappernden Holzschühlein schier nicht aufzutreten. Und wie ich mich dann erstaunt umsah in der hohen weiten Wohnstube

und verwundernd das harthölzerne, mit wunderlichen Tier- und Menschenköpfen versehene, messingbeschlagene Eckbuffet anglotzte, das braune, reich geschnitzte Wand- und Deckentäfer, das glänzende, kupferne Wassertönnchen nebst Waschbecken, den langen, schiefereingelegten Speisetisch, das mit welken Blumen und frischen prangenden Ähren geschmückte elfenbeinerne Kruzifix am Fensterstollen, die großen bunten, auf Glas gemalten Heiligenbilder, das in Moos und Blumen gebettete wächserne Christkindlein in der Wandnische, hinter Glas und Rahmen — wie ich das alles anstaunte und bewunderte, ich entsinne mich dessen noch gut! Ich entsinne mich noch ganz gut, wie ich die bunten Figuren des großmächtigen Kachelofens mit meinen kleinen Fingerchen neugierig betastete und mir die verschiedenen Sinnsprüchlein zu entziffern suchte.

Des Zelghöfers besaßen außer der Marlys noch zwei Knaben, Namens Franz und Lix (Felix); zudem erfreuten sie sich eines seltenen Reichtums an Häusern, Wiesen und Äckern, Roß und Vieh, wie kein anderer Bauer des Dorfes. Hatten doch Generation um Generation daran gearbeitet, um des Hauses Wohlstand zu gründen, zu mehren und zu erhalten, Jahrhunderte lang.

Dieser Umstand, nämlich die Ungleichartigkeit unserer häuslichen und Vermögensverhältnisse, hielt jedoch uns Kinder keineswegs ab, in bester Freund- und Nachbarschaft miteinander zu verkehren, gab es ja eine Zeit, da ich meine Lieblingskatze nicht an des Höfers schönstes Roß getauscht, unserer Liesel ihre Puppe nicht um einen Stall voll Rinder hergegeben haben würde.

Und um des weitern von unserm kindlich-nachbarlichen Umgang zu reden, so hielt des Zelghöfers Lix mehr zu unserer

Liesel, der Franz zu unserem Viktor, während die Marlys und ich schier unzertrennliche Gefährtinnen waren, obgleich ich von des Mädchens barschem und herrschsüchtigem Wesen nicht wenig zu leiden hatte.

Und reichte die Zelghöferin uns Schulmeisterkindern Äpfel und Butterbrot, so nahmen die ihrigen fast täglich an unsern Mahlzeiten teil, und das Hafermus und der Milchbrei auf unserm Tische schien ihnen weit besser zu munden, als zu Hause Schinken und Semmelklöße. So daß die Bäuerin zu meiner Mutter oftmals scherzend sagte: „Ich werde Dir, Gertrud, für meine Kleinen noch das Kostgeld zahlen müssen!"

Sie zahlte es, wie ich in der Folge zu bemerken die Gelegenheit hatte, so reichlich, die gute Frau!

Eines Morgens bedeutete uns die Mutter: Heute geht Ihr nicht zu des Höfers hinüber!

Ich wußte allbereits den Grund des Verbotes: Des Bauern Stiefschwester, die stolze Maribeth, feierte selbigen Tages ihre Hochzeit. Darum auch knallten die Mörser schon seit Frühmorgen vom Kirchbühl herunter, darum das geschäftige Treiben in und um des Höfers Haus, das Scheuern und Schmücken allweg, darum der herrliche Speisegeruch, den der Morgenwind von der Bauernküche her bis zu uns herauf verbreitete. Und Kuchen bekamen wir Kinder doch, ehe nur die Hochzeitsgäste anrückten, brachte uns die Marlys ein ganzes Schürzchen voll der leckern honigsüßen Dinger herüber zum Gartenhag, wo wir sie gemeinschaftlich verzehrten.

Die Maribeth hatte lange, lange gewählt und, nach bäuerischem Ausdrucke, „gerytert". Kein Freier war ihr hübsch, gescheit und vornehm genug gewesen, bis der Spiegel ihr eines Tages bedeutete: Nun ist es hohe Zeit . . . bis der Tobel-

müller kam, um, selbst ein hoher Vierziger, nach langem Unterbruch nochmals um die Spröde zu werben. Und diesmal soll sie schnellbesonnen Ja! gesagt haben.

Aber die Hochzeit durften wir uns mit ansehen, das that uns niemand wehren. Es war ein gar stattlicher Zug — uns Kindern däuchte er unvergleichlich prächtig —, der sich vom Wirtshause her, das Gäßchen herauf, nach dem Zelghof hin bewegte. Einen solchen Glanz hatte unser stilles Dorf noch nie gesehen. Voran die Hochzeitsmusik; und zwar entlockte der Schneiderdieter seiner Klarinette solch' verwegene Töne, daß meines Ättis Geige ihnen kaum zu folgen vermochte und des Düneweber̄s Querpfeife vor Verzweiflung laut aufschrie — uns Kindern kam trotzdem die Musik als eine himmlische, entzückende vor. Darauf folgte der Vortänzer in mittelalterlicher Tracht, die Hahnenfeder auf dem Hute, den Degen an der Seite — es war der Schuhmachermathys, wir wußten es zuvor; und wie der König David vor der Bundeslade, so tänzelte er vor dem gemessen einherschreitenden Bräutigam her und machte die possierlichsten Sprünge. Hernach die schier endlose Reihe der Hochzeitsgäste, angethan mit jeglichem Staat und links und rechts begleitet von der lärmenden Schuljugend, begafft von Männlein und Weiblein, die sich vom entlegensten Häuschen herbegeben hatten, um sich die Pracht mit anzusehen; so daß man sich nicht zu wundern brauchte, wie später einlaufenden Berichten zufolge dem Naglerhansheiri auf dem Hohrain derweilen von Strauchdieben der Küchenschrank ausgemaust und eine Speckseite vom Kamin heruntergestohlen werden konnte . . .

Vor des Zelghöfers Haus angekommen, bildete der Hochzeitszug einen Halbkreis, die Musik verstummte. Und der

Vortänzer schritt gravitätisch auf die Hauspforte zu und pochte mit dem Degenknaufe mehrmals an die verschlossene Thüre. Da that sich diese ein klein wenig auf und der Frau Zelghöferin freundliches Haupt wurde sichtbar; und der Sitte gemäß mußte sie fragen: Was ist Euer Begehr?

Singend antwortete der Vortänzer:

Was myn Begehr? das sollet Ihr wissen:
Ein Mägdelein fein, das thun wir missen,
Es weilet allhier im achtbaren Haus,
Ich thu' Euch gebieten, gebt's willig heraus!
Der Bräutigam, sehet, er stehet allhier,
Verlanget sein Bräutlein mit großer Begier.

Worauf die Bäuerin unter schallendem Gelächter der Menge die mit Fleiß schlecht gekleidete alte Küchenhanne zur Thür hinausschob. Der Herold jedoch erhob lauten Protest:

Die ist es nit!
Die ich meine,
Ist eine hübschfeine,
Hat rosenrote Wängelein,
Im Haar ein weißes Kränzelein . . .

Es kam ein anderes, minder althäßliches Weibsbild zum Vorschein, ein drittes und viertes. Endlich die reichgeschmückte Braut.

Da that das Männlein einen hohen Freudensprung.

Willkumm, du Bräutlein fein und zart!
Ich will dich führen nach guter Art
Zum hübschen Herzallerliebsten dyn,
Sollst hinfüro ganz syn eigen syn!

Er bot ihr unter vielen Kratzfüßen den Arm, die Musik verübte einen lärmenden Walzer, und so drehte sich das Paar, nämlich der Herold und die Braut, etliche Mal im Kreise herum, wobei ersterer gar lustig sein Federhütchen schwenkte und so hell und laut aufjauchzte, daß es droben am Kirchwald fröhlich anschlug, zur großen Belustigung der Gäste und Zuschauer, welche alle es offen bekannten: So wie der Thys (Mathys) kann's halt keiner! Wenn der mal nicht mehr da ist — es kann einen Wunder nehmen, wer's ihm nachmachen soll.

Einige Becher Wein, in der Runde ausgeschenkt, dann bewegte sich der Zug in derselben Ordnung, wie er gekommen, die eroberte Braut an der Seite des Bräutigams, das Gäßlein hinunter, der Dorfgasse entlang nach der Kirche hin. Glockenklang, Böllerschüsse und fröhliches Gejauchze ließen die Weisen der Festmusik schon nicht mehr aufkommen. Dann ward's auf einmal still, das Sankt Stefansglöcklein nur verkündete durch sein helles Bimmeln die Weihe der bedeutungsvollen Stunde.

Bald jedoch vernahm man wieder, vom Wirtshause her, Geigen- und Klarinettenklänge, lustige Tanzweisen, hellen Sang und übermütige Jauchzer, den ganzen Tag über bis in die tiefe Nacht hinein, so daß wir Kinder es in unserm Schlafkämmerlein hören konnten, lange, lange.

Des Morgens, beim Hinterbrunnen, sagte die Bäuerin zu meiner Mutter — sie sagte es vorsichtig leise: Wir hatten keinen Zank, ich und die Maribeth, das wirst mir glauben, Gertrud . . . Und doch bin ich froh, herzlich froh, daß sie fort ist. Sie war so übellaunig die letzten Jahr' über und hat mir den Wernet arg aufgewiesen; ich merkte es wohl,

wußt' es nur zu gut und durfte oder mochte nicht dagegen einschreiten, scheute den Streit.

Und zu Hause, nach Tische, hörte ich meinen Ätti erzählen: Das Stolzsein, das hat die Maribeth von ihrer seligen Mutter geerbt. Diese war, in ihrem hohen Alter noch, eine stattliche Frau und besaß ein Redhaus wie kaum ein Ratsherr und gab allenthalben Bescheid, in Haus und Küche, Hof und Scheune. Während ihr Mann, der Höferdursli, ein Zipfel war und sich ordentlich vor ihr duckte. Dieser Umstand hinderte jedoch die ehrsame Bürgergemeinde nicht, ihn zu ihrem Vorgesetzten zu wählen, war er ja im Besitze des größten Bauerngutes. Kam aber jemand ins Haus, war's der Privat- oder Gemeindegeschäfte wegen, so trat sie, die Bäuerin, vor und schob ihr Männchen-Statthalter hübsch beiseite und sprach: Laß du mich reden, das versteh' ich besser! . . . Sie war so ungemessen stolz, die Höferin. Einmal, unter dem Kirchdächlein — ich befand mich nebenan im Glockenhause und konnte mit oder ohne Willen alles gut hören — berichtete ihr die Seilerin angelegentlichst und ganz im Vertrauen, wie sie es mit eigenen Augen gesehen habe, schon öfters, wie des Ringsattlers Resi, des Höfers Werkmeitle, auf dem Heimwege vom Feld und mit der Zeine (Tragkorb) auf dem Kopf, erst bei ihren Leuten eingekehrt und die sämtlichen Speisereste, Speck, Brot und Gemüse ausgepackt und sich dann die ganze hungrige Sattlerfamilie darüber hergemacht habe . . . Die Seilerin rechnete für ihre Mitteilung offenbar auf hohen Dank. Was glaubst aber, Gertrud, was die Höferin darauf erwiderte? Es konnte kaum ein Zweifel darüber herrschen, daß die Angelegenheit sie, die haushälterische, aufsätzige Frau, gewaltig interessierte und der Mißbrauch, den das Resi mit ihren Speiseresten trieb, sie nicht wenig ärgerte.

Gleichwohl entgegnete sie ganz gleichgültig: So? Das Resi läßt die Sachen liegen, zu Haus', bei seinen armen Leuten? Ei nun, das vermag ich ja, und ob's mit oder ohne meinem Vorwissen geschieht, darum hat sich niemand anders zu kümmern. Ihr, Seilerin, wenn Ihr etwa Mangel an Brot oder Gelüst' nach Speck verspüren solltet — Ihr dürft's ja nur sagen! O das war ein giftiger, bitterböser Spott, die Seilerin drohte er zu ersticken . . . Das stolze Wesen der Höferin, fügte mein Ätti hinzu, hat sich einigermaßen auch auf ihren Sohn Wernet vererbt und von diesem ist ein gut Teil ebenfalls auf die Kinder übergegangen; mit alleiniger Ausnahme des Felix, der schlägt seiner Mutter nach, ist ebenso freiner, gutmütiger Art.

Was der Ätti hier sagte betreffs der Gemütsart der Nachbarskinder — das Urteil war ein gerechtes ganz und gar.

Um jedoch auf die Maribeth zurückzukommen: hätte man es ihr vorgesagt, an diesem ihrem glanzvollen Ehrentag, daß man sie genau nach Jahr und Tag ebenso glanzvoll zur Erde bestatten würde, sie und den ebenfalls toten Neugeborenen!

* * *

Auf Weihnachten fertigte uns der Ätti einen prächtigen, buntpapierenen Stern. Diesen setzten wir am Christabend in helle Beleuchtung und zogen damit, wir und des Höfers Kinder, das Dorf entlang, von Haus zu Haus, und sangen unsere Lieder, die althergebrachten Weihnachtsgesänge:

> Der Tag, der ist so freudenrych
> Allen Kreaturen . . .

oder:

> Eine große Freud' verkünd' ich euch,
> Allen Völkern des Erdenreich.

O Christ, wach' auf, steh' auf und lauf'
Zum Kripplein, zum Kindlein, zum Mütterlein —
Lauf, lauf!

— — — — — —

Gegrüßt seist du, o Jesulein,
Schöns Kindelein!
Laß mich dein eigen sein,
Herzliebes Jesulein.

— — — — — — —

Wie bist du so arm in diesem Stall,
Du reiches Jesulein!
Dein Reichtum ziert des Himmels Saal,
Du armes Jesulein!

Wie bist du so schwach auf dieser Welt,
Du starkes Jesulein!
Deß Kraft die ganze Welt erhält,
Du starkes Jesulein . . .

Und so fort.

Eigentlich waren es einzig wir Schulmeisterskinder, die den Sang aufführten, während des Höfers nur so mitsummten und murrten, weil sie eben keine Stimme besaßen oder vielmehr kein rechtes Gehör. Wie es aber hernach zum Teilen kam der ersungenen Heller und Pfennige und Baumnüsse, da wollten sie gleichwohl ihren Teil davon haben, und wir ließen es, auf meiner Mutter Bedeuten hin, gutwillig geschehen. Vergalt es uns doch die Bäuerin hintennach reichlich mit Honigkuchen und frommen Helgen (Heiligenbildchen), deren

letztere sie eine ganze Menge besaß, als Geschenk ihres Bruders, des Klosterherrn zu St. Urban.

Das Schleifen auf den dickbeeisten Moosmatten, das Schlittenfahren über die jähe Kirchhalde herunter, der Fasching mit seinen belustigenden Schalksnarreteien, die alte Fastnacht mit ihren Kuchen und andern Genüssen, der Osterhase mit seinen bunten Eiern — die Freuden reihten sich ja förmlich an einander.

Das Frühjahr jedoch brachte zwiefaches Leid. Ein schier unerhört starker Spätfrost verdarb Einem urplötzlich die sorglos im Freien belassenen Blumenstöcke samt nnd sonders — o weh! . . . Darauf, am Vorabend des Auffahrtsfestes, starb unser alter Pfarrherr, zur aufrichtigen Trauer der ganzen Gemeinde. Denn er war ein solch' frommer und mildthätiger Herr gewesen, so freundlich und leutselig gegen Vornehm und Gering, besonders gegen uns Kinder, so ganz anders als der hochmütige Herr Vikar Pfyl. . . Als er, der würdige Pfarrherr, älter wurde und kränkelte, wäre er, selbst ein Stadtkind, gar zu gerne städtischer Chorherr geworden, um den Rest seines segensreichen Lebens in Ruhe und Beschaulichkeit schließen zu können, welche Vergünstigung ihm von maßgebender Seite in Anerkennung seiner vielfachen Verdienste denn auch in sichere Aussicht gestellt worden war. Das Verhängnis jedoch hatte es anders beschlossen oder vielmehr war es sein eigener, gerader, gottesfürchtiger Sinn, der ihm einen Strich durch die Rechnung machen sollte. Das war an einem Kirchweihfeste gewesen; und zahlreiche Gäste, geistliche und weltliche, hatten sich zum üblichen Pfarrschmause eingefunden, darunter auch der hochangesehene Oberst von Büßlein mit Kutsche und Pferd und begleitet von dem Standesweibel in der „Farbe“;

denn er war direkt von Luzern gekommen, wo er als erster Standesgesandter der hohen schweizerischen Tagsatzung beigewohnt. An der Pfarrtafel ging es demnach auch gar hoch und laut her. Und als die Herren zur Vesper kamen in die Kirche, glühten ihre Häupter wie das Abendrot, und sie sangen die Psalmen und Antiphonen so hell und kräftig, daß meines Ätti's nüchterne Leitstimme schon gar nicht mehr durchzudringen vermochte. Der Herr Oberst-Gesandte, er allein, war nicht dabei. Er hatte sich für den nachmittägigen Gottesdienst Dispens erbeten, gieng aber, statt nach Vorgeben sich auszuruhen, das Pfarrgäßlein hinaus, bog links ab und huschte, er, der stolze fürnehme Herr und Familienvater, in das unansehnlich rußige Häuslein hinein, wo die alte Hechlerin wohnte oder vielmehr ihre ebenso hübsche als übelbeleumdete Tochter Sibylla. . . . Es war zwar nicht das erste Mal, daß der Herr Oberst diesen Strich genommen; doch heute, an dem hohen Festtage — das Ärgernis war zu offenkundig und allzugroß! Und als ihn bei seiner Rückkehr der Pfarrherr darüber zur Rede stellte, ernst und unumwunden, da brauste der Herr Gesandte beleidigt auf, befahl dem Kutscher sogleich einzuspannen, griff nach Rohrstock und Nebelspalter und zischte beim Abschied seinem Gastgeber grimmig ins Ohr: Nun, Ludi (Ludwig), bist du Chorherr g e w e s e n, denk' dran! . . . Und so geschah es denn auch: alles Supplizieren half nichts, das violette Mäntelchen ward dem alten Herrn, trotz aller wohlerworbenen Rechte und Verdienste, nicht zu Teil.

Diese Geschichte habe ich erst lange, nachdem sie geschehen, erfahren; auch gehört sie eigentlich gar nicht hieher, wollte ich doch vom neuen Herrn Pfarrer berichten, wie prächtig sein Einzug und wie hoch es herging an selbigem Tage, und wie

mein Ätti uns Schulkinder ein feierliches Begrüßungslied gelehrt, viele Wochen hindurch. Als es aber, nämlich das Lied, zur Aufführung gebracht werden sollte — es war dies an der ersten Ehrenpforte bei des Heinihansen großem Wildbirnbaum, an der Unterdorfstraße — da stieß des Schleifers Anneli gleich zu Anfang einen solch' vorzeitigen und übelangebrachten „Geuß" (Schrei) aus, daß die Buben in lautes Gelächter ausbrachen, und wir alle nichts Rechtes mehr zu Stande brachten, zum unbeschreiblichen Ärger meines armen Ätti's, dem der Zwischenfall alle Freuden des Tages verdarb.

* * *

Der neue Ortspfarrer war, im Vergleiche zu dem lieben verstorbenen, ein gar mürrischer und wunderlicher Herr und konnte, da er bislang, d. h. seit zwanzig Jahren die Stiftskaplanwürde versehen, sich in den neuen und vielseitigen Wirkungskreis, in die Sprache, Sitten und Gewohnheiten der ländlichen Bevölkerung fast nicht hineinfinden. So erinnere ich mich noch ganz genau einer Unterredung, die er in der Schulstube und in meiner Gegenwart mit meinem Ätti gepflogen und welche die Art und Weise des Pfarrzehntenbezuges zum Gegenstand hatte.

Also die zehnte Getreidegarbe, den zehnten Heuschochen, den zehnten Bund Hanf bekomm' ich von diesen Bauern — ist's nicht so, Schulmeister? frug der Hochwürdige. — Nun, wie werd' ich es angreifen müssen, daß ich das Alles auch richtig bekomme? Schafft mir Rat, Schulmeister!

Dies Alles, erklärte mein Ätti, wird Euch unkostenfrei in die Scheune geliefert, Herr Pfarrer, und zwar von den hiefür bestellten Einfahrern, Zehntbauern genannt. Blos habt Ihr die ortsüblichen Gebräuche innezuhalten.

So? worin bestehen denn diese Gebräuche?

Ich will sie Euch gerne mitteilen, Herr Pfarrer, so gut sie mir bekannt sind. — Also, wenn der Bauer Euch ein Fuder Heu oder Getreide einfahrt, bekommt er als Labung einen Schoppen Wein, nebst Brod und Käse oder auch Schinken.

So? Ist das Gebrauch?

Ja, Herr Pfarrer . . . Für das letzte Erntefuder gebührt überdies dem glücklichen Fuhrmann ein Gulden Trinkgeld —

Wie sagt Ihr, Mann? Einen ganzen Gulden?

Ja, Herr Pfarrer, das ist Gebrauch . . . . Dann, zur Winterszeit, kommen die Bauern das Getreide zu dreschen; dafür nehmen sie das Stroh, d. i. sie teilen sich in dasselbe.

Wie? Sie nehmen mir das Stroh?

Ja, Herr Pfarrer, für ihre Müh', das Einfahren und Dreschen. Ihr werdet doch nicht verlangen können, daß sie dies Alles umsonst thun?

Hm! Hm! brummte Se. Hochwürden.

Mein Ätti jedoch fuhr in seiner Aufzählung fort: Jeden Sonnabend während des Dreschens bekommen die Bauern eine Flasche Branntwein, nebst Brod und Käse; desgleichen, wann eine Fruchtgattung, sei's das Korn, der Roggen oder der Hafer, heruntergedroschen ist, ein Gläschen Kirsch.

So? Ist das Gebrauch?

Ja, Herr Pfarrer, das ist Gebrauch von jeher . . . Und ist all' das Getreide gedroschen, so habt Ihr die Flegellöse zu geben.

Die Flegellöse — was ist das, Schulmeister?

Eine Mahlzeit, Herr Pfarrer, eine Vergnügungsmahlzeit an die Drescher, bestehend aus Braten, Schinken, Wurst und Kuchen oder sonst was, das gut schmeckt. Dazu hinreichend

Wein, als Dank für all' den Segen, der die Speicher gefüllt.

Ist dies, Eure „Löse" da, noch immer Gebrauch?

Ja, Herr Pfarrer . . . Und dann noch eines: Jedem der besagten Bauern habt Ihr —

Der Pfarrherr jedoch stampfte ärgerlich mit dem Fuße und rief: Haltet ein, Schulmeister, ich mag nichts mehr wissen von Euern dummen Gebräuchen — der Käfer mag sie holen! Ihr bringt einen mit diesen Euren Gebräuchen förmlich auf die Gaß, ja das thut Ihr mit Euern Bauern-Unverschämtheiten!

Aber die gewaltigen Heustöcke, wagte mein Ätti einzuwenden, die Unmasse Getreide aller Art.

Gehört mir Alles von Rechtswegen, eiferte der Pfarrherr. Ja, wie mir zu Ohren gekommen, ist mein Einkommen bereits schon um dieses oder jenes geschmälert worden auf ungerechte, gewaltsame Weise. Soll doch die dem Pfarrherrn zustehende jährliche Brennholzgabe von vierundzwanzig Klafter freventlich auf die Hälfte heruntergesetzt worden sein, und zwar auf ganz einseitige, hinterlistige Weise, bei Anlaß eines Pfarrwechsels. Erst gestern habe ich im Pfarrhause gelesen, daß sich die Gemeinde sogar nicht gescheut, dem Herrn Dekan Hitzig selig den Prozeß zu machen — schöne Bauern das und saubere Christen, die sich der heiligen Kirche gegenüber solches zu thun unterstehen!

Da entgegnete mein Ätti mit ruhigem Ernst: die Dorfvorsteher und Bauern, so das thaten, sind alle tot, auch der Herr Dekan ruht längst unter der schweren Steinplatte im Kirchenchor. Und betreffs dieses Prozesses hatten die Bauern Recht und der Herr Dekan sehr Unrecht. Eine seiner Mägde hatte sich verheiratet; und obgleich sie und ihr Mann weder

in hiesiger Gemeinde eingebürgert waren, noch in hiesiger Gemarkung ihren Wohnsitz hatten, wußte es doch der Herr Dekan durch Bitten und Drohungen dahin zu bringen, daß den besagten Eheleuten das Burgerholz ausgehändigt wurde. Als er jedoch gar noch verlangte, die Gemeinde solle von hier aus, quer durch den Kirchwald, nach der von der gewesenen Dienstmagd angekauften, in fremdem Dorfbanne gelegenen Besitzung ein Sträßchen bauen, da fanden die Bauern freilich, diese Zumutung sei doch eine allzustarke.

O ja! fiel ihm der Pfarrherr in's Wort, diese Euere Bauern finden gleich Alles zu stark, was sich auf's Geben bezieht; wenn es sich aber um's Nehmen handelt, da sind sie gleich bereit! . . Allein ich werde meine Pfründrechte wohl in Obacht halten, ich!

Er konnte gleich so eifrig werden, der arme Herr Pfarrer!

Er hatte auch eine Fräulein Schwester mit auf die Pfarre gebracht, eine ältliche Dame mit spitzigem Kinn, spitziger Nase, großen Scheitellocken und einer Brille auf der Nase; des fernern eine Köchin, eine Dienstmagd, einen Hausknecht, nebst einem ganzen Rudel Jagdhunde. Auch einen Vikar hielt sich der Pfarrherr, obwohl er selbst noch rüstig und arbeitsfähig war und die Pfarrei als eine der bequemsten und begehrenswertesten Pantoffelpfründe galt, also benennet, weil die Kranken- und andern seelsorgerlichen Besuche der geringen Entfernung wegen sozusagen in den Pantoffeln vollzogen werden konnten. Das, die zahlreiche Bevölkerung, gab ein frisches, reges Leben in das stille Pfarrhaus und war wohl geeignet, die Neugierde der sämtlichen Dorfbewohnerschaft rege zu machen, die nicht eher ruhte, bis sie über die Personalien der

Ankömmlinge, ihre Vorgeschichte u. s. w. sich möglichst und des Eingehendsten unterrichtet hatte.

Bei diesem Anlasse, nämlich dem Einzuge der Pfarrhaushaltung, bekam ich zum ersten Male einen Regenschirm zu sehen, ein mächtiges rotes Familiendach, dessen sich die Fräulein Helene bediente, um die paar Schritte von der Kutsche bis an die Pfarrhauspforte zurückzulegen und sich vor dem Tauwetter zu schützen. Schau, schau! riefen wir, Groß und Klein, allesammt. Denn bis anhin kannte man auf dem Lande kein anderes Schutzmittel gegen Regen und Schneefall, als die um Kopf und Schultern geschlungenen Bett- oder Tischlacken, ein seltsamer Anblick zwar, zumal bei Prozessionen, Bittgängen, Marktfahrten und dergleichen oder gar bei Nachtszeit, wo die Leute das Aussehen hatten von wandelnden Geistern.

Desgleichen bekam ich im Pfarrhaus den ersten Kaffee zu kosten; das geschah, als ich dem Pfarrherrn zu seinem Geburtstage frühreife Erdbeeren in's Haus brachte, und er und die „Fräule“ gerade beim Frühstück saßen . . . Und als ich es meiner Mutter berichtete, wie seltsam gut mir der braune Trank geschmeckt, da seufzte sie: Ach ja, diese Reichen, diese Herrenleut' haben's doch gut! Seit langem muß ich den dicken Haferbrei nur so hinunterwürgen, weiß kaum mehr, was ich essen mag. Allein Kaffee, eigengebrauten Kaffee, werd' ich wohl keinen bekommen mein Lebtag nicht, dafür ist er viel zu teuer — denke man, einen Neuthaler das Pfund! Zudem wüßt' ich denselben kaum ordentlich zu bereiten und könnte es mir hiebei gehen, wie letztes Jahr dem Jörlivikter, der, bei einer Kindstaufe und den fürnehmen Gevattersleuten zu Ehren sich den Aufwand ebenfalls gönnen wollte; er quetschte die rohen Bohnen in seinem Eisenmörser und mit unsäglicher

Mühe zu einem zähen Teig und kochte und kochte, und dennoch wollte die Brühe nimmermehr braun werden . . . Übrigens, berichtete die Mutter weiter, ist der neue Modetrank auch hier herum schon gar nicht mehr so unbekannt, denn wenn man der Hechlerin Glauben schenken will, so trinkt bereits die Müllerin Kaffee, die Hohlbäuerin und dem Schmied seine Frau — freilich nur Sonn- und Feiertags und ganz insgeheim, möchten halt nicht als Verschwenderinnen gelten. Auch die Höferin hab' ich in Verdacht, lächelte sie doch, als ich letzthin von dem Ding zu ihr sprach, so seltsam geheimnisvoll. Nun, sie vermag's ja, die Höferin, sie vor allen Andern.

* * *

Meine Mutter fing mehr und mehr an zu kränkeln; sie hatte Magenbeschwerden bekommen und diese sollten sie nie mehr ganz verlassen.

So mußte denn ich, statt ihrer, die Schulaufsicht führen, obgleich ich selbst der Schulpflicht noch nicht völlig entwachsen war.

An Kenntnissen freilich war ich allen meinen Schulgenossen, ja selbst meinem Ätti voraus. Der Ätti mußte das eingesehen haben, denn er ließ mich in meiner keck übernommenen Lehrthätigkeit ziemlich frei schalten und walten.

Und ich hatte hiebei meine liebe Not mit meinen Altersgenossen, zumal mit den Buben, welche mich so neckisch anguckten, sich dumm und widerspenstig geberdeten und mich dadurch in Verzweiflung setzten ganz mit Fleiß.

Einer ganz besonders . . .

Ja Einer ganz besonders — es war der mutwilligste und boshafteste von Allen — fand seinen Gefallen darin, mir, so oft ich in seine Nähe kam, hinterrucks die Haarzöpfe zu-

sammenzuknüpfen oder mich in den Ellenbogen zu kneipen, daß ich schier laut aufschreien mußte. Er verlachte alle meine noch so herben Züchtigungen. Er brachte meinem Haselstocke, so oft dies ungesehen geschehen konnte, tiefe Einschnitte bei, so daß beim ersten besten Dreinschlagen die Stücke davonflogen, zur großen Belustigung der ganzen Bande.

Ja dieser Eine — es war dem Schreinerlenz sein Sohn und hieß Konrad — ließ mir keine Ruhe, selbst als er und ich der Schule entwachsen waren.

Der Schreinerlenz hatte die paar neuen Schulbänke zu verfertigen übernommen. Und es kam der Junge, der bereits ein flinker, fixer Schreiner geworden, immer und immer wieder das Vormaß zu nehmen; ebenso brachte er die neuen Lineale schier Stück um Stück in's Haus.

Und schwieg auch sein Mund, seine Augen sprachen eine Sprache, die mir tief in's blutjunge Herz hineindrang, es immer heftiger schlagen machte und meine Gedanken verwirrten. Und konnte er das neckische Gebahren auch fortan nicht lassen — einmal, eines Winterabends, brachte er mir ein prachtvoll gearbeitetes und mit meinem Namen geziertes Ellenmaß mit, als Entgelt, wie er sagte, für die vielen mutwillig verdorbenen „Tatzerstecken". Mein Herz pochte vor Freude; allein den Dank, den er verlangte, ein erstes winziges harmloses Küßchen — durfte ich es ihm gewähren? Er raubte es mir, der Garstige!

— — — — — — — — — — — — — — —

Dann kamen aber die bösen Pocken . . .

Ja, wenn der Krachenveri noch am Leben gewesen wäre! Der aber war tot, und die gelernten Menschendoktoren wußten allesamt keinen Rat. Schier kein Haus, in welches die furcht=

bare Seuche nicht gedrungen. Viele, aus der Blüte der Jahre, hatte man bereits hinausgetragen auf den kalten Friedhof, und andere Erkrankte mied man gleich Aussätzigen.

Ja, wenn der Krachenveri noch lebte! so jammerten meine Eltern immer und immer wieder.

Er, der Veri, war meines Ätti's Erzählung nach des Riesenmättlers Sohn gewesen. Der Riesenmättler genoß weit und breit den Ruf eines sehr geschickten Vieharztes. Sein Junge jedoch sollte weit mehr, sollte ein ebenso berühmter, gelernter Menschendoktor werden. Der Alte opferte zu dem Zwecke Hab' und Gut, und der Junge stieg von einer Stufe der Wissenschaft zur andern. Als er jedoch nahe daran war, obenaus, nämlich auf den Punkt zu gelangen, wo der Doktor fix und fertig herauskommt, da verübte der leidenschaftlich und jähzornig angelegte Veri einen bösen Streich, erstach einen Kameraden in wildem Zweikampf; und er entfloh und ward nicht mehr gesehen und galt als verschollen, an die zwanzig Jahre.

Etwa zwanzig Jahre mochten verflossen sein, so erzählte mein Ätti weiter, da kam eines Tages ein auffällig gekleideter und wild aussehender Mann am Krückstock ins Dorf geschritten. Auf dem Kopf trug er eine hohe Pelzmütze, den Leib hatte er in einen langen, grauen Husarenmantel gehüllt, dessen einer Ärmel schlaff und leer herunterhing; dazu ein hölzernes Bein, das graubärtige Gesicht mit zahllosen Narben bedeckt — wer hätte in dem seltsamen, verkrüppelten Mann den Veri, des Riesenmättlers Sohn, erkennen können? Seinen Vater hatten Kummer und Gram längst ins Grab gebettet, dessen Hab und Gut war in die Hände der vielen Gläubiger übergegangen. Für den zerschossenen, mittellosen Kriegsmann gab es also kein

Heim und keine Ruhestätte mehr. Und Niemand im Dorfe, der den wild und höhnisch dreinblickenden, arbeitsunfähigen Mann in das Haus aufnehmen mochte, selbst die mutige Frau Statthalterin nicht, auch nicht um die eröffnete Armenspende, so sehr ward er gescheut und gefürchtet.

Um selbige Zeit war's, daß der Krachenhansli, der alte Kohlbrenner, das Zeitliche segnete, und das Hüttchen leer und verlassen dastand, das einsame Hüttchen, weit hinten im einsamen, wilden Waldkrachen. Ein paar Tage darauf bekam das rußige Nest wieder seinen Bewohner, und statt des Krachenhansli hatten wir nun den „Krachenveri".

Von da an ward der Mann im Dorfe kaum mehr gesehen und Jedermann wunderte sich groß, wie er, aller Mittel bar, sich in dem öden Krachen nur ausbringen konnte. Nach und nach kam es an den Tag: er war ein geschickter Vogelsteller; die gesangsdressirten Hänflinge, Drosseln, Staare und Meisen trug er in die Stadt und bekam seinen schönen Batzen dafür. Er erwies sich aber auch als schlauer Wildfänger, dem die Hasen, Marder, Iltise und Füchse sozusagen spornstreichs in die Fallen und Schlingen liefen, denn er verstand sich auf das Bannen . . .

Ja noch mehr: aus dem Kriege hatte er sich, als einzige Beute, ein uraltes und höchst seltenes Doktorbuch mit heimgebracht; darin standen in fremdländischer Sprache die wunderwirkendsten Mittel gegen alle Presten an Leut' und Vieh. Und immer mehr der Presthaften aus Nah und Fern eilten, einige auf Umwegen, nach dem Krachen zum Wunderdoktor hin und Alle rühmten die geheimnisvolle Kraft seiner Heilmittel, Kräuter, Salben und Kataplasmen. Keiner aber betrat die Krachenhütte, ohne sich zuvor fromm zu bekreuzen, keiner ohne

Furcht und Zagen, denn dort drinnen wimmelte es hinter Glas und in Verschlägen von Laubfröschen, Kröten, Schlangen und anderm seltsamen Getier; auf der Ofenstange saß angekettet und die Federn sträubend ein wildblickender Uhu, unter der Herdbank lugte ein gezähmter Fuchs hervor; zu all' den Unvernünftigen sprach er wie zu Seinesgleichen und sie schienen seine Sprache zu verstehen. Vom geschwärzten wurmstichigen Eckschränklein grinste ein schauerlicher Totenschädel dem Besucher entgegen, Skelette von Tieren aller Art zierten die morschen Bretterwände, von der Decke herunter hingen Büschel getrockneter Waldkräuter, die einen durchdringenden Geruch verbreiteten. Zudem standen gemeiniglich einige Retorten ob dem Herdfeuer, in welchen es lohete und flimmerte — war es der Hexentrank, den er sich darin braute? O Graus!

Die Furcht, welche die Leute mehr und mehr vor dem Krachenveri empfanden, wurde auch nicht gemildert durch die Art und Weise, wie er den Hilfesuchenden empfing und behandelte, die rauhe Frage nach Begehr, der schnarrende Ton seiner Stimme, der stechende, durchdringende Blick seiner in allen Farben schillernden Augen, die unhöflichen Geberden, das ganze höhnische, menschenfeindliche Benehmen. Allein man überwand Furcht und Grauen, denn wo die geschicktesten Ärzte verzweifelten, da wußte er, der Krachenveri, Rat und Hilfe, oder es müßte denn das Übel bereits ans Äußerste geraten sein.

Einstmals — Du erinnerst Dich dessen wohl kaum, Martha, denn damals warst noch ein Kind —, einstmals in rauher Winternacht — draußen lag kniehoher Schnee, und der Sturm raste und heulte um das Haus herum, als wollte

er alles Bestehende über den Haufen werfen, und wir beteten just den Abendsegen, um uns dann zur Ruhe zu legen — da wurde laut und ungestüm an die Hauspforte gepocht. Und als ich den nächtlichen Wanderer einließ ans Stubenlicht — meine Mutter saß im Pfühle, die Deine am Spinnrocken, und beide schrieen schier laut auf vor Entsetzen, denn derjenige der eintrat, war niemand anders als der Krachenveri, der Krachenveri über und über mit Schnee bedeckt, der Krachenveri, der Wand entlang tastend, ächzend und in fremdländischen Lauten Verwünschungen ausstoßend. Nachdem er mühsam die Ofenbank erreicht und sich darauf niedergelassen hatte, erzählte er — es war das erste Mal, daß ich ihn sprechen hörte und hatte ordentlich Mühe, um ihn zu verstehen — wie er hoch vom Berge, vom Alphof, heruntergekommen, wo ein Kind zur Welt geboren worden mit einer Hasenschnarze im Gesicht, nebst einem andern häßlichen Mal. Das sollte er heilen gehen.

Heute, bei der Witterung?

Heut' Abend ja! schnarrte er verdrießlich. Es war der dritte Tag, die höchste Zeit, um die Dinger wegbringen zu können . . . Dabei, auf der Rückkehr, kam ich in den Schneesturm, auf der hohen Brücke, danächst droben, glitschte ich aus, der Krückstock fiel in den Bach und bald, es fehlte kein Schritt, wär' auch ich 'nein geplumpst. O diese Gegend, dieses Hundeklima! da hatten wirs, in Hispanien, doch ordentlich feiner.

In Spanien seid Ihr gewesen?

Ach ja, in Spanien, in Flandern, im ganzen deutschen Reich herum, in der Lombardei, in Ungarn, bis hinein ins Türkenland, überall, so weithin des Kaisers Arm reichte, wohin er seine Kriegsscharen hinziehen ließ zu blutigem Trutz,

zu starker Abwehr — oih! mein Stumpf! ächzte er, der elende Stumpf an Arm und Bein!

Zieht Euern Mantel aus, mahnte ich und macht es Euch bequem auf der warmen Ofenbank!

O nein, wehrte er, ich mag nicht rasten, einen Stock nur, einen langen, derben, wenn ich bitten darf! Ein Küchenscheit thuts schon für die Not . . . Was würden meine Kinder sagen zu Hauſ', grinste er, wenn ich die Nacht ausbliebe!

Seine Kinder nannte er das Getier! seine elende Hütte ein Haus! . . . Allein es war nicht möglich, daß er sich fort und nach seinem Krachen hinbegeben konnte, des Wetters Graus und Wut hatte den höchsten, unerhörten Punkt erreicht, die Wände erzitterten, das Licht auf dem Tisch flackerte unruhig hin und her, das Haus erbebte in seinen Fugen — einen Hund würde man nicht hinausgestoßen haben, und der Veri war doch kein Hund, sondern ein Ebenbild Gottes, und wie ich in der Folge wahrnahm, keines der verächtlichsten. Zwar beide Frauen, Deine und meine Mutter, sahen mich ängstlich und flehentlich an, ich solle den Schrecklichen doch ziehen lassen. Ich aber führte ihn, seines Sträubens ungeachtet, nach der warmen Ofenbank zurück und schenkte ihm ein Gläschen alten Wachholder ein. Und der Mann, erst noch so knurrig und verschlossen, taute sichtlich auf und fing mir an zu erzählen von den Kriegszügen, die er mitgemacht, den Freuden des Reiterlebens, den vielfältigen Abenteuern und Gefahren und wie ihm endlich in derselben Schlacht die feindlichen Geschützkugeln Arm und Bein in fast demselben Augenblicke vom Leibe gerissen. Gleich jedoch schien ihn die Plauderhaftigkeit sehr zu reuen und er verfiel plötzlich wieder in seine gewohnte mürrische Verschlossenheit zurück. Selbst ein zweites

Gläschen Wachholder vermochte ihn nicht aufzuheitern, vielmehr — es mochte Mitternacht vorüber sein und der Sturm schien sich ein wenig gelegt zu haben — da fuhr er ungestüm auf und verlangte Stock und Auslaß, denn er sei entschlossen, den Rest des Heimweges anzutreten.

Also der Schulmeister bist, der junge Schulmeister? knurrte er, mich scharf angrinsend. Also doch noch ein Gerechter und Mitleidiger in dem Nest — will der Wohlthat gedenken, Schulmeister! . . . Vorderhand — er griff in seine Manteltasche und zog nebst einigem andern Krimskrams ein Salbenbüchslein hervor — vorderhand behalt' dies als kleine Abzahlung. Eine Salbe, nicht mit Gold aufzuwägen, heilt Dir in drei Tagen Schnitt-, Brand- und Quetschwunden schmerz- und schier spurlos; blos mußt das Pflästerchen genau zur Betläutzeit auflegen, gleichviel ob morgens oder abends, und nicht mehr dran rühren, bis es von selbst abfällt.

Und die Salbe, die schier durchsichtig feine, gelbe, erwies sich in all' den angedeuteten Fällen wirklich als geradezu wunderheilkräftig, das mußten alle meine Nachbaren, so sie sich auf diese oder jene Art wirseten*), gern oder ungern bekennen.

Als jedoch Deine Mutter das „böse Tier" an die Hand bekam, da reichte die Salbe, auch der ganze Rest derselben, nicht aus, das war ein Übel anderer Art, da mußten wir den Krachenveri selbst zu Rate ziehen. Und was er mir mitgab zum Gebrauche, das war ein mit seltsam riechendem Öl getränkter Lappen — selbigen Abend noch konnte Deine Mutter, die acht Tag' und Nächte hindurch vor Schmerz keine Ruhe

*) verletzten.

mehr gefunden, sich erquickenden Schlafes erfreuen und als sie des folgenden Morgens erwachte, war die Hand gesundet, das „böse Tier" verschwunden . . . Das kranke Euter der Tiere heilte der Veri gar ohne Mittel, aus der Ferne, durch bloßes Murmeln eines Sprüchleins, ebenso den Kopfgrind, die Dorn- und Feigenwarzen, den Schurf und dergleichen, war das nicht seltsam, wunderbar?

Der Veri ward von den Leuten ebenso gesucht, als gescheut und gefürchtet, gefürchtet seines barschen und absonderlichen Wesens und wilden Aussehens, sowie namentlich der übernatürlichen Kräfte wegen, über die er offenbar verfügte. Er selbst mied allen geselligen Umgang mit seinen Mitmenschen aufs strengste, vergrub sich immer mehr in seiner Höhle, in seinem Wald; er that auch kein „christlich Zeichen", d. h. die Kirche und ihre Gebräuche waren ihm völlig fremd. Wie sollten sie nicht, ihm dem Zauberer? Kam aber das Allerseelenfest, so fand der Totengräber das Grab des seligen Riesenmättlers mit Moos und Waldblumen geschmückt, über Nacht.

Und als einmal — es sind nun zehn Jahre her — die Leute eines Morgens den Krachenveri besuchen und um Hilfe angehen wollten, da lag er langausgestreckt und in seinen Reitermantel gehüllt auf dem Mooslager, steif und tot. In den gefalteten Händen hielt er ein Buch; es war nicht das vielbestaunte Doktorbuch, es war — die Bibel . . . Und Fuchs und Uhu, Frösche, Eidechsen und Schlangen waren entflohen — hatte er ihnen vor seinem Tode die Freiheit wieder gegeben? Es mußte wohl so hergegangen sein, denn all' die Verschläge standen offen, die Kettlein waren gelöst. Auch das Doktorbuch war verschwunden, vielleicht begraben, vernichtet, wer weiß!

Ja, wenn der Krachenveri noch lebte, seufzte der Ätti nochmals und tief, dann wär's mit Deiner Krankheit nicht so weit gekommen, armes Kind!

* *
*

Als mich endlich das Pockenfieber gänzlich verlassen hatte und ich soweit hergestellt war, um, seit vielen Wochen das erste Mal, wieder die Wohnstube zu betreten, und ich, ein Buch in der Hand, auf der warmen Ofenbank saß, da wurde an die Thüre gepocht und ein Mannsbild mit einem Fensterflügelchen in der Hand trat ein und zwar so rasch, daß ich nicht zuvor entfliehen konnte. . . . Es war er, an den ich die Zeit über so viel gedacht, dessen Bild mir der Fiebertraum unablässig vorgegaukelt, und bei dessen Anblick mein Herz nun hoch aufjauchzte vor heimlichem Entzücken. Er aber, als er meiner ansichtig wurde, riß die Augen weit auf, starrte mich wie eine Unbekannte lange und sprachlos an. Und ich sah es, wie ihm das Fensterlein schier aus der Hand entfiel vor Schrecken . . .

Ich wußte mir einen Spiegel zu verschaffen und als ich hineinblickte, da graute mir vor meinem eigenen Bilde und ich schrie laut auf vor Entsetzen: Das eine Auge erblindet, das Angesicht, Hals und Nacken mit zahllosen Pockennarben bedeckt und furchtbar entstellt! Durft' ich es ihm verdenken, daß er sich nimmer blicken ließ, daß er das Felleisen packte und als Schreinergeselle in die weite Welt hinauswanderte, aus welcher er nicht mehr zurückkehren sollte — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nun konnte ich, einmal zu Kräften gekommen, ungestört Schule halten, kein Knabe ließ es sich mehr einfallen, mich durch

neckisches Gebahren in Verlegenheit zu setzen. Hatte ich doch selbst für gut gefunden, mir ein breites Tuch um Kopf und Nacken zu schlingen, um durch meine Häßlichkeit niemandem Schrecken oder Ekel einzuflößen.

Und kein Mensch glaubte Anstoß daran nehmen zu müssen, daß nun der junge Herr Vikar, der hochgebildete und schulfreundliche, mir beim Schulhalten mit Rat und That an die Hand ging und es sich angelegen sein ließ, mein schwaches Wissen durch seine Lehren auf die ersprießlichste und zugleich rücksichtsvollste Weise zu erweitern und zu ergänzen.

* *
*

Oftmals, wenn ich meine Gespielinnen sah, die hübschen, feinwangigen und lebensfrohen, da überkam mich namenloses Weh . . .

Und kam mir in unbedachten Augenblicken der Gedanke an denjenigen, der mich so lieb gehabt und nun verlassen hatte, dann entrang sich meinem Herzen ein schmerzhafter Aufschrei.

Es machten mich meine Freundinnen zur Vertrauten ihrer jungen süßverschämten Herzensgeheimnisse. Die Glücklichen ahnten wohl nicht, daß ich selbst schier verging vor — Neid. Ja, vor Neid, Kleinmut und Hoffnungslosigkeit.

Niemand ahnte es, was in meinem verschlossenen Herzen vorging, das bittere Weh, als meine liebe Mutter. Und sie fuhr mit ihrer weichen Hand sanft über die abgemagerten, narbengerissenen Wangen und flüsterte: Verzage nicht, mein Kind, es kann alles besser, alles wieder gut werden. Sieh' Deine Häßlichkeit hat während der kurzen Zeit schon ganz bedeutend abgenommen, die Narben schließen sich allmählich und

bald wirst Du wieder meine liebe, hübsche Martha sein. . . . Und sollte dies auch nicht eintreffen — verzage nicht, mein Kind, sondern bedenk', es war so Gottes Wille! Bleib Du nur immer brav und gut. Und magst vielleicht auch dieses oder jenes missen müssen hier auf Erden, was andere ziert, erfreut und beglückt — einst wird auch Dir ein Kranz zu teil werden, ein dornenloser, unvergänglicher, dort droben bei den Engeln.

Ach, wie vieler Thränen es bedurfte, wie vieler Gebete in schlafloser Nacht, bis ich die Ruhe meines Herzens wieder gefunden und mir die Seelenstärke angeeignet hatte, die ich in meinem einstweiligen Berufe so sehr benötigte!

* *
*

Es war meinem Ätti durch die Vermittlung Dritter, namentlich des freundlichen Herrn Vikars, gelungen, gemäß seines längst gehegten Planes, die Aufnahme unseres Viktor in die Knabenchorschule des Stiftes St. Urs und Viktor zu erlangen. Daselbst war meinem Bruder die Gelegenheit geboten, sich eine ziemliche Fertigkeit in der liturgischen und Choralgesangkunst anzueignen, ein Haupterfordernis für den damaligen richtigen Landschulmeister, der zugleich die Stelle eines Vorsingers zu versehen hatte, dem eine Schwäche in dieser Beziehung, selbst neben den trefflichsten pädagogischen Leistungen, kaum verziehen oder übersehen worden wäre. Nun, unser Viktor wußte bereits ordentlich die Geige zu handhaben, sein natürliches musikalisches Gehör ließ nichts zu wünschen übrig, und damit war auch die Grundlage geschaffen zu dem gehofften guten Erfolg. Auch an Segenswünschen und frommen Rosenkränzen hatten es meine guten Eltern nicht fehlen lassen.

Zugleich mit unserem Viktor war auch des Zelghöfers Lix nach der Hauptstadt gezogen, woselbst er, am dortigen Kollegium, den eigentlichen wissenschaftlichen Studien obliegen sollte. Diese, für einen Bauernjungen der damaligen Zeit nicht zu unterschätzende Vergünstigung hatte der Lix zunächst den guten Diensten seines Ohms, des Klosterherrn zu St. Urban, zu verdanken, der damit so recht eigentlich den heimlichen Wünschen der Mutter Zelghöferin entgegenkam, welche ihren lieben, hübschen Buben so gerne zu einem „Herrn“ heranwachsen gesehen hätte. Auch hatte sich der Zelghöfer dem Plane weit günstiger gezeigt, als man seiner sonstigen hartbäuerlichen Auffassung nach hätte erwarten dürfen. Der Mann war nämlich bei Zurateziehung aller Umstände, zu der ganz richtigen Einsicht gekommen, daß sein Bauerngut, und wäre es doppelt so groß gewesen, doch nimmer geteilt werden dürfe, unter keinen Umständen nicht. Offenbar aber war keiner seiner beiden Söhne besonders beanlagt, „Götti“ zu werden, d. h. Hagestolz zu bleiben und sich für das dynastische Prinzip zu opfern. Auch war der Lix, wie seine Ehehälfte ziemlich richtig bemerkt hatte, ein viel zu zart gebautes und zu „diffig“ angelegtes Bürschlein, viel zu fein zu einem dereinstigen richtigen Bauersmann.

Und doch hatte die Bäuerin, wie meine Mutter, dicke Thränen in die Augen bekommen, als sie den beiden Jungen nachschaute, wie dieselben, das Ränzlein auf dem Rücken, das Gäßlein hinauswanderten.

In unserem Haushalte gab es freilich der Veränderungen noch mehr. Meiner um zwei Jahre jüngeren Schwester Liesel wurde in etlichen Tagen darauf ebenfalls das Bündel geschnürt, damit sie sich nach Balsthal begebe, um daselbst bei einer geschickten Meisterin den Schneiderinberuf zu erlernen.

Damit war dann unser Familienbestand mit einem Mal gar beträchtlich zusammengeschmolzen. Wir rückten bei Tische ganz nahe zusammen, der Ätti, die Mutter, das Trudchen und ich, und es kam uns anfänglich so still und traurig und ausgestorben vor. Die vielseitigen und auf weniger Personen beruhenden Beschäftigungen in Schule und Werkstatt, in Haus und Stadel ließen uns jedoch wenig Zeit, sentimentalen und trübseligen Gedanken nachzuhängen. Wohl durfte mit Eintritt des Frühlings und zwar für den ganzen Sommer über die Schule geschlossen werden, doch warteten uns dafür der Arbeiten genug im Garten und auf dem Acker, welche bestellt werden wollten. Zwar das Pflügen und Düngerführen, wie überhaupt die sämmtlichen für unsere kleine Landwirtschaft benötigten Fuhrleistungen, wurden herkömmlicher Weise durch unseren Nachbar Zelghöfer besorgt. Dafür aber, so lautete das alljährlich und stillschweigend sich erneuernde Verkommnis, hatte mein Ätti, wie es auch sein Ätti und Großätti gethan, dem Bauer geziemende Heerfolge zu leisten, d. h. ihm in oder außer den sogenannten Werken durch Handarbeit behilflich zu sein, so weit es nämlich die Aufrechnung erforderte. Da jedoch mein Ätti selbiges Frühjahr mehr denn je von heftigen Rückenschmerzen zu leiden hatte, ich dagegen zu einem über die Jahre großen und kräftigen Mädchen herangewachsen war — was war billiger, als daß ich für ihn beim Bauer einstand, wenn auch nicht als Mähder, so doch als angehendes, rüstiges „Werkmeitle“?

* * *

Sehe ich mir den hohen, grauen Findling an, der dort drüben auf der Schlattwiese steht, als Wehr- und Grenzstein aufgerichtet — jedesmal und unwillkürlich kommt mir hiebei

der alte Zelghöfer in Sinn: so groß und massiv sah er aus im grauen, vierschäftigen Halbleinkittel, so wetterhart, graniten und unbeugsam seine ganze Gestalt. Auf breiter Schulter saß das mächtige, schier viereckige Haupt, über den kurzen Nacken herab hing ein zierliches Haarzöpfchen, auf den breiten Wangen und der hohen Stirne hatten die Jahre tiefe Furchen gezogen, die dicke, hervorstehende Unterlippe, in Verbindung mit dem lebhaften Glanz seiner grauen Augen und den starken, herabhängenden und sehr beweglichen Brauen verrieten einen hohen Grad der Willenskraft, ein leicht erregbares Gemüt.

Tag meines Lebens habe ich denn auch keinen Menschen getroffen, dessen Anblick und persönlicher Verkehr geeignet war, mir in solchem Grade respektvolle Furcht oder furchtvollen Respekt einzuflößen, wie dieser Zelghöfer. Und wie es mir, erging es wohl allen Andern, seine eigenen Kinder nicht ausgenommen.

Ich entsinne mich wieder sehr lebhaft meiner ersten Kinderjahre: Wenn wir Kleinen in oder um das Zelghöfer'sche Gehöft besammelt waren, spielten oder auch auf verbotenen Pfaden gingen, Beeren naschten, die Enten im Teiche herumjagten oder andern Mutwillen trieben, da brauchte es nur des einzigen Rufes aus unserer Mitte: Er kommt! Ach, wir wußten es schon, wer damit gemeint war, und flugs stoben wir auseinander und bargen uns in Sicherheit, die seinigen gleich uns. Denn wer einmal seine scheltende Stimme vernommen oder gar seine strafende Hand gefühlt, der vergaß es so leicht nimmer. Ging er zur Messe, was er zur Winterszeit, auch bei der allerschlechtesten Witterung, keinen Tag versäumte, und sahen ihn die lärmenden Schulbuben und Mädchen schweren, gemessenen Schrittes daherkommen den Kirchweg

herauf, da ward es einem jeden sofort klar, was es zu thun hatte: entweder hübsch fein in die Kirche treten oder aber sich säuberlich von dannen machen; selbst das scherzhaft neckische und kritisierende Gebahren der unter der Kirchlinde besammelten Jungburschen pflegte bei des gestrengen Zelghöfers Nahen einen Augenblick zu verstummen.

Und doch, wer den seltsamen Mann näher zu beobachten Gelegenheit hatte, mußte zur Wahrnehmung gelangen, daß die rauhe Schale einen sehr tüchtigen, wertvollen und keineswegs empfindungslosen Kern barg. Benahm er sich strenge gegen seine Untergebenen und Mitmenschen, so war er es nicht weniger gegen sich selbst. Nie habe ich einen Menschen getroffen, der den Anstand in allen Dingen so sicher zu wahren, seine Neigungen zu beherrschen wußte, wie er. Sein ganzes Leben, all' sein Thun und Lassen schien er nach einer scharf gespannten Richtschnur zum Voraus geregelt zu haben, von welcher kein Schrittlein abzuweichen er sich entschlossen hatte. Beim Handel und Verkehr, dem vielfachen und ausgedehnten, verschmähte er als sündhaft alle landesüblichen Anpreisungen, Beteuerungen und Kniffe, wie er überhaupt in allen seinen Reden und Befehlen die Worte abzuwägen pflegte, als wären sie eitel Gold — ausgenommen etwa, wenn ihn ein ungewöhnlicher Zorn übermannte, alsdann auch er seine Zunge nicht mehr völlig bemeistern konnte. Und trug er bei alledem den Nacken ein bischen steif und das Haupt hoch — es lag wohl so in seiner Art und, um die Wahrheit zu reden, es stand ihm, dem reichen Bauer, gar nicht übel an.

Dazu kamen noch fernere schätzbare Eigenschaften, zumal als Landwirt und Dienstherr. Seine Befehle gründeten sich auf die offenbarste und anerkannteste Sachkenntnis und lauteten

stets so bestimmt und klar, daß kein Deuteln oder Bemängeln Platz greifen konnte. Jedes im Hause kannte seine Aufgabe von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, ein Jedes wußte aber auch, daß wenn es dieser seiner Aufgabe gerecht geworden, ihm der Feierabend winkte, der zeitliche, frohe. Denn auf dem Zelghofe wurde nicht gerackert, wie es etwa die Schindbäuerlein thun, es waren Leute genug vorhanden, um all' die vielseitige schwere Arbeit zu bewältigen. Auch mit der Löhnung ward nicht sonderlich gegeizt, noch weit weniger mit der Nahrung, solches hätte sich die Bäuerin schon gar nicht nachreden lassen.

Kein Wunder daher, daß Dienstsuchende aller Art trotz des Rufes der Strenge, welcher dem Bauer auf Schritt und Tritt vorausging, sich nach dem Zelghofe drängten und es sich zur großen Ehre anrechneten, daselbst in Dienst genommen zu werden. Denn je größer der Herr, desto größer der Knecht, und es ist doch, zu meiner Zeit wenigstens, oftmals vorgekommen, daß sowohl Dienstboten wie Werkleute (Taglöhner) sich der Ehre ihres resp. Bauern, d. h. des Reichtums, der Schönheit und Stärke seiner Rosse, der Stattlichkeit seiner Kühe willen stritten oder gar blutig rauften. Was jedoch den Zelghöfer betraf, so ward er bei derartigen Vergleichungen über die „Schwere“ der Bauern im Dorfe schon gar nicht in Betracht gezogen, so sehr war seine Überlegenheit in Allem, was Besitzstand hieß, eine anerkannte und unbestrittene. Man brauchte, um diese Meinung zu begreifen, sich nur das große Gehöfte anzuschauen, das hohe, stattliche Wohnhaus, die gewaltige, mit weiten Schirmdächern und breiten Thoren versehene Doppelscheune, die darin aufgehäuften Futter- und Getreidevorräte, den riesigen Düngstock nebenan, wohl zwanzig Schritte im Geviert, das viele Vieh, die spiegelglatten Rosse,

die Menge Karr- und Fahrgeschirr — solch' ein Aufwand war kaum zu finden Land auf Land ab. Dazu die Reinlichkeit, kein Unrätlein in Hof und Scheune, die ausgesuchte Ordnung allüberall.

Ja, als ich mir dies Alles zum ersten Mal eingehend und aufmerksam besah, da lernte ich vollauf begreifen, wie mein Ätti, der armütige Mann, neben dem Großbauer so bescheidene Manieren angenommen; und wurde erst ordentlich eifersüchtig auf den hier ausgebreiteten oder angesammelten Reichtum. Und ich konnte nicht umhin, der Kachelifrau*) aus dem „Thal" heimlich Recht zu geben, die eines Tages zu der Bohnen lesenden Zelgbäuerin sagte — ich war nahe dabei mit Buttern beschäftigt und konnte das ganze Frauengespräch bequem mit anhören:

Aber nein! rief die Hausiererin verwundert, seht mir mal die Fuder Heu an, die dort im Hofe stehen, sechs, sieben, an dem einen Tag eingefahren! Und die Menge Frucht**), so in naher Aussicht steht, der Hanf, das Obst und Gemüse aller Art! Und Milch genug und Anken***) und Schmalz und Speck genug, die Herde Hühner, Enten und Gänse, die Haufen Geldes, die daraus gezogen werden! Da haben die Reichen den Himmel schon auf dieser Welt, ja gewiß, brauchen auf keinen anderen zu warten. Und keinen Kummer, keine Sorgen — woher sollten auch Kummer und Sorgen kommen, da wo Geld genug vorhanden ist? Da solltet Ihr mein armes Männchen sehen, wie das sich abschindet und plagt, schier Tag und Nacht, und sinnt und ächzt und den Kopf hängen läßt,

*) Geschirrhändlerin.
**) Getreide.
***) Butter.

wenn etwa ein Zinslein fällig geworden und kein Geld im Hause ist oder das Geißlein die Milch versagt oder das Mehl ausgegangen.

Die Bäuerin jedoch erwiderte eifrig: O die einfältige Frau, die Ihr seid! Keinen Kummer, keine Sorgen, sagt Ihr? Glaubt Ihr denn, mein Mann, weil er ordentlich zu leben hat, ihn drücke kein Kummer und er luge deshalb immer drein wie das liebe Morgenrot? Und das bereit' einem keine Sorgen, das viele Land, die Frucht und das Gewächs aller Art, bis das gepflanzt, gepflegt und eingeheimst ist bei gutem und unbeständigem Wetter, in Gerat- und Fehljahren? Und wenn die Nässe überhand nimmt, oder die Tröckene Alles versengen will, oder Reif und Sturmwind und Hagelschlag und Ungeziefer Einem die mit saurer Mühe gehegten Früchte bedrohen, ganz oder teilweise vernichten, langsam oder mit einem Schlag, zum Verzweifeln? Oder der Presten über das Vieh kommt, und das Ungreis (die Unfälle) in die Ställe einkehrt, bei Roß, Vieh oder Säuen, und Alles zu Schanden zu gehen droht, auf das man so große Hoffnungen gesetzt? . . . Und die Aufsicht über die vielen Dienstboten in Haus und Feld und mit ansehen zu müssen, wie sie oft dem lieben Gott den Tag abstehlen oder Einem die Sachen zu Grunde gehen lassen, leichtsinnig oder gar mit Fleiß, oder sich betrinken und sich ungattlich benehmen, daß man darüber schier aus der Haut fahren möcht'! Und haben es etwa unsere Dienstleute schlechter als wir? Ist nicht mein Mann des Morgens der Erste, des Abends der Letzte und stets voran bei aller Arbeit? Es ist noch keine Woche her, ich mein', es war am Auffahrtstag, daß er unmutig klagte: Diese Menge Knechte, diese Mägde — des Sommers über muß ich sie bezahlen, damit sie mir all' die Frücht'

pflanzen, des Winters über, damit sie mir die Dinger hübsch aufessen, darin liegt, der tägliche Verdruß abgerechnet, mein ganzer Gewinn . . . Und schier mußt' ich ihm Recht geben, dem Wernet! . . . Und um von mir, Eurer „glücklichen“ Bäuerin zu reden — wie sehr ich zu lugen, zu sorgen und zu schaffen habe, damit der große Haufen Volk zu essen bekommt zur rechten Zeit! Dazu die Menge Säu', die Hühner und Enten, die Linnen, das Pflanzzeug, das viele Grün- und Dürrobst — o ich weiß zu Zeiten ja kaum mehr, wo mir der Kopf steht, und kann des Abends schier auf kein Bein mehr stehen. Wie manchmal schon bin ich ungegessen (nüchtern) zu Bett gegangen oder blos mit einem Schlückchen kuhwarmer Milch . . . Und habe dabei die Mädchen in der Küche beneidet, die Mägd und Werkmeitli, wie sie singen und Gugelfuhr treiben mochten, sorglos wie die Kinder. Ei, warum sollten sie nicht und die Knechte desgleichen? Ihnen thut's ja nicht weder ersäufen noch verbrennen, weder verhageln, noch sonst verderben, das Essen und die Löhnung kriegen sie so wie so, unsereiner mag sich drum kümmern und lugen, wo man's hernimmt. Wie manche liebe lange Nacht bin ich zum Beispiel bei kranken Säuen aufgewesen und hab' ihrer gewartet ich selbst, während die Mägde hübsch fein im linden, warmen Bett liegen und schlafen konnten, bis der Hahn krähte oder gar die Morgensonne sie aufweckte mit ihrem Strahl — nein, auch dann mußt' ich sie noch aufwecken mit lautem Gepolter!

Dann seid Ihr eine Gute, eine ausnahmsweis Gute! meinte kleinlaut die Kachelifrau.

Ja, sie war eine Gute, die Höferin — Gott habe sie selig! Das Almosen, das sie spendete, heimlich und öffentlich, war gar nicht zu ermessen; und sie verkehrte so freundlich, so

herzlich wohlwollend mit dem Werkvolk, mit allen Leuten, vornehm und gering — insbesondere wenn er's nicht sah oder hörte, er, der Bauer, und dem das viele Schwatzen und die Freundlichkeiten offenbar zuwider waren.

Und mich besonders mochte sie gut leiden, schon meiner Mutter, ihrer vertrauten Freundin willen, vielleicht auch aus dem Grunde, weil ich ihr stets zu Willen und Gefallen lebte — es brauchte ja, der guten Frau gegenüber, hiezu so wenig Mühe! Wie ihrer Tochter Marlys, that sie auch mir manch' einen guten Bissen beiseite, hielt einem das Glas Wein oder die Tasse Milch bereit bei den Werken in Hitz' oder Frost; und fühlte Mitleid, oft gar überflüssiges, mit meinen jungen Jahren.

Denn das harte Werken — mich dünkte es, bei der guten nahrhaften Kost, schon gar nicht mehr hart. Bei all' dem Scherz, Gesang und Kurzweil ging ja die Arbeit, das Rechen und Gabeln und Schütteln und Zetteln, das Kornschneiden und Binden wie spielend von statten, daß man die Müdigkeit, wenigstens des Tages über, kaum empfand.

Während den „Werken" wurden die Mahlzeiten im Freien, auf den Matten und Äckern, wo man sich gerade befand, eingenommen. Dieselben bestanden: des Morgens aus Suppe, Speck und Gemüse; statt des Speckes bekam man je nach den Wochentagen auch Klöße oder „Pfluten" oder Brei, und zwar war diese Speiseordnung eine solch' festgegründete, daß, ehe die Zeine*) nur ausgepackt wurde, man schon mit Bestimmtheit erraten konnte, was Gutes sie enthielt; des Mittags Bohnen- oder Erbsensuppe, nebst Milch und Würfelbrod; zu Vieruhr eingeweichte Dürrbirnen nebst Brot und Magerkäse (Käsziger);

*) Länglicher Tragkorb.

des Abends Suppe mit Gemüse, Milch oder Brei; des Sonntags Fleisch oder „Küchli" — war das nicht prächtig? und weit nahrhafter und gesünder, als das heutige Modegeschlüder, die wässerigen Kartoffelbereitungen, der noch weit wässerigere Kaffee oder gar der ekelhafte Branntwein.

Und aßen wir sämtliche aus derselben Schüssel, ohne Teller — wie lustig das war, das Löffeln!

Zwischen den „Werken" und je nach der Jahreszeit wurden zur Abwechslung auch „Bettlerbuben" — ganze Äpfel und Birnen kleiner Spätsorten — gekocht, desgleichen ganze „Knupli" — junge Weißrüben — mit Speck, Kirschen, Rüben, Hirsen- und Kürbisbrei, Briesch — die Milch von frisch gekalbten Kühen, im Ofen aufgekocht —, Buttermilch, Rüben- und Krautsuppen und dergleichen. Auch fehlten bei jedesmaligem Brotbacken niemals die sehr schmackhaften und mit wahrer Gaumenlust erwarteten Nidel-, Speck-, Äpfel- oder Zwiebelwähen, die Äpfel- oder Birnenwecken für kleine oder große Kinder — die Zelghöferin vergaß niemanden, auch nicht die armen Häuslerleut über der Gasse, denen stets das letzte, das „Muldeck-" oder „Scharrbrod" zu teil wurde.

Doch ich wollte ja von der Heu- und Getreideernte reden: War das heiße Tagwerk vollbracht und zogen wir, voran die Dutzend Mähder, darauf wir etliche Werkmädchen, vom Felde heimwärts, so durfte der muntere Sang so wenig fehlen, als die hellen Jodler und Jauchzer — dafür hatten wir ja den Thys unter uns, der lustige Vortänzer, sowie des Lismerfränzels Buben, die sangeskundigen. Und die Leute auf den Matten, auf der Straße, vor den Häusern riefen sich zu: Das sind des Zelghöfers! So lustig und hellauf wie dort geht's halt nirgends zu!

Und erst die Sichelten*) — ach, wie freute ich mich das erste Mal auf die Sichelten! Und zwar nicht vergebens, denn was da an herrlichen Speisen aufgetragen wurde, Gesottenes und Gebratenes, den lieben langen Tag, war kaum zu ermessen. Und die Fülle guten Weines, eine Dreimaßkanne um die andere — die Marlys that auch mir ein heimlich Stück Zucker ins Glas und stieß fleißig mit mir an und geberdete sich, gegen ihre Gewohnheit, so ausgelassen lustig und mahnte mich durch Wort und Geberde, doch ja nicht zimperlich zu sein, sondern wacker zuzugreifen wie alle andern auch. Und wirklich war es eine Lust zu sehen, wie die Mannen sich die herrlichen Speisen schmecken ließen und sich so recht satt aßen in aller Ruhe und Gemächlichkeit, so recht satt . . . Und immer gelangten noch der frischen Platten auf den Tisch — war denn das Ofenrohr unergründlich? Und es kam die Bäuerin, schweißübergossen, vom Herde weg und frug mit halb bekümmerter, halb vorwurfsvoller Miene nach dem Grunde, weshalb so viele Überreste in die Küche zurückkämen, ob sie, die Köchin, sich in etwas verfehlt habe? O nein, das Alles duftete ja so herrlich, und jedermann leistete das Menschenmögliche in Essen und Trinken!

Nach einer Weile, dem Drängen des Mannsvolkes nachgebend, begannen wir Mädchen zu singen: Das „Jägerlein im grünen Wald“, die „zwei Lieben im Aargäu“, das „Bohnenlied“, das „Heini, lieber Heini, zieh' doch nit fürbas“. Und als wir keine weltlichen mehr wußten, behalfen wir uns mit geistlichen Liedern, sangen sie mit derselben Andacht und Freude; kommt es ja beim Volksgesang nicht sowohl auf die

*) Das Erntefest.

Worte als vielmehr auf die Weise an, den Einklang der Stimmen und die Empfindung, welche man in die Töne legt. . . Es wurden Pfänderspiele veranstaltet, das gab einen Jux. . . Es wurde gezecht, gelacht, gescherzt und getanzt, was das Zeug hielt — selbst der Bauer begann ordentlich aufzutauen, nahm eine Prise um die andere, und schmunzelte gar vergnüglich, und ließ sich von der Marlys die Tabakspfeife reichen, den reich mit Silber beschlagenen Ulmerkopf.

Und als der Thys, der unvergleichliche, das Schneiderlied sang, mit dem obligaten Gemecker, und andere Schnurrpfeifereien trieb in Wort, Lied und Geberde, und an dem einfältigen Mauserköbel seine Hexen- oder Vexirkünste losließ zu allgemeinstem Ergötzen, da vergaß selbst der Zelghöfer für ein Weilchen seine gewohnte starre und würdevolle Selbstbeherrschung, und als Alle sich schier ausschütteten vor Lachen, da lachte er, der Meister, ebenfalls mit, und da klang es ungefähr wie das Rollen eines leeren Fasses die Treppe hinunter — selbst die Marlys stieß mich mit dem Ellbogen an und deutete erstaunt und belustigt nach ihrem Ätti hin, als hätte sich ein Wunder zugetragen.

Es war spät abends, als ich, von der Marlys bis zum Bachsteg begleitet, nach Hause eilte. Die gute Bäuerin hatte mir einen ganzen Armkorb voll leckerer Speisen aufgenötigt für Ätti und Mutter, nebst einer Maß Wein. Und ich wußte nicht genug zu erzählen und zu rühmen, und selbst noch im Traume spann sich die Freude fort — in seltsam bunten Bildern.

* *
*

Nach des Sommers Pracht und der ländlichen aufregenden Beschäftigung ein fröstelnder Spätherbst, die rauhe Winterszeit.

Bei rauher Winterszeit weilt sich's so traulich in wohldurchheizter Stube. Meine Stube war die Schulstube, meine tägliche Beschäftigung das Schulhalten. Denn noch nie, meines Entsinnens, standen so viele Spinnräder, der Reparatur harrend, im Hinterschuppen, und mein Ätti konnte von seiner Werkbank schon gar nicht mehr abkommen.

Er ließ mich lehren, ließ mich gewähren.

Nur ab und zu ließ er das Triebrad schnurren, ohne das Drechseleisen anzusetzen, und ich gewahrte es: er horchte . . . Er horchte auf meine neue, vom Herrn Vikar empfohlene und angeübte Lehrmethode, auf meine Lehren selbst; ich sah es auch wie er über die Neuerungen gewaltig den Kopf schüttelte. Einmal sogar verließ er seufzend und mit der unverkennbaren Miene des Mißfallens die Schulstube, gerade von einem unvollendeten Radkrebs weg, begab sich zu meiner Mutter hinauf und klagte: Nein, da hört doch alles auf! Lehrt da das Meitschi gegen allen Gebrauch und entgegen dem klaren, unantastbaren Wortlaut der heiligen Bibel, die Erde sei rund, gleich einer Strumpfkugel, und drehe sich wie eine Spuhle um sich selbst und wandle um die Sonne herum — ja wandle um die Sonne! Die Sonne selbst aber stehe inmitten dem Sternenheer, wie ein festgenagelter Feuerball . . . Kann man den Unsinn, ja, frag' ich, kann man den Frevel weiter treiben? Und mit dem End' der Welt, so lehrt unsere Naseweisheit ferner, mit dem End' der Welt sei's nichts, da es gar kein solches gebe; und wer die Geduld besäße und die Mittel dazu und sich vor dem Sonnenbrand, den Gefahren zu Wasser und zu Land nicht fürchten thät', der könnte rings um die Erde spazieren, und hätte er den Weg gen Sonnenaufgang eingeschlagen, so käme er von Sonnenniedergang her wieder nach

Hauſ'! . . Und ſolch' verſchrobenes, nein, ſagen wir gleich ſolch' unchriſtliches Zeug ſoll ich geduldig mit anhören? Ich glaube, ich könn' es nicht länger, müßte mir ein groß Gewiſſen daraus machen . . . Und das Traurigſte iſt, bei der ganzen traurigen Geſchichte, das Alles hat das Meitſchi von dem neumodiſch gelehrten Herrn Vikar, der, ſo ſcheint es, Himmel und Erde und alle Wiſſenſchaften beſſer kennen will, als unſere altehrwürdigen Pfarrherren, die mich doch lehren und katechiſieren gehört und Alles wohl gebilligt haben zu jeder Zeit! Unter uns geſagt, ich fürchte faſt, in des Herrn Vikars Hirnkäſtlein befinde ſich ein Rädlein zu viel oder ſteh' am letzen*) Ort . . . Ja, wäre der große Haufen Spinnräder nicht, die geflickt werden ſollen, — das neu beſtellte von der Zelghöferin – keine Stunde ließ ich das Meitſchi länger ſchalten! 's iſt eine Sünd', eine ſchwere Sünd', die ich vielleicht einmal zu verantworten haben werde.

Daß ich ſtatt der römiſchen die arabiſchen Zahlen einführte und das Zifferrechnen lehrte und den Schreibunterricht auf die Kinder armer Eltern ausdehnte, auch das wollte meinem Ätti lange nicht einleuchten.

Da machſt Du Dir mit dem Schreibenlehren viel unnütze Müh', Martha! meinte er. Das Heu, Holz und Land zu meſſen, dafür iſt ja der Bannwartpeter da, der Meß- und Rechenkünſtler und hat ſein kleines Verdienſtlein dabei, der alte notleidende Mann. Und hat ein Bauer einen Zins oder einen Marchzins auszurechnen oder ein Brieflein und dergleichen zu ſchreiben, ſo kommt er zu mir, zum Schulmeiſter. Wozu vollends die Taglöhnerbuben ſchreiben und rechnen lernen ſollen,

*) unrichtigen.

sogar Multiplizieren und Dividieren, wie Du dem Ding sagst, kann ich erst recht nicht begreifen, denn einmal groß geworden, bekommen sie alles, was notwendig, geschrieben und ausgerechnet ins Haus, das Unnötige brauchen sie schon gar nicht zu können . . . Am Ende, wenn's die Vorgesetzten und Großbauern erfahren, wie Du die Taunerbuben lehrst, das ganze neumodische Schulhalten, werden sie aufgebracht, und ich habe die Bescheerung, Ärger und Vorwürfe; dann auch ade, Wurst und Wähen!

Alle meine Mühe, den armen, guten Ätti von der Notwendigkeit der allgemeinen Schulpflicht respektive des auf alle auszudehnenden Schreibunterrichts, sowie von der Vortrefflichkeit der neuen Lehrmethode zu überzeugen, blieben längere Zeit fruchtlos. Endlich jedoch, als er sah, daß die Bauern der Neuerung wegen kein Aufhebens machten — wie sollten sie auch! that ja jahraus und ein keiner von ihnen einen Schritt in die Schulstube, als etwa in dem Falle, da sie mit dem Ätti-Drechsler verkehren wollten, und da geruhten sie, die Tabakspfeife im Munde, nur etwa mit mehr oder weniger zufriedener Miene zu sagen: So, so, Meitschi, hältst das Ratzenzeug auch hübsch in Ordnung? — gut! Spar' nur das Haselholz nicht, es wächst deren alleweil genug im Wald draußen . . . Als, wie erwähnt, mein Ätti einsah, daß trotz meinem Erdenrund, den Fix- und Wandelsternen die Bauern ruhig weiter droschen, und Wurst und Wähen eintrafen in altgewohnter Weise, da erst schien er sich einigermaßen zu beruhigen. Eines Tages sogar that er den großen Ausspruch — und ich mußte mich wohl oder übel damit zufrieden geben —: Lehr' hinfüro wo und was Du willst, Martha, ich werd' alles geschehen lassen. Ja, sollt' ich selbst wieder zu hören

bekommen, Kröten und Blindschleichen seien keine giftigen, Igel und Fledermaus sogar sehr nützliche Thiere, wie Du letzthin mal lehrtest; ich werde nicht den Mund verziehen, sondern mir lieber gleich die Ohren stopfen, brauche mich doch dann nicht mehr zu ärgern!

So schnurrte denn die Drechselbank schier unausgesetzt von morgens bis abends, auch hatte es der Ätti so einzurichten gewußt, daß er uns, nämlich der Schule, den Rücken zuwenden konnte — ich verstand es wohl, warum!

Bisweilen jedoch kam ihm sein Viktor in Sinn und er seufzte ganz laut: „Was wird wohl dieser für neumodisches Zeug lernen müssen und mit nach Hause bringen? Mir bangt schon! Wenn er überhaupt je wieder heimkehrt zu seines Vaters einfältigem Beruf . . .“

* *
*

Am Christabend pflegte meine Mutter zwölf mit Kochsalz bestreute Zwiebelschalen in einer Reihe auf eine Zinnplatte zu stellen; sechse davon blieben völlig trocken, zwei waren feucht, vier auffallend wässerig geworden.

Viere wässerig! seufzte die Mutter, und zwar just die vier Sommermonate — das wird eine schlimme Ernte abgeben, sofern der liebe Gott nicht ein gnädig Einsehen thut! Wir wollen, Kinder, recht andächtig zum heiligen Christkindlein beten.

Der Ätti jedoch meinte: da halte ich mich, betreffend die Witterung, alleweil noch lieber an die Loostage, die trügen einen nimmer. Der morgige Tag also stellt den Jänner dar, der übermorgige den Hornung und so fort. Und wie der Tag, so der Monat, hell, windig oder naß — merkt Euch das, Ihr

Mädchen! . . . Übrigens wenn die Küche besorgt ist, wollen wir allsofort den Rosenkranz beginnen. Denn heut' abend kommen die Vorgesetzten zum Rat und da wird ihnen die Schulstube wohl zu kühl geworden sein.

Mein Ätti bekleidete nämlich zugleich auch die Stelle eines Gemeindeschreibers oder vielmehr des Gemeinderatsvorlesers.

Und richtig kamen sie zu uns in die Wohnstube herauf, der Statthalter Zelghöfer samt den Vierern, und nahmen auf und um den Ofensitz Platz; und begannen, dieweil wir spannen, ihre würdevollen Beratungen.

Da lag in erster Linie ein Schreiben des „Gnaden" Landvogtes auf dem Kanzleitische respektive Ofenbrett.

Gnaden Landvogt — wen durchfuhr nicht, bei Benennung dieses Namens, ein respektvoller Schauer, das Gefühl der bedingungslosen Unterthanenpflicht? Gnaden Landvogt — was galt Einem Regierung und Tagsatzung gegen das Ansehen und die Autorität Gnaden Landvogtes? Jene bildeten für die Bewohner der Provinz nichts weiter als ein ferner, unbestimmter Autoritätsbegriff, in Gnaden Landvogt jedoch erkannte und fühlte man die wahre personifizierte Staatsgewalt, die irdische Fürsehung, in deren Macht und Befugnis es lag, zu lohnen und zu strafen.

Nun, dieser unser Gnaden Landvogt war nicht der gestrengsten einer, vielmehr hatte er das Aussehen und das Benehmen eines sehr schönen, freimütigen und leutseligen Herrn. Ich hatte ihn schon wiederholt mit eigenen Augen zu sehen bekommen, einmal bei des Pfarrherrn Installation, das andere Mal zur Jagdzeit, in gar prächtig grünem Waidmannsanzuge. Bei der Jagd, so erzählten die Bauern, welche jeweilen zum Treiben kommandiert wurden, war er es, Beute hin Beute

her, bald zufrieden, wenn nur die Hunde tapfer anschlugen und heulten, und die Treiber recht laut „Hussa! Hussa!“ brüllten, und die Hörner hell erschallten ringsum — das, das laute, fröhliche Jagen, war ihm die eigentliche, größte Lust; während unser Pfarrherr, die Büchse im Anschlag, blos auf Mord und Tod zu sinnen schien und bei jedem Mißlingen seiner Mißstimmung lauten mürrischen Ausdruck verlieh . . .

Gnaden Landvogt war ein spaßhafter Herr. Als ihm einmal zu Ohren kam, ein Bergbewohner von Oensingen hätte mit Hilfe seiner Buben innert zwei Wochen ein ganzes fettes Schweinlein aufgegessen, ließ er den Mann durch seinen Leibhatschierer vor Audienz führen.

Es ist mir, fuhr er den Rustikus mit gar drohender Miene an, auf der Schloßhalde eine bedeutende Anzahl Weidenruthen entwendet worden. Und der Verdacht lenkt sich auf Euch, Mann, man will Euch bei dem nächtlichen Unfug gesehen und erkannt haben.

Ach Gott, Gnaden Landvogt! stotterte der Bauer, an allen Gliedern zitternd, was sollte ich denn ums Himmelswillen mit den Weiden auch angefangen haben!

Ihr habt ja ein Schwein geschlachtet — ist's nicht so?

O ja, Gnaden Landvogt . . .

Gut, da haben wir's! Das Schwein wurde in den Rauchfang ge—

Da fiel ihm der Bauer angstbebend ins Wort und platzte heraus: Ach nein, Gnaden Landvogt, die Sau haben wir schon gar nicht in die Dörre gehängt, wir haben sie aus der Beize gegessen ganz und gar!

Das war es ja eben, was der Landvogt zu wissen begehrte . . .

Er konnte jedoch auch strenge, sehr strenge sein, der Herr Landvogt. Er pflegte gar oft mit seiner schweren Landkutsche nach dem Kloster Sankt Urban zu fahren, zu Vettern und Freunden auf Besuch, denn im Kloster ging es alleweil gar fürstlich hoch her und war kein Mangel an allerhand köstlicher Rekreation. Bisweilen aber und zwar mehr Mal, als es die Frau Landvögtin wissen sollte, vermochte er nicht ins Kloster zu gelangen, sondern blieb im Löwenwirtshaus zu Morgenthal kläglich hängen, denn alldorten gab es einen gar guten Tropfen zu trinken, und der gute Tropfen wurde von einer jungen, verwitweten Frau Wirtin aufgetragen, der schönsten weitum und den Herren gar freundlich.

Letzteres stand freilich nicht in dem heute durch meines Ätti's Mund verlesenen „Schloßschreiben“, wohl aber beklagte sich der gestrenge Herr Landvogt in den tadelndsten Ausdrücken, daß seine Kutsche auf hierseitiger, höchst vernachlässigter und grundloser Kommunikationsstraße abermals elendiglich stecken geblieben. Die Klage war, wie angedeutet, nicht neu, und jedesmal hatte der Umstand die Folge nach sich gezogen, daß ein Hatschierer auf Exekution hergeschickt wurde; dieser logierte sich im Wirtshause ein und aß und trank und that sich auf Kosten der Gemeinde so lange gütlich, bis die betreffende Straßenstrecke auf befriedigende Weise ausgebessert worden.

Dieses, das vierte Mal, drohte der Gestrenge sogar mit zwei Hatschieren und obendrein noch mit einer Extrageldbuße. Zugleich wurde anbefohlen, den riesigen Eichenwurzelstock, der seit Jahren die Straße beim „krummen Stutz“ zur Hälfte sperrte, ungesäumt wegzuräumen und zwar auf die wohlbegründete Klage des Wirtes von Wolfwyl hin, welcher an selbiger mißlichen Stelle unlängst eine Ladung Elsässerwein elen-

diglich umgeworfen. Auch für diesen zweiten Punkt war die Exekution angedroht und zwar in solch' ungnädigen, scharfen Ausdrücken, daß die ehrsamen Gemeindeväter darob heftig erschraken.

Der rauhe Schmiedhannes aber, einer der Vierer, brummte zornig: Grad wie's die Könige, die Potentaten machen! Den sollte man just zu den Franzosen schicken, würden ihm die Volkshelcherei (Quälerei) schon verleiden . . .

Es war nämlich die erste Zeit der französischen Revolution und die Kunde von deren Greuel hatten ihren Weg auch in unser stilles Gäu gefunden.

Des Schmieds Kollegen entsetzten sich gar gewaltig ob der frevelhaften Reden, und der Statthalter-Zelghöfer konnte nicht umhin, den Urheber derselben mit strengen Worten zu tadeln und ihn an den Respekt zu erinnern, den man der von Gott eingesetzten Obrigkeit allweg schulde.

Der zweite Beratungsgegenstand betraf einen nicht minder heiklen und verdrießlichen Fall. Der Pförtnermarei ihre Tochter, ein ausnehmend hübsches Mädchen von kaum achtzehn Jahren, befand sich — der Thatbestand konnte kaum mehr angezweifelt werden — in interessanten Umständen. Eine außereheliche Geburt stand bevor, ein Ereignis, ein wahres Ärgernis für die fromme Gemeinde. Ja, ein Ärgernis: denn die Pförtnerin war eine Ansassin, also eine Geduldete und ihre Tochter, die Sünderin, zögerte noch immer, so nahe der Entbindung, die Vaterschaft, den Namen des Burschen, anzugeben, wie sehr auch Berufene und Unberufene in sie gedrungen, tagtäglich. Selbst ihrer eigenen, höchlich erzürnten, verzweifelten Mutter wollte sie es nicht gestehen, that nichts als heulen und wehklagen.

Was war da zu thun? Ja, was war da zu thun? so frugen sich den Abend auch die Gemeindeältesten auf unserer Ofenbank.

Ach, wie grausam für das arme, sonst so stille, wohlbeleumdete Mädchen! seufzte meine Mutter bei ihrem Spinnrocken. So jung, so hübsch, so arm . . . Und nun so verlassen!

Da fuhr der Kirchmeier, der es gehört haben mußte, grimmig auf. — So? meinte er, soll man etwa noch Mitleid haben mit der Dirn', die wer weiß welchen Jüngling verführt hat, vielleicht gar noch einen tugendhaften Bürgerssohn? Oder auch hat sie vielleicht einen fremden Fötzel eingezogen, von dem sie nicht einmal den richtigen Namen erfahren? Und nun soll vielleicht eine ehrsame Gemeinde die Bescheerung haben? Fort, sag' ich, fort mit der Jungen wie mit der Alten, zum Dorf hinaus! Zuvor aber soll sie bekennen, damit man weiß, wen es angeht; Allen zum Exempel!

Du meinst also, frug der Zelghöfer, wir sollten —

Wir sollten thun, was Brauch und Recht und unseres Amtes ist! fuhr der Kirchmeier entrüstet fort. Wir sind's unserer Jugend schuldig, daß wir einschreiten. Das wird manch' leichtsinnig unfromm Ding abschrecken; wir sind's schuldig der Ehr' der Gemeinde, sofern es sich zeigen wird, daß es ein Fremder ist, woran ich schon gar nicht zweifle!

Also, nahm nun der Statthalter das Wort, wenn's Euch allen recht ist, so verfahren wir, wie der Kirchmeier vorschlägt, nach Brauch und Recht: Du, Weiherhans, als der Jüngste der Vierer, zeigst es der Helfmutter an, daß sie, sobald dem Mädchen sein Stündlein kommt, uns unverzüglich einberichtet, bei Pflicht und Eid . . . Dann begeben wir uns

in corpore an das Bett der Person. Und in der Stunde, in dem Augenblick, so ich meine, wird sie uns nicht belügen . . . Also, seid Ihr's zufrieden? Alle? Gut! Nun thu' nichts versäumen, Weiherhannes!

Des folgenden Weihnachtssonntags wurde die Jahrsgemeinde abgehalten und zwar, wie üblich, in der Schulstube.

Und da mein Ätti den Gemeinde- nämlich den Archivkastenschlüssel verlegt zu haben vermeinte und in der Verlegenheit mich herunterrief, um ihm beim Suchen behilflich zu sein — der Schlüssel fand sich aber bald unweit des gewohnten Ortes, ich aber benützte den Anlaß, um etwas länger als nötig in der Versammlung verweilen zu können, das heißt ich zog mich sachte in die Ofenecke zurück, von wo aus ich die Vorgänge unbehelligt belauschen und meinen Vorwitz befriedigen konnte.

Da saßen im Vordergrunde, am Tische, der Statthalter, die Vierer und der Seckelmeister. Letzterer erklärte, der ehrsamen Gemeinde voriges Jahr an Kassaüberschuß so und so viel Gulden, Batzen und Kreuzer schuldig geblieben zu sein und berief sich hiebei auf die in der letzten Jahresgemeinde an die Innenseite der Kastenthür angebrachten Kreidestriche. Die Kastenthür wurde denn auch feierlich aufgeschlossen . . . Das Geld legte der Kirchmeier denn auch übungsgemäß in die vor ihm stehende irdene Schüssel — unsere blumichte Suppenschüssel — daß es, Allen vernehmbar, laut klimperte. Dann wurden alle diejenigen aufgerufen, die der Gemeinde Kapital- und Pachtzinse oder irgend welche Gebühren schuldeten — einer nach dem andern gingen sie an den Tisch heran, um daselbst ihre Betreffnis in die Schüssel einzuwerfen. Hierauf ging es an das Auszahlen; der Siegrist, der Nachtwächter, der Feld-

mauser und der Viehhirte empfingen ihre Gehälter, soweit dieselben nicht schon von den Privaten in Geld oder Natura entrichtet worden waren. Es nahten sich dem Tische auch der Brunnenmeister und etliche Bauleute — alle wurden abgelöhnt. Was alsdann noch als Barschaft in der Schüssel verblieb, wurde von den Vierern pro forma ab- und nachgezählt und dem Seckelmeister übergeben, der an die Stelle der alten, eine Anzahl neuer Kreidestriche an die Kastenthüre anbrachte. — Da war eben noch Treue und Glauben bei den Leuten.

Des Fernern war auf die Tagesordnung gesetzt worden: Das Gesuch des Pächteruli auf der Schlüsselmatt um Aufnahme in den Bürgerverband, gegen Erlegung der gesetzlichen Einkaufssumme von hundertfünfzig Gulden. Auf Antrag des Rates wurde jedoch das Gesuch abgewiesen. Es sind der Unserigen noch genug, meinte der Haberklaus. Und die Bürger nickten: Ja, ja, es sind der Unserigen genug, wollen nichts Fremdes, Ungewisses hereinlassen!

* * *

War das ein Ereignis!

Der Pförtnerin Mädchen hatte nämlich bekannt . . .

Sie hatte bekannt vor den fünf gestrengen Inquisitoren, welche das ärmliche Lager der Kreißenden umstanden, bekannt unter schmerzhaftem, verzweiflungsvollem Gestöhn: Euer Balz ist's gewesen, Kirchmeier, der mich verführt und betrogen, der mir erst die Eh' versprochen und dann Geld, viel Geld, daß ich und meine Mutter daraus leben könnten unser Lebelang, sofern ich schweige . . . Euer Balz ist's, so wahr mir Gott und die heilige Jungfrau gnädig seien in dieser Stunde!

War das ein Geflüster, ein Gekicher, ein Gerede, ein schadenfrohes Gelächter, eine Entrüstung, ein unerhörtes Ärgernis im ganzen Dorf . . .

Und als man einige Tage darauf das arme Mädchen samt dem Neugebornen hinabsenkte in die hartgefrorne Totengruft, da floß manch' eine mitleidige, manch' eine Zornesthräne, und Verwünschungen wurden laut auf den schändlichen, ehrlosen Duckmäuser, auf dessen frommen Alten, den Kirchmeier. Und fortan durfte sich der Balz nicht mehr auf der Gasse, bei Tanz, Spiel und Kiltgängen zeigen, es würde ihm schlecht bekommen haben. Er war und blieb verachtet, und als man ihn eines Morgens erstickt im Bette gefunden, da sagten die Leute — ich will es lieber verschweigen, was die Leute sich allerhand Entsetzliches zuflüsterten, wer den Balz umgebracht, unter Geheul, Knistern und Häuserbeben . . .

Mir persönlich kamen diese Ereignisse insofern zu gute, indem ich einem Gewittersturm entrann, der sich unter allen andern Umständen unfehlbar über mein und meines Ättis schuldlos Haupt entladen haben würde.

In des Weiherhannesen Spinnstube war nämlich des P. Kapuziners Erwähnung gethan worden, der in seiner Fastenpredigt das Elend der armen Seelen schilderte und die Qualen des Fegfeuers und der Hölle mit den lebhaftesten irdischen Farben gemalt und mehrmals ausgerufen hatte: Sünder, fühlst Du nicht den Boden brennen? Hörst Du nicht das ewige Feuer knistern, die Teufel jauchzen unter Deinen Füßen? . . . Also darüber ward gesprochen, und des Bauern Jüngster, ein vorwitziger Schulknabe, sagte: Aber mit der Hölle, daß sie unter dem Erdboden sei und brenne und die Verdammten darin braten bei lebendigem Leib', damit sei es nichts, sagt die Schul-

martha, und der Herr Vikar sagt's auch, die Seele könnte nicht brennen, nur leiden auf andere empfindliche Weis' . . . Da lief der Weiherhannes spornstreichs zum Kollega Kirchmeier und der Kirchmeier geriet ob der neumodischen gottlosen Lehre in gerechte, gewaltige Entrüstung, war darauf und daran, dem Pfarrherrn, Statthalter und Rat die geziemende Anzeige zu machen und Vortrag zu halten, als just die Ereignisse eintraten, von denen ich eben gesprochen und die seinem Gedankengang und den Grübeleien eine ganz andere Wendung verliehen.

Ach, wie hatte ich heimlich gebangt, meines armen Ättis willen!

An den langen, mondhellen Winterabenden pflegten die Mädchen sich in den Kiltstuben, bald hier, bald dort, zusammenzufinden. Das war ein Einladen zwischen Nachbarinnen und Freundinnen, ein Wandern mit Spinnrad und Spindel hin und her.

Auch wir Schulmeistersleute hatten uns mitunter solchen zahlreichen Besuches zu erfreuen. Und ich sehe meinen guten Ätti noch immer leibhaftig vor mir, wie eifrig und gemütlich er hiebei seines Amtes waltete, welches darin bestand, das Kienfeuer in der Ofenwand zu nähren und helleuchtend zu erhalten — die einzige damalige Beleuchtungsart, und insofern eine recht gemütliche, als dadurch gleichzeitig die Stubenwärme auf angemessene Weise gefördert wurde.

An solchen Spinnabenden war die Unterhaltung eine sehr belebte und des Kurzweils kein Mangel. Erst wurden die Dorfneuigkeiten ausgekramt und besprochen, zumeist auf die gründlichste Weise. Man scherzte, lachte, sang und wagte, in erlaubter Zeit, sogar ein Tänzchen.

Oder man erzählte sich Märchen, Räuber- und Spukgeschichten, Ahnungen und dergleichen.

Die Spukgeschichten pflegten stets den größten Reiz auszuüben. Unter den allbekannten Spukgestalten nahm der „Dürst", jener wilde Jäger, der in Neumondnächten mit seiner gespenstigen Meute und unter wilden Hussarufen die Wälder durchsauste, vom Uechtland bis hinunter zum Rhein, den ersten Rang ein. Dann kam der „Wendelstörfer", der mit grasgrünem Röcklein und Scharlachweste angethan und mit der Reiherfeder auf dem Spitzhütchen unversehens aus dem Boden hervorhuschte, wie ein Federball über hohe Hecken und breite Gräben setzte, die närrischsten Geberden ausführte, die Bauernleute äffte, Ochs und Pferde erschreckte, daß sie durchbrannten und Wagen, Gerät und Frucht zu Schaden kamen. Dieser Wendelstörfer war bei Lebzeiten ein ebenso lüsternes als grausames Gräflein gewesen zu Alt-Bechburg, auf der Bergeshöhe; er übte sich in allen Todsünden und that sich zuletzt selbst ein Leid an. Darum mußte seine Seele unter der irdischen Fratzengestalt wandern und wandern und durfte auf keine Erlösung hoffen, bis ein sterblicher Mensch ihr Stand hielt und ein Opfer zu verrichten versprach, freiwilligen, mitleidigen Sinnes. Daher das klägliche Winseln . . . Darauf das „Fronfastenfrauele". Dasselbe zeigte sich nur in den Fronfastennächten; es war mit einem grünen Gewand angethan, um das Haupt hatte es einen grauen Schleier gewunden; es pflegte schwebend und geräuschlos an den Leuten vorbeizuhuschen und zwar so nahe, daß man von derselben gestreift zu werden erwartete. Jedem Mannsbild schaute es mit seinen meergrünen Äuglein forschend ins Gesicht, ein Wort flüsternd, das noch keiner verstanden, einen leisen Seufzer ausstoßend, um dann ebenso

pfeilschnell und geräuschlos wieder zu verschwinden . . . Das „Fronfastenfrauele“ war ehemals ein vornehmes Ritterfräulein gewesen zu Ramstein auf der Burg, und je mehr Freier um es warben, desto hochmütiger und grausamer es sich geberdete; nur gegen den bildhübschen Jägerburschen nicht, dem es mit heimlicher Liebe zugethan war und mit leichtfertigem Schwur die Ehe gelobte, sobald der stolze Vater mit Tod abgegangen sein werde. Und doch heiratete es hernach einen Andern, einen Rittersohn. Der verschmähte Jungknabe aber verließ zur selbigen Stunde, eine furchtbare Verwünschung ausstoßend, Burg und Bann und Gegend und ward nicht mehr gesehen. Die Braut jedoch fiel in Wahnsinn; mit dem kläglichen Rufe: Gerolf, mein Gerolf, wo bist Du? Ich komm ja mit! eilte sie den Burgweg hinab, lief immer fort über Gebirg und Thal, bis sie eines Tages am Fuße der Randfluh zerschellten Leibes aufgefunden wurde. Ihr Geist aber geht rastlos wandern, suchend nach dem verratenen, entflohenen Geliebten, und kann, der Schrecken der Kiltbuben, nicht zur Ruhe kommen.

Man sprach auch von andern, gemeinern „Ungeheuern“, zum Beispiel von demjenigen, das in des Heiniklausen altem Hause umging, treppauf und ab polterte und über die leeren Heuböden weg den mitternächtigen, gräulichen Kehraus tanzte . . . Beim Weiherwegbrunnen, mitten auf der Straße, lag oder wälzte sich zuweilen ein schwarzer, zottiger Hund, oft war es auch ein Roß oder Esel, gespenstig um sich schlagend . . . Bei dem Fußweg, der neben des Untervogts Scheune in das Feld hinausführt, öffnete und schloß sich das „Gätterlein“ zuweilen ganz von selbst, von unsichtbarer Hand geschoben, daß man es laut und deutlich girren hörte. Auf dem Rütisteg kauerte in „ungeraden“ Nächten der „Wässermann“, der nie-

mand anders war, als der alte Breitmattsteffen, welcher allhier beim „Wässern“ elendiglich ertrunken und es sich nun zum Vergnügen machte, den nächtlichen, harmlosen Wanderer beim Betreten des Steges auf tückische Art hinunter zu stoßen ins kühle Wasser . . .

Man sprach, einmal im Zug, so viel geister- und schreckhaftes Zeug, bis selbst bei den Erzählerinnen das „Gruseln“ sich einstellte und alle Gänsehaut bekamen, Groß und Klein. Ich erinnere mich der Fälle, da mein armer Atti sämtliche in unserer Stube versammelt gewesenen Kiltmädchen, eines nach dem andern, nach Hause geleiten mußte, bei Schneefall und Kälte, in unwirtlicher Nacht, und ich selbst, in meiner Schlafkammer angekommen, mich scheu umsah und so schnell wie möglich ins Bett schlüpfte zu meinem ruhig schlummernden Schwesterlein, das ich, wie Schutz suchend, fest umklammerte.

Was half es, daß ich des Morgens mich der kindischen Furcht ordentlich schämte?

* * *

Auch die Männerwelt unterhielt sich zu selbiger Zeit, Mitte der neunziger Jahre, mit grauseligen Geschichten. Ein großartiger, furchtbarer Spuk, so lautete die Mähr, habe in Frankreich sein Unwesen begonnen und zwar am hellichten Tag, auf die grauenvollste Weise. Der Schrecken verbreitete sich in alle Lande, sogar in unser stilles Dörflein, der Schrecken der Revolution.

Frankreich, Revolution — wo lag Frankreich? Was hieß das, Revolution?

Wo Frankreich lag, in welcher Himmelsgegend, darüber vermochten freilich sehr wenige der Bauern sich eine richtige

Vorstellung zu machen; doch mußte es ein furchtbar rauhes Klima und ein unwirtlich Land sein, daß es so rauhe, furchtbare Bewohner erzeugen konnte, wie diese Franzosen es waren, von deren Treiben zahllose Flüchtlinge die Kunde brachten unter Wehklagen und Verwünschungen. Ein solcher Emigrant, der Abbé Thuillier, war auch bei uns angelangt, hatte im Pfarrhause gastliche Aufnahme gefunden, bis er sich in des Untervogts Haus fest einmietete und, damit ich das auch gleich hinzusetze, unter ärmlichen Verhältnissen lebte und starb.

Und was der fromme Herr in gebrochenem Deutsch erzählte, was alles sich in seinem Lande zugetragen, die Hinrichtung des Königs und dessen Frau, die Ermordung der Priester, der gnädigen Herren und Obern, der Fürnehmen und Frommgesinnten all' im ganzen Reich, an die Hunderttausende, ja, an die Millionen — den Begriff einer Millionenzahl vermochten sich unsere Bauern freilich nicht klar zu denken, doch mußte es eine ganz gewaltige Zahl sein — der Güter- und Gottesraub, die Ausrottung des Christentums, der Umsturz alles dessen, was seit Jahrhunderten als unantastbar und heilig gegolten — da wurden die Leute mit Abscheu und Entsetzen erfüllt. Und Viele hörte man entrüstet ausrufen: Thut sich denn die Erde nicht auf, um diese Ruchlosen, Rasenden zu verschlingen?

Ja, das Erstaunen und Entsetzen waren groß, groß auch die Furcht. In der Folge jedoch, als die Sonne Sonne blieb, und die Sterne von ihrem hehren Standpunkte aus unverändert freundlich auf uns herniederblickten, und die Jahrzeiten wechselten wie immer, und Wald und Feld, Baum und Garten fortfuhren, ihre Blumen und Früchte zu spenden, da begann man sich allgemach zu trösten: Dieses Paris liegt weit

ab, wie man sagt, über die hundert Stunden; und was diese „Frankreicher“ unter sich auszumachen haben, Wüstes und Gräuliches, uns soll's nicht kümmern, wenn sie uns nur in Ruhe lassen ... Und am End', wer weiß, ist's nicht einmal so schlimm zugegangen, wie es uns der arme Abbé ausgemalt; er selbst hat es vielleicht auch nur vom Hörensagen und sich dadurch in Schrecken jagen lassen.

Des Isidors Kaspar und des Schneckenhöfers Fried waren ja Gardisten am Pariser Königshof. Ständen die Sachen so schlimm, so wurde räsonniert, sie würden wohl auch heimberichtet haben oder selbst nach Hause gekommen sein . . . .

Nun, der Fried war nach Hause gekommen, es war am neunten Augustabend, doch für niemanden sichtbar, als für des Becken Anneli.

Wegen des Becken Anneli war der Fried unter die Soldaten gegangen, eigentlich seines eigenen Ättis, des geldstolzen Schneckenhöfers wegen, der ihm die Ehe mit dem hübschen, herzigen, aber minderbegüterten Mädchen nicht zugeben wollte. Das Anneli blieb seinem Fried standhaft treu, ebenso der Fried seinem Anneli, wie die Briefe bewiesen, die er sich durch seinen Kompagnieschreiber schreiben ließ und worin er die Geliebte bat, nur auch noch das eine letzte Jährchen auszuhalten, nach Ablauf dessen er nach Hause kommen und, da nun der Ätti tot sei, es zum Altare führen werde ... Also eines Augustabends war es, und das Anneli starrte lieb'- und sehnsuchtträumend zum Kammerfenster in den tauigen, mondscheinbeglänzten Wiesenplan hinaus, als es plötzlich einen Soldaten gewahrte, der, mit weißen Beinkleidern und rotem Rock angethan, die Grenadiermütze auf dem Kopf, die blinkende Säbelscheide an der Seite, den Fußweg entlang auf das Haus

zugeschritten kam — sein Geliebter leibhaftig und wahr, erkenntlich an Größe, Schritt und Haltung! Und er erhob die Hand zum stummen Gruße; und Fried, mein Fried! schrie das Mädchen hochentzückt und stürzte sich aus der Kammer, die Treppe hinunter, zum Haus hinaus, ihm entgegen. Doch der, den es zu umarmen hoffte, war und blieb verschwunden, spurlos wie ein Schatten . . .

Und ein Schatten, sein Schatten, war es auch gewesen! denn einige Monate darauf ward es kund, kund durch den Bericht eines glücklich entronnenen Herrn von Gibelin: Just in selbigen heißen Augusttagen waren alle Schweizergardisten umgekommen, hatten ihr tapferes Herzblut geopfert für Eid und Pflicht, für einen gekrönten Schwächling und Feigling, der sie sozusagen mit gebundenen Händen einer an Zahl hundertfach überlegenen blutdürstigen Rotte überlieferte. Nur einige wenige der Schweizer hatten entwischen können, darunter jedoch befand sich kein Fried; und auch kein Kaspars Isidor.

Das Anneli jedoch, erst noch blühend wie die Mairose, welkte zusehends dahin. Und eines Tages, oder vielmehr Spätabends, als das Mädchen wieder wie gewohnt zum Fenster hinausstarrte, da rief es seiner Schwester, die sich bereits schlafen gelegt hatte: Gundi, komm' lug'! . . . dort und dort die vielen Leut'! . . . Allein das Gundi vermochte nichts zu sehen, als eben die mondscheinbeglänzten, herbstlichen Matten, die menschenleere Gasse, die schlummernden Bäume . . . Und beide legten sich schlafen, das Anneli jedoch fing an zu schluchzen: Nun weiß ich's, daß ich bis Frühjahr warten muß, bis ich zum Fried komm' in den Himmel! Ich habe den Zug, meinen Begräbniszug, auf das Haus zukommen sehen,

voran meine Kamerädinnen, die Kranzeljungfern, mit Kranz und Tüllschürzchen, nebst vielem Volk, die Gass' herauf . . .

Das hat uns, der Marlys und mir, bei unserem Krankenbesuche die Gundi erzählt.

Und, so wunderbar es auch klingen mag, es traf Alles wirklich so ein, wie es das arme Anneli vorausgesehen hatte: Am Morgen des Auffahrtsfestes war es, als die Glocken zur Begräbnis läuteten. Wir Kranzeljungfern trugen weiße brennende Wachskerzen in der Hand, eine solche steckten wir auch unserer toten Freundin auf den Sarg, und alle wurden vom Morgenwinde ausgelöscht, bis auf diese eine . . .

* *
*

Wie schon erwähnt, hatte man die allarmierenden Gerüchte und Berichte über die Gräuel der französischen Revolution allbereits vergessen, als unser Pfarrherr sich bemüßigt fand, die Aufmerksamkeit seiner frommen Herde frischerdings auf diese Dinge hinzulenken. Das geschah in seiner Weihnachtspredigt, und er sprach in großer Erregtheit. — Nicht zufrieden damit, rief er, in ihrem eigenen Lande das Heiligste mit Füßen getreten, den Erdboden mit dem Blute der Gerechten getränkt und an die Stelle der Legitimität und des Christentums die verruchtesten und heidnischsten Zustände gesetzt zu haben, wollen diese gottlosen Franzosen dieselben abscheulichen Institutionen nun auch noch andern ehrbaren Völkern aufzwängen, sogar mit Gewalt der Waffen . . . Er ermahnte zu eifrigem Gebet, damit der Allgütige uns von dieser Geisel verschone, ermahnte auch zu treuem Festhalten an der uns von Gott verliehenen Obrigkeit, an unserer heiligen Kirche . . .

Die Frauen schluchzten schier überlaut, die Männer sahen sich verblüfft und fragend an: Was zum Henker mag wohl

wieder los sein da drüben? Zeitungen — ach von Zeitungen hatte man nicht einmal die Idee, und die spärlichen Nachrichten über die sich zutragenden Welthändel, so man etwa aus dem Munde von Hausierern und Vaganten vernehmen konnte, lauteten so unbestimmt und widersprechend, daß kaum viel darauf zu gehen war.

Der Statthalter Zelghöfer war gleich nach dem Gottesdienste ins Pfarrhaus getreten; er also mußte etwas Näheres über die Ereignisse vernommen haben. Auch schritt er den ganzen Nachmittag mit sehr ernster Miene seine Stube auf und ab. Und ich, die ich bei der Marlys auf Besuch („zu Stubeten") war, hörte die Bäuerin wiederholt fragen: Was ist gangen, Wernet? — Er aber begnügte sich, unwillig den Kopf zu schütteln und abweisend zu brummen: Männersach', von denen die Weiber nichts verstehen. 's kann just sein, daß alle es vernehmen, wie die Dinge stehen, früh genug! —

Am Sylvesterabend fand im Wirtshause das übliche Neujahrsessen statt, das, eine Halbe Wein per Gedeck mit eingerechnet, aus dem Gemeindeseckel bestritten wurde und an welchem jeder aufrechtstehende, verheiratete Bürgersmann teilnehmen durfte. Der Schälismüller hatte, als Entgelt für das ihm zukommende Monopol des „Kehrfahrens", zu dem Mahle einen Ringkuchen zu liefern, an welchem nicht weniger als ein Bernviertel (Sester) Semmelmehl und zehn Pfund Butter verwendet werden durften — ein riesig und gar wohlduftend Stück Backwerk, das zudem noch zierlich geschmückt war mit Trockenblumen und Bändern.

Saßen dann die Bauern gar breit und wohlig beisammen, droben im Wirtssaale, so thaten sich die Jungburschen nicht minder gütlich drunten in der weiten Gaststube, bei Wein und

Bratwurst. Das Geld für die Zeche pflegten sie sich an den Abenden zuvor zu ersingen, sowohl bei den Bauern im Dorf, als bei den „Höfere“. Auch that es der Wirt zu jener Zeit gar billig; die Maß Wein kostete drei Batzen, und falls es etwa einem einfiel, sich und seinem Schatz eine Halbe Vierbatzigen vorsetzen zu lassen, so hieß es gleich: Ah, der will's scheint's heute fürnehm geben! . . . Also die Burschen pflegten in der Schenkstube zu tafeln, und trieben bei Wein und Wurst allerhand Kurzweil. Schlags Mitternacht jedoch begaben sie sich in corpore hinauf zu den „Mannen“ und sangen ein Lied oder zwei, und ließen durch ihren erwählten Sprecher den üblichen Glückwunsch darbringen, in erster Linie den wohllöblichen Vorgesetzten, sodann in zierlichen, singweise vorzutragenden Reimlein den ehrsamen Bürgersmannen allen:

Wir bringen Euch dar
Ein fröhlich Neujahr,
Wir Jungen den Alten,
Daß Ihr's mögt behalten,
Daß Ihr mögt gedeihen
In gutem Wohlseien,
In Glück und in Freud,
Im Frieden allezeit,
Ja ja, im Frieden allezeit,
Im Frieden, im Frieden, im Frie—den!

Welche Höflichkeit von Seite der Mannen dadurch erwidert wurde, daß sie eine Deputation, bestehend aus ihren bewährtesten Sängern, zu den „Knaben“ abschickten und ebenfalls ihre Glückwünsche darbringen ließen; nebst dem großen Neujahrsring, als Angebinde. Was hinwiederum die Jungen zu

lebhaftem Jubel begeisterte und sie veranlaßte, den Alten ihren geziemenden Dank, nebst einigen Flaschen Ehrenwein zu entsenden. So wechselten in den Räumlichkeiten des Wirtshauses Scherz und Höflichkeit, in Lied und Wort bis in die tiefe, tiefe Nacht hinein. Alte Freundschaften wurden gefestigt, neue angeknüpft und „begossen“, mancher Groll, manche bittere Feindschaft im Weine ertränkt, denn wer hätte der herrschenden, fröhlichen und einigenden Stimmung auf die Dauer widerstehen können? Und konnte die Bauers- oder Taglöhnersfrau des Morgens ihren Ehemann nicht zum Erwachen oder Aufstehen bringen — an diesem einen Tage erzeigte sie sich gnädig. Und hatte er sich noch gar nicht zu Hause eingefunden, sogar zur Frühstückszeit noch nicht, flugs wurde zu Pfannendeckel und Kochkelle gegriffen und durch die offene Straße der Weg nach dem Wirtshaus eingeschlagen, andere, in ähnlicher Lage sich befindliche Frauen und mit gleichartigen Lärminstrumenten ausgerüstet, schlossen sich fröhlich an, eine Poltermusik wurde losgelassen bis hinein in die Ochsenstuben, um damit die Festgetrunkenen aufzuscheuchen. Und sie alle, die Zechenden, Lallenden und Schlafenden, wurden durch vereinte Anstrengung nach Hause geschafft, mit Liebe oder mit Gewalt . . . Und niemand im ganzen Dorfe dachte daran, das eine oder das andere ungebührlich zu finden . . . .

An jenem Neujahrsmahle aber, von welchem ich Erwähnung gethan, wollte die Freude — das erste Mal, dessen man sich zu entsinnen vermochte — nicht recht aufkommen. Daran trug der Pfarrherr, dem bei Tische stets der Ehrenplatz zugedacht wurde, die hauptsächlichste Schuld. Denn auf seiner Miene war eine große Aufregung und Niedergeschlagenheit zu bemerken, und in seiner Tischrede und nachdem er in wenigen

flüchtigen Worten der Bürgerschaft seine Glückwünsche dargebracht, kam er gleich auf die sehr beunruhigende politische Weltlage zu sprechen: Schwarz, sehr schwarz und gewitterhaft sehe es aus am westlichen Horizont . . . .

Was das für ein Ding war, der „Horenzont"? — Und woher das Gewitter kommen sollte, zur Neujahrszeit, mitten im strengsten Winter? Die Bauern sollten es gleich vernehmen, denn der Pfarrherr fuhr eifrig berichtend fort: die Franzosen, durch unverdiente Siege über einige Nachbarvölker noch verblendeter, ruchloser und frecher gemacht, wüßten ihrer Gewaltthätigkeit schon gar keine Grenze mehr. Ja, sie unterständen sich sogar, unser schweizerisches Vaterland, unsere alten geheiligten Institutionen, unsere Freiheit, unsere heilige christliche Religion zu bedrohen . . .

Es begann nämlich die Glocke soeben die erste Stunde des Jahres Achtundneunzig zu schlagen.

Und die Bauern gerieten bei des Pfarrherrn Mitteilung in große Aufregung. Einige ballten grimmig die Fäuste und riefen: Sie sollen nur kommen, die welschen Güggel, wir wollen ihnen schon zeigen, wo der Weg geht zum Land hinaus! . . . Bei andern überwog freilich der Schrecken das Mutgefühl ganz bedeutend, es überkam sie eine große Zaghaftigkeit, die ihnen völlig Hunger und Durst benahm, so gut auch Speise und Trank ihnen in die Nase rochen. Nur einige wenige benahmen sich so gleichgiltig, als ginge sie die Sache, nämlich die schlimme Nachricht, gar nichts an; und es waren dies doch nicht etwa die Beschränkten und Einfältigen, nein durchaus nicht!

Bei allen aber war die Neujahrsfreude, vorab die Freude am „G'meindessen", ordentlich verdorben. Und ganz

wider Gebrauch leerte sich das Wirtshaus zu sehr früher Stunde.

Und am „Bärzelistag“ (2. Januar), als nach beendigter Kinderlehre der Pfarrherr die Schule verließ, wartete seiner unter der Hausthüre der Statthalter Zelghöfer und sagte: Habt Ihr, Herr Kammerer, vorletzten Abend im Wirtshaus den Krämerjohannes auch beobachtet? Dieweil Ihr berichtetet von den Franzosen, lächelte er nur so vor sich hin und raunte dem Schmied was in die Ohren. Und ich könnt' es erraten, was er diesem sagte: Wenn sie nur kämen, recht bald . . .

Ich dank' Euch, Statthalter, für den Wink, entgegnete Hochwürden salbungsvoll. Werd' es gehörigen Orts vermelden.

Gleichen Abends befand ich mich, auf Marlysens Einladung hin, bei Zelghöfers in der Spinnstube. Bevor die Unterhaltung beginnen durfte, wurde erst der obligate Rosenkranz gebetet. Allein der Bauer, als Vorbeter, zeigte sich diesmal sehr zerstreut, verwechselte die „Geheimnisse“, zählte die Ave's unrichtig ab, blieb sogar in der Marienlitanei unerhört stecken.

Diese beunruhigenden Kriegsgerüchte, diese heillosen Franzosen!

* *
*

Alte Fastnacht war gekommen. Und die Zelghöferin buck, wie es der Gebrauch erheischte, „Küchlein“ aller Sorten, die ganze große Menge, zum Genusse für die eigenen, als für die zahlreichen Werkleute (Taglöhner), welch' letztern der Schmaus ja zunächst zu gelten hatte; sodann aber auch für die armen Leute, fremde wie heimische, die an die Küchenthüre

pochten. Da gab es viel zu schaffen; und schon zur Mittagszeit wurde ich hinüber gebeten, damit ich Aushilfe leiste nach meinen — freilich noch sehr ungeübten — Kräften. Die Bäuerin, an die brodelnde Butterpfanne gebannt, glühte förmlich, und sie jammerte: Ach, dieses Küchleinbacken! Ich vergeh' schier in dem Qualm und mag schon gar nichts mehr kosten! Martha, sieh' doch mal nach, ob diese Küchlein hier doch auch genugsam gesalzen?

Und gegen Abend klagte sie: So sehr alle Händ' voll zu thun, und das Meitschi — sie meinte damit ihre Marlys — kann so lange lyren*) in den Taglöhnershäusern, beim Einladen. Es wär' doch wahrlich groß genug, um mich eine Weil' abzulösen bei der Pfanne, daß ich ein bischen verschnaufen könnt'. Auch wollte ich es noch ins Pfarrhaus schicken, bevor es dunkel wird — nun wirst wohl Du hingehen müssen, Martha! Willst?

Und sie füllte mir den Armkorb mit duftenden, soeben der Pfanne entstiegenen „Schnitten“, „Strüble“ und „Apfelküchle“ und hieß mich noch weiße, „verhabene“ und Eierküchlein hinzuthun bis obenaus und trug mir Grüße auf und ein höflich Kompliment.

Die Pfarrfräulein, welche mich empfing, zeigte ihre große Freude an den Küchlein. Es seien, sagte sie, die ersten, die sie heut Abend bekommen. Und die Höferin sei so eine saubere und weit weniger zu scheuen, als die anderen „kosligen“ Bauernweiber. Weshalb sie denn auch nicht zögerte, die leckern Dinger gleich frischwarm zu kosten; sie brachte auch dem Bruder Pfarrer ein Plättlein davon auf sein Zimmer, eines

---

*) säumen.

dem Vikar. Hierauf schenkte sie mir ein Glas Rotwein ein und sagte, ich werde mich noch ein Weilchen gedulden müssen, denn der Herr Pfarrer gedenke mir eine Partie Katechismusbüchlein, die er soeben aus der bischöflichen Kanzlei erhalten, mitzugeben für die Schule.

Die Pfarrfräulein erkundigte sich nach dem Befinden der Bäuerin und meiner Eltern und hätte gar zu gern einige Dorfneuigkeiten vernommen, denn sie war, bei aller Vornehmheit, eine entsetzlich Neugierige, auf den Klatsch Erpichte. Da schlug jedoch laut und ungestüm die Hausglocke an, und die noch ziemlich junge und sehr dralle Hausköchin kam schier atemlos in die Stube gerannt und meldete, eine Kutsche stehe draußen vor der Pforte — Herrschaften aus der Stadt . . .

Herrje! rief die Pfarrfräule erschrocken, Besuch aus der Stadt, wohl gar noch Frauenzimmer, auf den Abend! Geh, Resi, und ruf den Bruder Pfarrer herunter, hurtig!

Es waren, wie ich dem Stimmengewirr entnehmen konnte, zwei Herren und eine Dame, die man geräuschvoll in das nebenan gelegene Besuchszimmer geleitete. Das ganze Haus, Pfarrherr, Fräulein, Vikar und Magd, gerieten in Aufruhr, vornehmlich der schlimmen Nachrichten wegen, welche die Gäste mitbrachten: Die Franzosen im Anzuge, sind schon droben an der waadtländischen Grenze, ins Land eingerückt. Und diese Waadtländer, Berns Unterthanen, jubelten ihnen entgegen, nahmen sie, als ihre Befreier, mit offenen Armen auf . . .

Das schmächtige „Pfarrfräule“ ist bei der Nachricht nahe daran, in Ohnmacht zu fallen, selbst ihr hochrotes Spitznäschen erbleicht ganz merklich. Und ich hörte den Pfarrherrn mit verzweifelter Stimme fragen: Und die Regierungen, was um

des Himmelswillen thun denn diese Regierungen, in Bern, in Solothurn?

Da rief der eine der Herren zornig: Nichts thun sie, wenigstens nichts Rechtes, scheinen den Kopf verloren zu haben, hier wie dort, so daß ich's nicht mehr ansehen konnt'! Ein jedes Kantönlein rüstet auf eigene Faust, es herrscht kein fester, freundeidgenössischer Zusammenhang mehr, kein einheitliches Vorgehen ist zu bemerken, keine planmäßige Verteidigung. Desto mehr Mißtrauen, desto mehr Eifersucht, Untreue und Verrat an allen Ecken und Enden, selbst in den Ratsstuben — man möcht' aus der Haut fahren vor Ärger und Wut!

Der Andere dagegen meinte, zu der Pfarrfräule gewendet, sehr gelassen: Nun, Fräulein Tante, Euer Geflenne wird der guten Sache allweg wenig frommen, mich stimmt es ganz hungrig und durstig. Auch ist's von der Sankturfusstadt bis hieher in Euer Nest ein sehr langer Weg und dazu noch ein arg holperiger, so daß einem bei dem Rütteln aller Mut entfällt und — fragt nur hier meine schöne Frau Schwägerin — alle frohen, witzigen Lebensgeister von dannen entfliehen. Da thut eine schleunige Erfrischung Not. Und mich däucht, eh' diese lumpigen, hungrigen Franzosen einem Alles auffressen kommen, sollten wir uns auch noch ein wenig letzen — nicht wahr, liebe Tante?

Da jammerte die Pfarrfräule: Ach ja, das Nachtessen! Und der Frau Appellationsrätin hab' ich auch noch nichts angeboten — o diese abscheulichen Franzosen bringen mich noch ganz von Sinnen! Ich zittere am ganzen Leibe!

Sie zitterte wirklich am ganzen Leibe, die sonst so mutige Pfarrfräule; sie schnitt sich sogar mit dem Brotmesser in den spitzigen, magern Finger — auch dieses unschuldige Blut be-

kamen die bösen Franzosen auf das Gewissen gebunden . . . Sie wimmerte in einem fort: Gott! sie kommen, sie werden alles verwüsten, alles, alles! Dazwischen rief sie immer wieder nach der Köchin: Resi! wo steckt denn die Resi? Geschwind Resi! Erbsensuppe, Fisch' und Gänsebraten! Erst aber Wein, weißen und roten!

Derweilen saß ich nebenan in der Gesindestube und konnte Alles mitanhören und zum Teil, bei der offenen Thüre, auch mitansehen; zugleich kam mir immer wieder die Zelghöferin in den Sinn, die gewiß mit Ungeduld auf meine Rückkehr wartete; und ich riet hin und her, was ich wohl thun solle: noch länger auf des Pfarrherrn Bescheid, nämlich auf die Kinderlehrbüchlein warten oder mich, in Anbetracht der Umstände, geräuschlos entfernen. Ich entschloß mich für das Letztere. Da kam jedoch die Pfarrfräule dahergehumpelt und seufzte: Ach ja, die Martha! Gelt, man hat Dich ganz vergessen? Wart' nur noch den Augenblick, ich komme gleich, Dir den Korb zurückzustellen, will nur erst Kuchen und Schinken holen für die Herrschaften.

Ich hörte, wie sie in der Küche draußen die Köchin fragte: Die Schlüssel zur Speisekammer — wo sind die Schlüssel hingekommen, Resi? Auch Du weißt es nicht? Ach, dieser Schrecken, diese Franzosen! . . . Aber Kuchen muß doch einmal her, ohne Backwerk können wir vor der Frau Appellationsrätin nicht bestehen — sie, unter uns gesagt, wäre just die Rechte, um einem den Marsch zu machen!

Allein die Schlüssel zur Speisekammer ließen sich trotz allen Suchens durchaus nicht finden. — Den Schmied her! rief die Fräule ungeduldig, hurtig den Schmied her mit Dietrich und Brecheisen! — Die Untermagd war zum Herrn De-

kan geschickt worden und immer noch nicht zurück, der Knecht mit den Stadtgäulen in die Wirtsscheune gegangen. Die Folge davon war, daß ich den Auftrag bekam, schnellen Laufes zum Schmied zu gehen, es seien ja blos die zweihundert Schritte. Die Resi, als sie mir die Hausthür öffnete, flüsterte mir angelegentlichst ins Ohr: Sag' dem Schmied, er solle gescheit sein . . .

Und der Schmiedhans, so rauh auch sein Aussehen, war gescheit; es genügte ihm ein einziger forschender Blick in das erschrockene, flehentliche Auge der jungen Pfarrköchin, dessen bedeutungsvolles Zwinkern, und er wußte mehr als uns anderen je eingefallen wäre. Nach einigen nutzlosen Versuchen, das Schloß der Kammer mit dem Nachschlüssel zu öffnen — Resi's Hand, die den Leuchter hielt, zitterte dabei ganz merklich, zumal die Fräule sich immer ungeduldiger geberdete — sagte der Schmied: 's geht nicht, muß was anderes holen! Und als er wieder kam, war, o Glück, der Schlüssel gefunden, d. i. die Resi hatte, den augenblicklichen Weggang der Fräule benutzend, den Vogel fliegen lassen. Ach, wie sehr erschrak ich, als ich den großen Küferhänsel, Resi's Geliebten, dem engen Kämmerlein entsteigen und an mir vorüberrennen sah zur hurtig geöffneten Thüre hinaus, in's Freie! . . . Der Schmied bekam von der dankbaren Köchin zwei Flaschen Petschierten in die Rocktaschen geschoben. Auch mir ward eine solche zu teil — ich wußte kaum, wie mir geschah — und die Resi bat so freundlich, ich möchte doch reinen Mund halten . . .

Ich that's. Heute jedoch, da alle Mithandelnden längst tot sind, darf ich's schon verraten.

* *
*

Die Franzosen kommen!

Der Ruf wollte kaum weniger bedeuten, als: die Türken kommen, die Heiden kommen, die Henkersknechte!

War das ein Lärm, ein Gejammer und Wehklagen bei den Frauen und Kindern — von den Kindern kam nun schon keines mehr in die Schule, denn wozu das Lernen, wenn einem das Halsabschneiden so nahe bevorstand? — ein Schelten und Dräuen und mitunter auch ein Zagen unter den Männern! Die „Fastnachtsküchlein" hatten plötzlich allen Wohlgeschmack verloren, der Wein wollte niemandem mehr recht munden und von Freude und Lustbarkeit war nicht die Spur. Die Vorsichtigeren machten sich jenen Altefastnachtabend noch daran, ihr Geld und ihre Kostbarkeiten in „sichern" Versteck zu bringen, in die Erde, unter die Bodenfliesen, in hohle Bäume, hinter Reisig-, Stroh- und Heuhaufen, an die wunderlichsten Orte; zogen die Schätze gleich wieder hervor, schleppten sie unschlüssig da- und dorthin, wie die Katze ihre Jungen, und wußten sich vor Angst weder zu raten noch zu helfen. Der alte Mauserchristen wollte sogar seine Bleßkuh in sichern Versteck schaffen und zwar auf die Heubühne hinauf, hinter den Futterhaufen. Bei diesem Versuche jedoch, dem Heben und Winden, hätten alle drei, nämlich der Christen, seine Frau und die Kuh bald den Hals gebrochen.

Bei alledem frugen sich die besonneneren und patriotischeren Männer: Was werden unsere gnädigen Herren und Obern wohl beschließen und thun? Wir haben ja Militär, haben des Landsturms zur Genüge!

Das Militär . . .

Erst vor ein paar Monaten, im verwichenen Herbst, hatte man das kantonale Milizheer zu einer Musterung zusammen-

gezogen, ganz in unserer Nähe, auf dem Großfelde bei Egerkingen. Es war ein starkes Bataillon, und wie die Soldaten in Reih' und Glied und hübsch ausgerichtet dastanden, den Dreispitzhut auf dem kühnen Haupte, die langen Rockschöße aufgeschlagen, die Messingknöpfe der Scharlachweste hell geputzt, bewaffnet mit Schieß- und Seitengewehr — das gewährte einen gar stattlich prächtigen Anblick, und zu Hunderten waren die Leute von allen Seiten herbeigeströmt, um sich an dem kriegerischen Eintagsschauspiel zu laben. Da sah man den fürnehmen Stadtoberst, der ritt einen prachtvollen Streithengst, trug einen Federbusch auf dem Hute und eine rotweiße Schärpe um den Leib und schaute gar kühnverwegen drein. Dann der dicke Herr Major. Dann noch einen, auf einem magern Rößlein, und der sah nur stillschweigend zu, schüttelte auch zuweilen den Kopf, wobei das lange, rot und weiß eingebändelte Haarzöpfchen gar unzufrieden hin- und herbaumelte. Man raunte sich zu, das sei der Ober-Oberst, und das goldene Sternchen am Brustlatz habe er sich aus fremden Kriegsdiensten mit heimgebracht. Es wurde „Links- und Rechtsum" kommandiert, links- und rechtsaus marschiert, bis auf einmal, nahe bei der Dünnern, ein arger Knäuel entstand, ein unentwirrbarer, und alles schrie und tobte, wer nur das Recht dazu zu haben glaubte, nämlich die Herren Hauptleute, hoch und gering, und niemand mehr wußte, wo aus und ein. Ganz in unserer Nähe stand des Untervogts Willem, der ebenfalls in fremden Diensten gestanden und lange Jahre die Stelle eines Drillmeisters bekleidet hatte. Auf diesen kam nun der Stadtoberst zugesprengt und frug verzweifelt: Was fangen wir nun an, Willem? Und der Willem erteilte zweckdienlichen Rat, und die Schlachtordnung wurde wieder notdürftig hergestellt.

Es sollte nun auch noch im Feuer exerziert werden. — Da wird es schlecht genug zugehen, entschuldigte sich der Oberst zum voraus bei seinem vorgesetzten Herrn Inspektor. Die Leute fürchten sich halt vor dem Schießen . . . Endlich war die Ladung in den üblichen Tempos zu Stande gebracht; kaum aber erscholl von des Obersten Mund das Kommando „T'an!“ und noch hatten wir Zuschauer uns die Ohren nicht recht zugehalten, als es schon zu blitzen und zu knallen begann, biff! baff! buff! die ganze Linie entlang, so daß der Inspektor wütend schrie: Herr Oberst, in des Dreideixels Namen — Eure Leute schießen ja, eh' sie's nur sollten!

* * *

Und nun, da dieselben Soldaten schießen sollten, ganz ernsthaft, auf der Paßwanghöhe und zwar auf die anrückenden Franzosen, da warfen sie nach den ersten schlechtgezielten Schüssen die Flinte elendiglich ins Korn und retteten sich mit möglichst heiler Haut bergab.

Sie hielten nicht Stand, weil der Feinde gar so viele waren, zehn gegen einen der unsrigen; weil die Hauptleute über die Art der Abwehr nicht einig waren und es ihnen an Mut und Entschlossenheit fehlte. Sie hielten nicht Stand, weil — und das war das Hauptsächlichste — ein großer Teil der Milizen gar wenig Lust verspürte, für das veraltete Regiment hochmütiger Stadtherren und brutaler Landvögte sich totschießen zu lassen. Schlimmer, so dachte wohl manch einer, kann's uns, dem verachteten und geknechteten Landvolk, unter allen Umständen kaum gehen!

Nur wenige waren es, die, ob ihre Kameraden auch feigherzig flohen, der Übermacht gegenüber trotzig Stand hielten.

Allen voran der „rote Maurer“ von Wolfwyl, der den ihn umsausenden Kugelregen gar nicht zu achten schien und auf die anstürmenden Feinde mit dem Gewehrkolben einhieb wie besessen; wohl ein Dutzend derselben hatte er bereits zu Boden gestreckt, während ihm selbst sozusagen noch kein Härlein gekrümmt worden. Da erst merkten es die Franzosen, daß sie es mit einem zu thun hatten, der gefeit, der schuß-, hieb- und stichfest war. Also griffen ihrer etliche ihn mit bloßen Händen von hinten an, warfen ihn nach langem Ringen zu Boden und erwürgten ihn mit einem Gewehrriemen.

Auch der Landsturm sollte zur Landesverteidigung herangezogen werden. In unserem Dorfe war es der Statthalter Zelghöfer, der das Aufgebot betrieb und zwar mit aller Strenge. In den Küchen wurden Flintenkugeln gegossen, die Asche der geweihten Stechpalme in das flüssige Blei gemischt — dieses und der Papierpfropfen aus den Blattseiten des Legendenbuches oder auch des „Geistlichen Schildes“ sollten der Kugel das nicht zu verfehlende Ziel geben mitten in das Herz des ruchlosen Feindes. Zu eigenem Leibesschutz und Schirm wurden Amulette und Skapuliere umgehängt, auch erteilte der Pfarrherr, nach einer ermutigenden Anrede, allen Kämpfern seinen geistlichen Segen, nebst der großen Absolution.

Als mein Ätti, mit der Vogelflinte auf der Schulter, von uns Abschied nahm — wer will den Schmerz meiner Mutter beschreiben, den Schmerz von uns allen! Nicht minder groß war der Jammer der Zelghöferin, denn mit dem Bauer hatte sich auch sein Sohn zum Kampf gerüstet, der neunzehnjährige Franz.

So zogen sie denn unter des Zelghöfers trotziger Anführung aus, Männer, Knaben, sogar Frauen und Jungfrauen,

in hellen Haufen, auf das bunteste bewaffnet mit Flinten und Säbeln und Hellebarden und Sensen und Mistgabeln und Dreschflegeln und Kärsten . . . des Weiherseppli Maribäb' trug sogar eine mächtig langstielige Baumputzsäge auf der Schulter, die Köhlerin ein auf eine lange Stange gepflanztes Hakenmesser, als wollten sie beide in den Wald Band hauen gehen. Den meisten leuchtete grimme Entschlossenheit aus den finstern Augen.

Es war bestimmt worden, daß der diesseitige Landsturm in der äußern Klus sich besammeln sollte. Allein schon im Dorfe Önsingen kamen den unsrigen Leute entgegen, welche von einem Weitermarsche abrieten; in der Klus seien nur einige Häuflein eingetroffen und diese selbst schickten sich bereits wieder zum Abzuge an. Denn auf dem Paßwang sei es gar unglücklich abgelaufen, unsere Soldaten hätten den kürzeren gezogen, befänden sich auf dem Rückzug, die große Übermacht auf den Fersen. Der Zelghöfer jedoch rief voller Zorn: Hundsfotte, Feiglinge und Verräter sind's, die so was schwatzen! Vorwärts, sag' ich, dem Feind entgegen!

Im Löwenthal, oberhalb Önsingen, kam ihnen ein Reiter entgegen gesprengt und rief: Kehrt um, Ihr guten Leute! Bern und Freiburg haben bereits kapituliert, die Franzosen sind von drei Seiten her gegen uns im Anzuge — Alles verloren! Kehrt um, so rat' ich Euch, denn länger sich wehren, heißt nur unnützes Blut vergießen und des Feindes Grausamkeit herausfordern . . .

Es war, der dieses sagte, des Junker Landvogts Bruder — dem durfte, dem mußte man schon Glauben schenken. Zugleich vernahm man von Westen her dumpfes Rollen — bumm! bumm! . . . Also kein Widerstand mehr? frug der

Zelghöfer. Der Junker zuckte kleinmütig die Achsel. Da erhob der Bauer wütend sein Gewehr und schlug damit auf einen am Wege stehenden Abweisstein, daß es zerschellte und die Splitter weit umherflogen, machte, ohne ein weiteres Wort zu sprechen, Kehrtum, ihm nach oder vielmehr ihm voraus der ganze bunte Haufe, fluchend und schreiend, einige wohl mit großer heimlicher Befriedigung.

Und die Kunde verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch das ganze Gau, bis in die entlegenste Hütte: Alles verloren! die Franzosen rücken an, sengen und morden, verschonen nicht das Kind im Mutterleibe — wehe! wehe! — der ferne Geschützesdonner war verstummt, dafür erdröhnten nun Kanonenschläge ganz in der Nähe. Es war, wie man nachträglich vernahm, der bernische Oberst Kirchhofer, der mit Fußvolk und Artillerie von Olten heraufgerückt kam. Als er jedoch zwischen Oberbuchsiten und Önsingen, beim sogenannten Durchbruch, des feindlichen Vortrabes ansichtig ward, machte er flink Halt, ließ einige abschreckende Geschützsalven abgeben und zog sich mutig nach Hägendorf zurück, allwo er Posto zu fassen gedachte.

Am westlichen Himmel prangte in seltener Pracht das purpurne Abendrot: für die sinnlos Erschrockenen, Verzagten war es der glühende Wiederschein von Hunderten in Brand gesteckter Städte und Dörfer. Die Angst stieg aufs höchste, man betete, jammerte und that fromme Gelübde.

Der Zelghöfer murmelte zornige Verwünschungen, sie galten Freund wie Feind, der Feigherzigkeit wie dem blutigen, ruchlosen Frevel . . .

Dorfangehörige, die in der Fremde weilten, kamen eiligst nach Hause gezogen, darunter auch meine Schwester Liesel,

keuchend und bebend. Ach, welch' großes, bildhübsches Mädchen das geworden war, man konnte es nicht genug anlugen! Allein gerade dieser aufblühenden Schönheit wegen hatte die Lehrmeisterin sie nicht mehr länger bei sich behalten wollen, angesichts der anrückenden, ruchlosen und entmenschten Franzosen.

Und nun wir! begann meine Mutter zu jammern, was sollen wir mit dem Meitschi anfangen? Ach Gott, ach Gott, die Not!

Die Not war wirklich eine große und allgemeine: die Höferin, die Wagnerin, die Untervögtin — eine jede besaß eine oder mehrere hübsche Töchter. Und nun beriet man sich im Verein mit meiner Mutter, wohin man die Mädchen wohl bergen könne. Ins Pfarrhaus? Das wäre wohl das Schicklichste gewesen. Aber weilte zur Zeit nicht der Jungrat Gäbeli dort auf Besuch, ein gar hübscher, verwegener Herr, bekannt durch seine Liebesfanzereien? Und der Vikar, noch so jung — nein, diesen durfte man der Versuchung nicht aussetzen! Und war es denn so sicher, daß nicht auch der Pfarrherr seine Soldaten bekommen werde, vielleicht gar noch die allerschlimmsten? Wohin denn mit den Mädchen? In den Wald hinaus, in den dichtesten, unzugänglichsten Wald? Unmöglich, bei der rauhen Winterszeit geradezu unmöglich, schon der nächtlichen Finsternis, des wilden Getiers und des gespenstigen Wesens wegen. Und das Ende der tiefsinnigen Beratung war, es solle jede der Mütter ihr Kind so gut als möglich ins Versteck bringen und zwar im eigenen Hause. Darum wurde unsere Liesel in die finstere, rußige Schwarzzeugkammer gebracht, ihr im hintersten Winkel ein Lager zurecht gemacht und dasselbe mit allerhand Holzgeräten, Spinnrädern und Hanf-

garben verbarrikadiert; und meine Mutter versorgte das arme Kind von Stunde zu Stunde mit heißem Hollunderthee und frischgewärmten Kissen, jene ganze Nacht über, horchend auf jedes Geräusch, so daß sie des Morgens selbst vor Frost und Unwohlsein zitterte, und wir befürchten mußten, sie werde uns ernsthaft erkranken.

Und sie sprach zu mir: Nun dank' ich Gott, und Du darfst ihm auch danken, Martha, daß er Dich mit den Pocken heimgesucht; ihnen wirst Du vielleicht noch Tugend und Leben verdanken, und ich bin großer Kümmernis los, muß mich wenigstens Deinetwegen nicht ängstigen!

Und ich — ich glaubte ihr damals auf's Wort und dankte dem Allmächtigen für die häßliche Entstellung.

* * *

Des folgenden Morgens war es, am Sankt Simpliziustag (2. März), als bei lieblichem Vorfrühlings-Sonnenschein die ersten Franzosen, und zwar vom Balsthal-Thal her, in unsere Gegend einrückten.

Man hatte uns von diesen Franzosen schon so viel Ungeheuerliches erzählt, von der Kanzel herab, in den Kiltstuben — kein Wunder, daß wir uns von dem Aussehen derselben die absonderlichsten und gräßlichsten Vorstellungen machten und ihrer Ankunft mit Zittern und Zagen entgegensahen. Meine Mutter wollte es nicht anders thun, das kleine Trudchen und sogar ich mußten uns bei dem sich nahenden Trommelschlag in die Tiefe des Kellers flüchten, wo wir stundenlang lauschten und beteten und froren.

Endlich jedoch konnten wir nicht mehr in dem feuchten Kellerloch bleiben, ebenso wenig die Liesel hinter ihren Hanfgarben.

Und als wir den langen Franzosen, einen blassen, ältlichen Mann, so menschlich am Tisch sitzen und so menschlich essen sahen, Sauerkohl, Dürrschnitze und Speck, und gar noch deutsch, nämlich elsässisch-deutsch, sprechen hörten mit Verstand und Manier, schier wie wir — wir vergaßen vor Erstaunen förmlich den Mund zu schließen! Und er ächzte, als er sich des harten Schuhwerks entledigte, ganz menschlich, ließ sich alsdann menschlich-behaglich auf die warme Ofenbank nieder und sprach von Weib und Kind, die er auf der Republik Befehl habe verlassen müssen und fuhr sich dabei sogar mit der rauhen Hand über die Augen, um eine menschliche Thräne zu zerdrücken und schlief nach und nach ein und fing an zu schnarchen, wie lauter und urchiger es kein christlicher Gäuer-Bauer zu stande brächte. Das däuchte meine Mutter die schönste Musik, und sie faltete die Hände und flüsterte: Gott Lob und Dank, dieser wenigstens wird keines von uns auffressen!

Andere Quartiergeber freilich klagten gar jämmerlich über ihre Soldaten, denen nichts gut genug sei und die alle Bequemlichkeit des Hauses für sich vorweg nähmen.

Am schlimmsten schien sich der Zelghöfer mit seinen Gästen zu vertragen. Das kam daher: er schnitt ihnen ein stolz, grimmig Gesicht und glaubte sie in die düstere Gesindestube verweisen zu dürfen, Unteroffiziere wie Soldaten; und versuchte es, den gestrengen Hausherrn heraus zu kehren. Hiebei jedoch blieb es bei dem bloßen Versuche, denn statt des einen erhielt er des folgenden Tages gleich zwei Dutzend der Rothosen ins Haus, die logierten sich in den schönen, heizbaren Stuben ein und nahmen die besten Betten für sich in Anspruch, und es war der Quartiergeber selbst, welcher die Gesindestube beziehen mußte; und sie lösten die Schinken vom

Kamin herunter und machten sich an die Butterballen und brieten und schmorten nach Herzenslust, so daß der Bäuerin schier schwindelte vor Entsetzen; und zapften sich Wein ab im Keller, einen Eimer voll nach dem andern, und grinsten gar vergnüglich und parlierten und sangen, daß wir zu Hause es gut hören konnten; und setzten schließlich den wütenden Hausherrn gar noch vor die Thüre, an die kühle Luft!

Die Marlys hatte sich weinend zu uns herüber geflüchtet, die Bäuerin lief händeringend nach dem Pfarrhaus, wo der Oberste der Soldaten Quartier bezogen. Dieser, als ihm die Pfarrfräule die Klagen der Bäuerin geziemend vortrug oder verdolmetschte, zuckte gleichgültig die Achsel und sagte: Ma foi! So viel ich weiß, sind just meine brävsten Soldaten dorthin geschickt worden. Nur werden sie sich nicht gerne chicanieren lassen wollen. Dieser Bauer, wie jeder andere, soll es wissen und inne werden, daß wir Meister sind im Lande. Man kann uns gut haben und böse ... Franzos' is nit bös, Madam! setzte er zur Bäuerin gewendet und artig lächelnd hinzu. Franzos' is artig Mann ... Und er versprach, ihre Beschwerden untersuchen lassen zu wollen.

Die Wagnerbalzin jedoch meinte: Danken wir Gott und dem Ritter Sankt Jörg, daß es bei uns bislang noch so glimpflich abgegangen! Ihr, Schulmeisterin, solltet meinen Viggeli*) hören! Und Ihr sollt ihn hören, denn just ist er heimgekommen in aller Eile, um ein paar Tage hier zu verweilen, vielleicht ein paar Wochen, denn wir haben wenigstens doch noch zu essen!

---

*) Diminutiv von Viktor.

Und der Viggeli, meiner Mutter Patenkind, kam denselben Abend auf Besuch und erzählte, was sich in Hägendorf, wo er beim Vetter Schreinerdursli das Handwerk erlernte, die verwichenen Tage über zugetragen: Der bernische Oberst Kirchhofer hatte wirklich vor benanntem Dorfe Stellung genommen und machte Miene, sich hier gegen die nachrückenden Franzosen ernstlich zur Wehre zu setzen. Doch kaum hatten seine drei Kanonen mit den feindlichen Geschützen einige Grüße gewechselt, zog er mit seiner Heeresmacht wieder eiligst ab gen Olten hinunter. Gleichwohl befahl der französische Befehlshaber, über den Widerstand und die Marschverzögerung sehr erbittert, das Dorf, dessen Bewohner sich bei der Affaire doch völlig unbeteiligt verhalten, mit Sturm zu nehmen, und gestattete die Plünderung und zwar auf eine Stunde Dauer. Die Soldaten machten sich diese Erlaubnis denn auch sehr zu Nutzen, das war ein Schreien und Wehklagen das Dorf entlang, alle die entfliehen konnten, Männlein und Weiblein, flohen den Berg hinauf. So auch der Schreinerdursli und seine junge, hübsche Frau. Sein Lehrjunge Viggeli jedoch hatte sich hinter den Stubenofen verkrochen. Er hörte, wie die Plünderer eindrangen, Kisten und Kasten erbrachen und da sie weder Geld noch Kleinodien fanden, sich bald wieder fluchend von dannen machten. Einer aber, das gewahrte der Viggeli, war zurückgeblieben; weniger wählerisch als seine Kameraden, schleppte er Linnen, Dörrfleisch, Schuhwerk, Schafwolle und dergleichen zusammen, auch den Schmalzhafen verschmähte er nicht. Das alles band er in ein auf den Stubenboden ausgebreitetes Bettlaken. Da mittlerweile die Plünderungsfrist abgelaufen und der Viggeli sich überzeugt hatte, daß der Zurückgebliebene nur ein schmächtiges Knirpschen von Tambour war, wagte er

sich mutig aus seinem Verstecke hervor und bedeutete dem Plünderungsbeflissenen, mit dem Finger nach der Wanduhr zeigend, daß es nun an der Zeit sei, dem Spaß ein Ende zu machen. Das Soldätlein mochte wohl ob der unverhofften Erscheinung ordentlich erschreckt worden sein, er näselte ein bereitwilliges Oui! Oui! und schickte sich wirklich zum Abzug an, freilich mitsamt der Beute. Doch erwies sich der Bündel als zu schwer und zu umfangreich für seine schwachen Schultern, weshalb der Kriegsmann auf den Einfall geriet, denselben auf gute oder schlechte Art hinter sich herzuschleppen, bergab, nach irgend einem Sammelplatz hin. Unser Viggeli aber, bei dem der alte Mutwillen und die angeborene Beherztheit wieder eingekehrt waren, hatte schnell einen der Bündellappen erfaßt und zerrte kräftig rückwärts. Darüber ward das Französlein doch ordentlich erbost, er zog von Leder und hieb mit dem „Krautmesser" zornig nach dem übelwollenden Jungen, der, schnell zurückweichend, den Lakenzipfel fahren ließ, um ihn ebenso hurtig wieder aufzugreifen und sein Manöver von neuem zu beginnen. So war man, bei dem Vor- und Rückwärtszerren und Dreinschlagen und Ausweichen, bis in den Haushof hinaus gekommen. Das fränkische Heldlein war wütend.

Da erscholl von der Landstraße herauf das Sammelsignal, schrill und scharf. Auch kamen, da die Mehrzahl der Plünderer bereits abgezogen, einige der beherzteren Dorfbauern wieder aus ihren Verstecken hervor; sie sahen den Streit des Schreinerjungen, sprangen ihm mit Knittel und Stangen zu Hülfe und das Tambourlein mußte mit leeren Händen Fersengeld kaufen. Der Viggeli wurde für seine Herzhaftigkeit sehr gelobt und von seinem dankbaren Lehrmeister mit einer silbernen Taschenuhr, seitens der Frau Lehrmeisterin mit einem

tüchtigen, frischen Pfannkuchen beschenkt; hatte er doch nebst anderem Wertvollen den wohlgefüllten Ankenhafen gerettet.

Wie stolz der Viggeli seine Taschen-„Rübe" hervorzog und sie immer wieder von neuem beguckte!

* *
*

Wer beschreibt das Erstaunen, das uns ergriff! Als meine Mutter das Trüdchen zu Bette geleitete und sie in der Nebenstube zusammen halblaut den Rosenkranz beteten, da begann auch unser Elsäßer Soldat auf der Ofenbank die Ave's nachzumurmeln; desgleichen das Schutzengelgebet, und sagte, zu meinem Ätti gewendet: Ja, wir können schon Gott danken! Hättet Ihr Schweizer Euch gewehrt und fest zusammengehalten, es hätten wohl die meisten der Unsrigen dran glauben müssen, wären wohl nie über den Jura hereingekommen.

Er betete, der Elsäßer — waren denn diese Franzosen die Heiden nicht, als welche man sie verschrieen hatte? Bei einigen von ihnen mag das mehr oder weniger schon der Fall gewesen sein; des Nachbar Zelghöfers Einquartierung zum Beispiel sang das „Ça ira", daß man's weithin hören konnte und zwar auf eine brüllhafte, blutgierige Weise, die einen schier schaudern machte.

Der zweite Morgen der Okkupation war ein Sonntagmorgen. Und in der Kirche, während des Gottesdienstes, konnte man auch einige „Franzosen-Soldaten" erblicken. Und als der Statthalter Zelghöfer, der Kirchmeier und der Gerichtssäß in ihre Staatsmäntel gehüllt „zu Opfer" gingen und der erstere nach links, der zweite nach rechts und der dritte noch stärker wieder nach links hin hinkte — wir Dorfbewohner waren des Schauspiels gewohnt und fanden auch an dem

Hinken dieser unserer Magnaten schon nichts Auffälliges mehr, die ausgelassenen Franzosen aber spotteten auf dem Heimwege: Eure „Munissipaliteh“ steht auf schwachen Füßen, kann in die Brüche gehen über Nacht!

Ach, wie sehr sie Recht bekommen sollten mit dieser ihrer Prophezeiung!

An jenem Sonntag Nachmittag war es, als alle und jede im Privatbesitz sich befindliche Kriegswaffe in das in der Pfarrscheune errichtete Depot abgeliefert werden mußte, und zwar war auf die Verheimlichung derselben die allerschwerste Strafe angedroht. Die Wagnerin trug selbst ihren Küchenspieß hin, so sehr fürchtete sie für sich und ihren Gatten die Strafe des Erschossenwerdens.

Und es war mit einemmal alles so sehr aus Rand und Band geraten, die ganze bisherige staatliche und bürgerliche Ordnung, die althergebrachten Sitten und Gesetze; des Pfarrherrn Kraftsentenzen galten kaum mehr als des Sigristen einfältige, näselnde Redensarten, und der erst noch so mächtige Statthalter mit samt seinem Rate konnten beschließen dies und das, niemand wollte mehr Respekt und Gehorsam leisten, am allerwenigsten die Franzosen. Ja diese machten sich über alle bürgerliche Autorität geradezu lustig; sie zogen ihre Kontributionen ein oder vielmehr sie ließen sich dieselben auf dem Teller darreichen, unbekümmert darum, wo wir die entsetzlichen Summen hernahmen. Einstmals, bei blos etlichen Tagen Versäumnis der kaum einzuhaltenden Ablieferungszeit, rückten gleich zwei weitere Kompagnien Straftruppen ins Dörflein ein und zwar die wüstesten, des schlechtesten zu befriedigenden von allen, die uns je heimgesucht.

Alle Geburtsvorrechte und Standesunterschiede waren abgeschafft — man denke sich die Bestürzung! Wer gestern noch

stolz mit „Von Bach“, „Von Buchs“ oder „Von Busch“ gezeichnet hatte und ein erlauchtes Familienwappen geführt, war, sozusagen über Nacht, ein simples Bächlein oder Büchslein oder Büschlein geworden und galt, des vornehmen „Von“ entkleidet, vor der neuen Ordnung der Dinge kaum mehr so viel, als der ehrsame, schlichte Gevatter Schneider oder Handschuhmacher, dessen Ahnen die Geißen gehütet. War das für die gnädigen Herrschaften nicht entsetzlich?

Es wurde die „eine und unteilbare helvetische Republik“, mit dem Bundessitz in Bern, ausgerufen.

Und eines Morgens sahen wir auf der Kreuzstraße einen mächtigen, mit dreifarbigen Wimpeln und Bändern gezierten Freiheitsbaum aufgerichtet, daneben eine tannreisgeschmückte Tribüne. Auf der Tribüne stand der Agent, d. i. der soeben installierte oberste Gemeindebeamte, Vertreter der Republik, angethan mit der dreifarbigen Schärpe. Und um die Tribüne hatten sich all' die majorennen Männer des Ortes aufgestellt, auf dem Hute die anbefohlene, dreifarbige Kokarde. Und der Agent las ihnen mit kräftiger, weithin schallender Stimme die neue helvetische Verfassung vor und ließ sie den Treueid schwören. Viele thaten es mit Begeisterung, viele mit offenbarem Widerwillen. Einige sogar, darunter der Zelghöfer, erhoben statt der Schwörfinger die ganze, zu einer Faust geballte Hand und knirschten zornig: der Schelm, der Verräter dort droben!

Der Agent, dem diese Verwünschungen galten, war niemand anders als der Krämer Johannes, ein gar hell dreinblickender, mit einer Glatze und einem Schmeerbäuchlein versehener Mann. Von seinem bevorzugten, erhöhten Standpunkte aus konnte er alles bequem beobachten, die sich kundgebende Loyalität seiner Mitbürger; er konnte aber auch sehen die Lau-

heit, die spotthaften, trotzigen oder gar widersetzlichen, wütenden Geberden. Und es hätte wahrlich nur seines Winkes bedurft, und die die Versammlung umkreisenden französischen Husaren hätten die Verräter und Bedroher der neuen Ordnung gleich zur Haft abgeführt, wenn nicht noch zu etwas schlimmerem, vor die Schranken des Kriegsgerichtes. Wirklich ruhte das Auge des Krämers einen Augenblick finster auf dem Trüppchen dieser Widerspenstigen, zumal auf deren Haupt, dem Zelghöfer . . . Gleich nahm jedoch seine Miene wieder das gewohnte sanfte Lächeln an, er that, als hätte sein musternder Blick nichts Verdächtiges gesehen, und gab das Zeichen zum Auseinandergehen.

Des folgenden Tages, als sie zusammen die Quartier- und Kriegssteuerlisten durchgingen, erzählte der Agent-Krämerjohannes meinem Ätti, wie es gekommen, daß er ein solch' eifriger Patriot — so nannten sich die Anhänger der neuen oder „Franzosenpartei“ — geworden. Schon seine Vorfahren hätten von der Ungerechtigkeit der Herren vieles zu erleiden gehabt; einem derselben, seinem Stammvater, sei wegen der Beteiligung am Bauernkrieg Hab und Gut geraubt und andere persönliche Unbilden angethan worden. Er selbst sei, kaum der Schule entlassen, als Laufbursche in die Stadt gekommen und zwar in dasselbe Handelsgeschäft, in welchem sein älterer Bruder seit Jahren als Hausknecht gedient hatte. Nach und nach, wie seine Kenntnisse sich gemehrt, habe er Verwendung im Magazin, im Verkaufsladen, dann im Kontor gefunden. Im Kontor sei er von Stufe zu Stufe aufwärts gerückt und habe sich in hohem Grade die Gewogenheit seines hochbetagten, kränklichen und kinderlosen Herrn Prinzipals zu gewinnen vermocht, so daß dieser zum Entschlusse kam, ihn zu seinem Ge-

schäftsnachfolger zu machen, d. h. ihm das ganze große, blühende Geschäft um einen äußerst billigen Preis eigentümlich abzutreten. Das, namentlich der Hausverkauf, habe jedoch nicht im Geheimen abgethan werden können. Die Anverwandten des Kaufherrn, ebenfalls hoch angesehene Stadtleute, seien auf das Stadthaus, von dort auf das Rathaus gelaufen und hätten alle Hebel in Bewegung gesetzt, um den Kaufsvertrag zu nichte zu machen und es schließlich denn auch zu Stande gebracht, daß demselben die obrigkeitliche Genehmigung versagt wurde, weil er, der Käufer, kein Stadtburger, sondern nur ein gemeiner Unterthan war . . .

So wie ich das Geschäft und dessen Rendite kannte, sagte der Krämerjohannes eifrig, und bei den äußerst billigen Bedingungen, unter welchen ich Besitzer desselben geworden, wäre ich zu damaliger guter Zeit in zehn, zwanzig Jahren zum reichen Herrn geworden und könnte heute mit Kutsche und Pferd einherfahren. Daß es nicht so gekommen, daß ich mir meine Existenz unter weit größeren Anstrengungen und niedrigeren Verhältnissen gründen und erringen mußte, das habe ich einzig dem Hochmut und der Ungerechtigkeit unserer sogenannten gnädigen Herren und Obern zu danken. Zwar habe ich's, Gott sei Dank, dennoch ordentlich weit, zu Hab' und Gut und dem bischen Ehre gebracht. Damals aber, als mir jener obrigkeitliche Bescheid kund gethan wurde, wollten mich Ärger und Zorn schier erwürgen, es litt mich keine Stunde länger in dem scheinheiligen, hochmütigen Philisternest. Und wie ich das Baselthor hinter dem Rücken hatte, wendete ich mich noch einmal um und ballte die Faust und schwur es laut und grimmig, daß sich der steinerne Sankt Urs darob schier entsetzte: Haß und Rache diesem Patriziervolk . . .

O wie habe ich mich nach der Stunde gesehnt, da endlich die steifen, hochmütigen Zöpfe abgeschnitten werden würden! Und als die Stunde endlich kam, wie sehr hab' ich mich gefreut! Daß dieses Zopfabschneiden mit Hilfe fremder Schwerter geschah und annoch geschieht, das bedaure ich freilich sehr, bedaure es tief und aufrichtig . . . Allein, was konnten wir, bei dem feigen, knechtischen Sinn des Volkes, wohl anders thun? Die Bauern waren des Joches so lange gewöhnt, daß sie den Druck desselben schon gar nicht mehr verspürten oder als etwas Selbstverständliches, von Gott Auferlegtes betrachteten, wie solcher Glaube ihnen von der Kanzel herab genugsam gepredigt worden. Giebt es doch zur Stunde und just in dieser unserer Gemeinde der Leute genug, die den Wechsel der Dinge, die Rückkehr zur Volksherrschaft und zu einem menschenwürdigen Dasein, tief beklagen und lieber gleich den Nacken wieder hinhielten, um sich das alte Joch des neuen aufbinden zu lassen. . . Und welchen Haß man auf mich, als den Diener der Volksherrschaft, geworfen! Nun, ich werde es sie, obschon es in meiner Macht läge, nicht entgelten lassen — Du magst dies dem Zelghöfer sagen, Schulmeister, falls Du Lust dazu hast! Ja, es wäre mir lieb, wenn Du es ihm wirklich sagen wolltest.

* * *

Die Schulstube war seit dem Einzug der Franzosen als Wachtlokal benutzt worden. Dem Agenten-Krämerjohannes hatten wir es zu danken, daß wir von dieser großen Unannehmlichkeit befreit wurden und auch betreffend die Einquartierung möglichst geschont blieben.

Das Ding, nämlich die Einquartierung, wollte auch gar kein Ende nehmen und fing an, vereint mit den sich wieder-

holenden Kriegssteuern, ordentlich drückend zu werden. Die Lebensmittel gingen zur Neige, die Speckseiten und Mehlvorräte der Bauern waren aufgezehrt, in den Dörrobstkästen klang es hohl und leer, der Viehstand war durch das Schlachtbeil dezimiert. Aus diesen und anderen Gründen wurden einem die ungebetenen Gäste immer wie unbequemer. Denn mitunter trafen recht unverschämte und böswillige Gesellen ein, die schier nicht zufrieden zu stellen waren. So lag zum Beispiel bei dem Salzmannjoggeli einer im Quartier, der verlangte der Ehre gar viel; es mußten nämlich die Hausbewohner, der Hausherr mit inbegriffen, jedesmal an die Thüre pochen, ehe sie in die Wohnstube treten durften; manchmal ließ sie der Herr Sergeant ungebührlich lange warten oder versagte ihnen, trotz der rauhen Witterung, die draußen herrschte, ganz und gar die Erlaubnis, aus lauter Bequemlichkeit und Teufelsucht, so daß der Joggeli vor Weh- und Kleinmut weinte wie ein Kind.

Hie und da gerieten jedoch die Herren Franzosen mit ihren Unverschämtheiten auch an die Unrechten.

Kamen da — um von den vielen derartigen Begebenheiten nur die eine zu erzählen — ein halbes Dutzend dieser „Parlewu" auf den einsamen Rütihof, zwischen den Wäldern. Und war ihnen schon gar nichts recht, schimpften weidlich über das Essen, verlangten Wein und Hühner und Eier und schmissen Teller und Platten an die Wand und geberdeten sich so unbändig wild und vermessen, daß die Hausbewohner in den nahen Wald hinausflüchteten. Einzig der Narr nicht. Das war ein riesig gebauter Mann von schier unmenschlicher Körperkraft, dabei jedoch, sofern er nicht geflissentlich gereizt wurde, frein und gutmütig wie ein Kind. Damit er sich nicht verlaufe, hatte man ihm an den einen Fuß eine Kette, an diese

einen schweren Eichklotz geschmiedet. Trotzdem und wenn ihn die Langeweile plagte, schleppte er sich mit samt dem Hindernis bis in die benachbarten Dörfer; besonders gern pflegte er des Mattenhöfers zu besuchen, die säuberlich und gastlich mit ihm verkehrten und ihn stets wieder höflich des Weges wiesen . . . Also der Narr blieb beharrlich auf der Ofenbank sitzen und streichelte die Katze. Und wie ärger es die Franzosen am Tische trieben, desto eifriger strich er mit der tellerbreiten Hand über des Katers Balg und grinste immer wie zorniger. Endlich, als die Beckenscherben ihm um den Kopf flogen, sprang er jählings auf, rollte die Augen, riß die Katze, sie bei den Vorder- und Hinterfüßen packend, mit fürchterlichem Rucke entzwei, so daß das blutige Gedärm herausquoll . . . mit diesem drang er auf die entsetzten Franzosen ein, welche ihrerseits laut schreiend sich durch Thür und Fenster flüchteten, so weit weg als möglich und erst gegen Abend wieder zurückkehrten, ganz friedsam und manierlich . . .

An einigen Orten gieng es noch weit schlimmer und gewaltthätiger her. Und manch' ein Franzose, dem es zum Appell, zum Weitermarsche blies, gab keinen Bescheid mehr. Und niemand wußte zu sagen und die schärffste Untersuchung brachte nicht zu Tage, wo der Mann hingekommen.

Denn die Bäume des Waldes blieben stumm, ihr geheimnisvolles Rauschen verstand auch der rachgierigste Welsche nicht zu deuten.

*   *
*

Ob auch die Franzosen da waren und die väterliche Regierung gestürzt — Sonne und Mond setzten ihren Lauf fort, als wäre nichts geschehen; es wechselten schöne und unfreund-

liche Tage, ganz wie ehedem. Und als die Zeit um war, kam richtig auch der Frühling, schöner geputzt als je zuvor kam der Sommer mit aller Pracht.

Auf den Wiesen und Feldern, an der Pflugsterze oder beim Mähen des kniehohen, duftigen Grases vergaß der Bauer zum ehesten die Anwesenheit der unliebsamen Gäste, die Unbilden des Kriegszustandes, schien es ja, als wollte Mutter Natur mit ihrem Segen alles wieder gut machen, was die bösen Menschen geschädigt, so gut gediehen die Früchte, so herrlich reiften sie heran.

Und wir Werkmädchen sangen, und die Mähder jodelten, und der Thys, der unverwüstliche, ließ wieder seine Jauchzer erschallen oder gab die welschen Brocken zum besten, die er von den fremden Gästen aufgefangen hatte — ob sie selbst es hörten oder nicht, das schien ihn gar nicht zu kümmern, und zumeist lachten sie mit uns um die Wette über den drôle.

Einzig dem Meister Zelghöfer war es offenbar nicht zum Lachen, der schaute stetsfort so mürrisch und grämlich drein und sprach kein freundlich Wort. Auch ging er, ganz gegen seine Gewohnheit, öfters von Haus, und niemand wußte wohin, nicht einmal die Bäuerin. Bisweilen, zur nächtlichen Stunde, kamen auch Gäste ins Haus: der (Alt-)Gerichtssaß, der (Alt-)Kirchmeier, der Rappenbauer und andere, uns unbekannte; sie traten durch die Hinterthüre ein und begaben sich, wie auf Abrede, nach der Hinterstube, und was da drinnen gesprochen und verhandelt wurde — wie hätte ich einfältiges Dienstmädchen es erfahren sollen?

Doch munkelte man hin und wieder, und der Krämer teilte es meinem Ätti mit, daß etwas geplant werde gegen

die Helvetik, geplant im geheimen: die Patrizierpartei hätte die Kaiserlichen ins Land gerufen wider die Franzosen.

Einstmals, in der Ernte, da wir ziemlich spät beim Nachtessen saßen, kam ein Reiter vor das Haus angesprengt, pochte an den Fensterladen und hieß den Bauer herauskommen. Darauf, nach kaum einer Minute Aufenthalt und geheimnisvollem Flüstern, sprengte er wieder spornstreichs von dannen. Selbst die Franzosen erhoben unruhig die Köpfe und riefen: Qu'y a-t-il?

Und nun hatte der Thys wieder eine neue Phrase wegbekommen: Giati.

Des folgenden Morgens kam der scheeläugige Ankenklaus um die Schweinescheune herumgeschlichen und hieß mich den Bauer herausrufen, ohne Aufsehen.

Und ich sah es vom Hofbrunnen aus, wie der Meister Zelghöfer leise aber sehr eifrig auf den Klaus einredete und ihm schließlich ein Packet Papier einhändigte, ich gewahrte es auch, wie er dem Manne ein paar Thalerstücke in die Wamstasche gleiten ließ.

In dem Packete staken Proklamationen der „alten" Partei, das Volk zum Aufruhr hetzend.

Allein in den nächsten Tagen schon kam die Kunde, die Kaiserlichen seien von den Franzosen in der Ostschweiz blutig aufs Haupt geschlagen und über die Grenze zurückgedrängt worden.

Das war für die „Alten" eine schlimme Nachricht, und die Folgen davon ließen nicht lange auf sich warten. Denn eines Morgens kam ein bürgerlich gekleideter Herr, in Begleitung eines französischen Offiziers und zweier Husaren ins Dorf geritten. Beim Agenten-Krämerjohannes stiegen die

Herren ab, die Husaren dagegen erhielten Befehl, den Zelghofbauer sofort vor Audienz zu bringen. Sie waren zu spät gekommen. Denn der Bauer war, auf einen Wink des Agenten selbst, gewarnt worden und hatte sich während der Nacht über die Aare geflüchtet zu seinem Freunde Zöllner zu Aarwangen, Kantons Bern . . . Die arme Höferin geriet beim Anblick der Husaren, bei deren Suchen und Toben, schier außer sich vor Schrecken; sie wußte dem Werkvolk schon gar keinen Bescheid mehr zu geben, hatte alle ruhige Überlegung eingebüßt, während die Marlys ihre ganze angeborene Standhaftigkeit zu wahren wußte, desgleichen der Sohn Franz, der den Haussuchern ruhig und unerschrocken alle Thüren öffnete.

Das war eine Aufregung im Dorf! Tags darauf schon rückten zwei Kompagnien Straftruppen ein, wovon die Höferin selbst einen guten Dritteil in ihr Haus bekam.

Der Kriegskommissär — denn dies war der Herr in Civil — hatte auch den Ankenklaus vor sich citieren, d. i. durch die Husaren herbeischleppen lassen. Der arme, alte Mann zitterte am ganzen Leibe und konnte vor Angst — es war aber nicht die Angst, sondern die wohlberechnete Verstellung, denn der Agent hatte ihn zuvor bestens unterrichten lassen — schier kein Wort hervorbringen. Oklemation? stammelte er, Oklemation? Da sprach der Agent: Bürger Kommissär, gewiß seid Ihr betreffs dieses da übel berichtet worden. Der einfältige, alte Mann, Ihr hört es ja, weiß nicht einmal, was das für ein Ding ist, Proklamation, hat keinen Begriff davon. Drum konnte auch vom Kolportieren derselben nicht wohl die Rede sein. Ist ohnehin ein beschränkter Kopf — laßt ihn laufen den armen Schelm, sonst stirbt er uns allhier noch vor Schreck!

Und sie ließen ihn laufen.

Und der Zelghöfer hielt sich fein still in seinem Verstecke. Und sie durften sich Glück wünschen, die beiden. Denn viele der Verschwornen, aus allen Vogteien, bekamen lange Kerkerhaft auszustehen, zwei Gäuer Männer, des Zelghöfers Freunde und Vertraute, wurden sogar standrechtlich erschossen.

*　　*
*

Alles geht vorüber hier auf Erden, die schlimmen wie die guten Zeiten.

Die letzten der Rothosen waren abgezogen nach dorthin, wo man ihrer dringender bedurfte, wo der junge Bonaparte zum Staunen der Welt seine siegreichen Schlachten schlug, im sonnigen Italien, in Deutschlands kühlen Gauen.

Und als sie fort waren, fiel auch das künstliche Gebäude, das sie aufgebaut und mit ihren Bajonetten gestützt hatten, nämlich die helvetische Republik, jählings zusammen.

Die erst noch so unterwürfig thaten und sich bescheiden duckten, die Stadtherren, erhoben wieder stolz das Haupt und holten ihre Stammbäume und Wappenschilder, neu aufgefrischt, aus dem Versteck hervor. Und sie erhoben sich selbst wieder zur legitimen Regierung von Gottesgnaden und ließen sich vom Volke huldigen. Um das Landvolk einigermaßen zufrieden zu stellen, wurde auch ihm ein Anteilchen Regiment eingeräumt; es durfte sich nämlich einige Ratsherren wählen, welche aber in Anbetracht ihrer verhältnismäßig kleinen Zahl und großen Machtlosigkeit von den Patrioten spottweise die „Schnallenputzer" genannt wurden — — — — — — — — — —

Doch was soll ich einfältige Weibsperson von politischen Dingen und Begebenheiten reden, von denen ich ja kein Verständnis habe, noch je eines besitzen werde, in diesen meinen

alten Tagen und den veränderten Zeitverhältnissen schon gar nicht mehr! Und hab' ich darob bereits zu berichten vergessen, was sich derweilen in meinem eigensten, beschränkten Gesichtskreise zugetragen hatte!

Wo ich nur wieder anknüpfen soll?

Also meine Schwester Liesel hatte, als das erste Grausen vor den Franzosensoldaten glücklich überwunden war, sich wieder zu ihrer Lehrmeisterin zurück begeben. Desgleichen war auch mein Bruder Viktor beizeiten wieder von dannen gezogen; denn auch er war von Seite der Stiftsherren nach Hause geschickt worden, sintemal es mit dem Einrücken der entchristlichten Soldateska wohl aus sein werde mit allem Messelesen und Chorsingen — so sehr hatten sie sich von der Angst übernehmen lassen.

Und bald befand sich die gesamte bürgerliche Ordnung wieder so ziemlich im alten Geleise.

Und männiglich war es ordentlich zufrieden.

Einzig unser Nachbar Zelghöfer machte die Ausnahme. Der konnte es schon gar nicht verwinden: erstens den Tort, den ihm die ruchlosen Franzosen auf diese oder jene Weise angethan, zweitens den Schrecken, den ihm der Kriegskommissär und die leidige Patriotenregierung eingejagt; drittens die lange „Leistung" (das Exil) und die hohe Kontribution, so ihm aus der gottgerechtesten aller Verschwörungen erwachsen.

Weit mehr jedoch als dies alles schmerzte ihn die schwere Zurücksetzung, welche er nun von der eigenen, zur Herrschaft gelangten Partei erfahren mußte. War ihm doch bei der Bezirks-Ratsherrenwahl ein anderer vorgezogen worden, ein junger Schnaufer, der kein anderes Verdienst um die gute Sache geltend machen konnte, als daß seine Schwester bei der krüppligen

Frau Schultheißin Haushälterin und von dem gnädigen Herrn unanständig wohl gelitten war. Seiner aber, des Zelghöfers, der so wacker gestritten, so viel gelitten, wurde nicht gedacht — konnte man den Undank weiter treiben?

Allein selbst in der eigenen Heimatgemeinde erging es ihm nicht besser. Er hatte so fest darauf gerechnet, daß, da nun die alte Ordnung wieder eingekehrt, auch die alten Gemeindevorsteher wieder zur Geltung gezogen werden würden. Ja, er hatte sich bereits angelegentlichst mit der Frage beschäftigt, ob es nicht passend wäre, sich nach geschehener Wahl eine geziemende Bedenkzeit auszubedingen . . . diese Frage erwies sich jedoch in der Folge als eine höchst überflüssige; denn nicht er, sondern sein tiefgehaßter Feind Krämerjohannes wurde mit ziemlichem Stimmenmehr wieder zum Gemeindeoberhaupt erküret . . .

Ja, es mag der armen Zelghöferin bitterer Ernst gewesen sein, als sie meiner Mutter klagte: Brav ist er, mein Mann, der brävste Ehemann weit und breit, etwa der Deinige ausgenommen; dazu hauslich und anschicklich und gerecht in allen Dingen, selb' ist wahr! Daneben hat er aber seine großen, dicken Launen. Meint, es sollte alles nach seinem Kopfe gehen in Haus und Scheune, auf dem Felde, in der Gemeinde, bei der hohen Obrigkeit, in der ganzen Welt. Und weil eben dies nicht der Fall ist und nicht der Fall sein kann, nicht einmal bei Königen und Bischöfen, so geberdet er sich oft so wunderlich, schier nicht zum Aushalten, absonderlich die letzte Zeit über, Du weißt denk' wohl warum, Gertrud! . . . Und wie oft hab' ich ihm schon zugesprochen in der besten Güte: Lass' doch das Staunen und Kopfhängen, Wernet, und sei gescheit! Du hast ja des Reichtums und des Ansehens

genug, brauchst Dich weder um die Gunst noch um die Ungunst Deiner Mitbürger sonderlich zu kümmern, kannst es Dir nach Gebühr wohl sein lassen, und niemand kann Dir's wehren, hast überhaupt ja niemandem was nachzufragen, als Deinem Gewissen, dem lieben Herrgott — wozu denn das Mehrere? Wozu denn alleweil den Stier bei den Hörnern fassen und Dich in die leidige Regiererei mischen wollen? Und Verdruß ernten und Spott und Dir übel machen ganz mit Fleiß, und ändern wollen, was einmal nicht zu ändern ist durch eines Bauern Gewalt? . . . Dann, wenn ich so rede aus bestem Wohlwollen, fährt er mich noch rauh an und brummt etwa: Schweig' mir doch mit dem einfältigen Geschwätz! Von all' den Dingen verstehst halt nicht die Laus. Oder: Lug' Du lieber zu Deinen Hühnern und Ferkeln! — und kehrt mir unwirsch den Rücken . . . Ja, so ist er einer: Aller Chyb*), komme er nun von den Knechten, den Nachbaren, den Handwerksleuten oder von anderwärts — ich soll's entgelten, ich allein, weil ihm eben niemand anderer zu widerreden wagt. Giebt es ja der Fälle, wann sein Gemütswetterglas gar tief gesunken ist und auf Sturm deutet — und das seh' ich ihm allemal an der Stirn' an — da selbst ich mir das Wort nicht zutraue. . . . Und ist auch die Witterung gut und er ordentlich zufrieden und wohlgelaunt — glaubst Du, Gertrud, daß er's mir gegenüber äußern thät' wie etwa andere Ehemänner, durch ein Liebes- und Spaßwörtlein? O nein, solches brächte er schon gar nicht zuwege, könnte es nicht übers Herz bringen! Er hat es auch nicht gekonnt, das Flattieren und Zärtlichthun, selbst als wir noch jung waren, junge Braut- und Eheleute;

---

*) Zorn.

und wußt' ich's doch zur Genüge, wie gut er mich leiden mochte, wie niemanden auf der Welt! Auch heut' noch, wenn er bei guter Laune ist, muß ich's ihm nur so abmerken, etwa an der Art des Prisennehmens oder am häufigeren Augenzwinkern oder wenn er den Hofhund streichelt oder, was auch vorkommen kann, ein heimlich G'sätzlein summt .... Als die Kinder noch jung waren — hast Du es jemals gesehen, Gertrud, daß er eines von ihnen geherzt oder mit ihnen getändelt vor den Leuten? Bewahr' nein! Und er hatte sie doch lieb, sehr lieb! Als die Marlys erkrankte, als dreijähriges Kind — gewiß erinnerst Du Dich dessen noch, Gertrud? — da hat er sich schier hintersinnet vor Angst, und ist ganze Nächte hindurch nicht mehr von dem Bettlein gewichen und das Augenwasser troff ihm auf das Decklein hinunter. Und als sie wieder genesen, da that er mit ihr wieder so gemessen wie mit den andern .... Er hat sie auch heute noch lieb, alle dreie; und gleichwohl ist von Liebreichthun oder Vertrautmachen nicht die Spur, ich glaub', er schämte sich dessen, mein stolzer Wernet! Und welches der drei Kinder ihm im Grunde das liebere sei — wer wollt' es ergründen? Bald dünkt es mich, es sei der Lix, wegen seiner Feinheit und Gescheitheit; bald das Meitschi, weil — weil es eben ein Meitschi ist; und dann wieder der Franz, wegen seinem braven, verständigen und anschicklichen Wesen. Und das ist er auch, der Franzi, brav wie sein Ätti!

Ihr redet da von Euerem Lix, sagte meine Mutter nach einem Weilchen, — was soll denn eigentlich aus dem Lix werden?

Was aus ihm werden soll? Wie Du nur fragen kannst, Gertrud? Geistlich soll er werden, zu was anderem würde

der Wernet schon gar nicht den Willen geben, haßt ja die fürwitzigen weltlich Studierten, kann sie nicht leiden. Mein seliger Bruder, der Pater Jakob, meinte zwar, der Junge dürfte auch Doktor oder Apotheker oder ein sonstiger Gelehrter werden. Und erst das letzte Mal, als der Gute hier auf Besuch war, äußerte er sich folgendermaßen zu mir: Landpfarrer werden, nun das lass' ich wohl gelten. Nur keinen Klosterherrn aus dem Jungen machen! Lieber einen Schneider oder Schuhflicker! Denn du kannst dir's nicht vorstellen, Lisbeth, welch' ein Ehrgeiz, Neid und Haß unter einer Klosterkutte steckt, wie man sich, ohne daß die Welt es sieht, reibt und verfolgt! . . . Denk', Gertrud, das sind die Worte, die er gesagt! Und dazu hat er tief aufgeseufzt, als thäte ihn etwas hart bedrücken, vielleicht die späte Reu'! . . . Und ich dachte seither oft: Wenn er wirklich Recht gehabt hätte, der Bruder, mit jener Art Geistlichwerden, und mein guter Lix unglücklich werden sollte! Es ist ein solch' liebes, feines Bürschchen und kann schon ordentlich welsch und lateinisch parlieren und soll nun auch noch jüdisch lernen und — was weiß ich einfältige Bauernfrau . . . . Und er hat schon seine Wäsche nach Haus' geschickt durch die Bötin, und er selbst wird bald selbst nachfolgen in die Kavanz — nun schon die vierte!

Und mein Viktor desgleichen! entgegnete meine Mutter bescheiden. Und ich wußte: der Gedanke machte sie nicht weniger glücklich, als die reiche Bäuerin!

* *
*

Auf unserem alten Kannenbirnbaum neben dem Hause hockte das Staarenpärchen und lehrte die Jungen die seltsamen

gurgelnden Schnaderhüpfer, im nahen Rotbühlhag übten Drossel, Fink und Meise ihre Reiselieder, noch einmal schwang sich die Lerche hoch in die Lüfte, den Abschied verkündend in wundervollen, wehmütig-sehnsüchtigen Weisen. Von den nahen Zelgwiesen her erklang das melodische Gebimmel der Herdenglocken, der Jubel und das Gejauchze der Hirtenbuben und -Mädchen, vom Kirchwald herunter das übermütige Jodeln der Besenbinderbuben.

Fast ebenso fröhlich und lustig klang es in unserem Stübchen von morgens bis abends, nicht nur bei Sonnenschein, sondern selbst in trüben, regnerischen Tagen.

Denn da war unser Viktor mit seiner Geige, die er fast kunstreicher zu streichen verstand als selbst unser Ätti; da war des Zelghöfers Lixi und blies die Flöte, daß es eine Art hatte; da war meine Schwester Liesel, die seit Ostern zu Hause weilte und die Schneiderei auf eigene Faust betrieb, meine Schwester Liesel mit ihrer herrlichen Altstimme, die sich nötigenfalls auch als Prim verwenden ließ. Die Liesel hatte der Arbeit vollauf und bei all' dem Sang und Scherz ließ sie die Nadel auch nicht einen Augenblick ruhen. Auch ein Lehrmädchen saß ihr bereits zur Seite, ein gar aufmerksames, fleißiges, nämlich unser Trudchen.

Und um von unserem Viktor zu reden: Meine Mutter durfte schon ordentlich stolz sein auf diesen ihren Sohn, so kräftig hübsch war er aufgeschossen, so verständig schaute er drein, so gewandt und dabei so gemessen war sein Benehmen. So daß man unwillkürlich an die Äußerung des wackern Kaplan Renggli denken mußte: Für ein Schulmeisterlein und das damit verbundene Hungerleiderleben ist der Junge viel zu gut! Ich will ihm an die Hand gehen, daß er etwas Besseres,

Rechtes werden kann. — Seitdem waren zwei Jahre verflossen, und der menschenfreundliche, edelherzige Herr Kaplan hatte unseren Viktor in sein Haus genommen; er ließ ihn das Kollegium besuchen und erteilte, er, das vielseitig gelehrte Männchen, ihm überdies noch Privatstunden in den neueren Sprachen.

Und war mein Ätti erst ordentlich verblüfft und mißstimmt ob dem ziemlich eigenmächtigen Vorgehen, zu widersprechen oder gar sich zu widersetzen, wagte er dem hochwürdigen und gutthätigen Herrn gegenüber um so weniger, da er sich selbst gestehen mußte, daß dessen Auslassungen betreffend die Besoldungs- und andere Verhältnisse des damaligen Lehrerstandes, zumal des Dorfschulmeisters, nur allzu begründet waren. Zudem lauteten die Schulzeugnisse, die der Junge mit nach Hause brachte, so überaus günstig und waren wohl geeignet, das väterliche Herz sowohl mit hoher Befriedigung zu erfüllen, als auch mit den veränderten Aussichten auf des Sohnes Lebensziel hinreichend auszusöhnen.

Daß des Nachbars Lix im Lernen unserem Viktor nicht gleichthat, das konnte man ihm schon von weitem ansehen, dafür war er viel zu rundlich gediehen, viel zu voll- und rotwangig, viel zu spaßhaft-liebenswürdig, „schier zum Fressen“, wie seine überglückliche Mutter sich einstmals ausdrückte. Wozu auch, in seiner Haut, das strenge Lernen? Auf ein Jährchen Studierens mehr oder weniger konnte es nicht ankommen, besaß ja der Papa Zelghöfer der Brabänter genug und hatte die liebe Mutter zudem über ein anständiges Sparhäfelein zu verfügen. Auch nahm man es zu damaliger Zeit bei den Theologen betreffend die allgemeinen Wissenschaften nicht sehr genau . . .

Also sie sangen und musizierten, die beiden Studenten, und trieben, zumal wenn mein Ätti nicht anwesend war, allerhand Kurzweil und Allotria. So zeigte namentlich der Lir großes Geschick darin, Stimme und Geberden seiner Herren Professoren nachzuahmen, des schnatternden und schier stocktauben Paters Riechholz, des buckligen, näselnden Paters Würmlein — es war auch gar zu drollig, meine Schwester Liesel und selbst der ernstgemütete Viktor schütteten sich fast aus vor Lachen.

Und waren die Jünglinge des Stubenhockens müde geworden, oder schien die herbstliche Sonne auch gar zu verlockend durch die runden Fensterscheiben, dann begaben sie sich ins Freie, durchstreiften Wald und Flur oder lasen Obst von des Zelghöfers zahllosen Bäumen. Und die Bäuerin ermangelte alsdann nicht, die Beiden mit Butterbrot und Süßmilch oder auch mit Schinken und Birnenmost zu regalieren, und hatte ihre selige Freude an dem tapferen Appetit, an der lauten, übermütigen Fröhlichkeit.

Des Sonntags oder an Werktagabenden pflegte auch des Höfers Marlys zu uns herüberzukommen.

Die Marlys — wie groß und schön das Mädchen geworden war, fast in einem Rucke! Und zwar war diese ihre Schönheit eine eigentümliche zu nennen: von hoher, schlanker Körpergestalt, schien ihr Gesicht vollständig nach dem Modell des alabasternen Christuskopfes, den die Zelghöferin von ihrem Bruder geschenkt bekommen haben soll und der im Hausaltärchen den Ehrenplatz einnahm, geschnitten zu sein. „Antik“ nannte mein kunstverständiger Bruder diese Züge; ob der Ausdruck ein Lob oder einen Tadel ausdrücken sollte, wußte ich damals nicht zu erraten . . . Dagegen war die Gesichtsfarbe der Marlyse

eher eine schwärzliche als eine blasse zu nennen, weshalb sie von ihrem Bruder Lix scherzweise das „Brambeli“ genannt wurde. Dazu ein großes, tiefdunkles und ernstblickendes Augenpaar, rabenschwarzes Kraushaar, dessen widerspenstige Fülle schier nicht in Zöpfe zu bringen war. Und trug sich die reiche, schöne Bauerntochter auch ein bischen stolz und kurz angebunden, uns, ihren Vertrauten gegenüber, benahm sie sich schon freundlicher, ja, sie konnte mitunter die Unbefangenheit und der Frohsinn selber sein. Und sang sie mangels der Begabung nicht mit, so that sie um so lieber mittanzen, in welcher Kunst sie uns alle übertraf; ihr und ihren Bitten zuliebe ließ sich selbst mein Ätti herbei, einen lustigen Walzer oder Ländler zu fiedeln.

Doch nur zu schnell kam Mariä Geburt und „jagte die Studenten fort“, d. h. mahnte sie zu nahem Aufbruch, zurück ins Kollegium.

Dann ward es wieder auf einmal so still in und um unser Haus. Die Liesel mochte so allein schon gar nicht mehr singen, einzig das Trudchen versuchte die eine oder andere der heitern Studentenweisen, welche ihm im Gedächtnis geblieben, leise nachzusummen. Selbst die Marlys äußerte sich mir gegenüber ganz unverhohlen: Ganz wie ausgestorben — dünkt's Dich nicht auch, Martha?

Einer war es, des Zelghöfers Ältester, der Franz, der von dem Kommen und Gehen der beiden Studioses wenig bemerkt und empfunden zu haben schien, weil er eben auch sehr wenig in ihrer und unserer Gesellschaft sich zu bewegen pflegte. Mit dem überaus hohen, kräftigen Wuchse, den markigen Gesichtszügen seines Vaters schien er auch einen Gutteil von dessen ernster Gemütsart und der Gemessenheit in Wort und

That ererbt zu haben, dieselbe Liebe zur Landwirtschaft, zu Roß und Vieh, dieselbe Arbeitslust und Anstelligkeit, dieselbe Pünktlichkeit und Strenge in allen seinen Obliegenheiten. Bereits schon bildete er in allen Stücken des ausgedehnten Bauerngewerbes die rechte Hand seines Vaters, und daß dieser mit der Aufführung und der Wirksamkeit seines Franz ordentlich, ja recht ordentlich zufrieden war, das erfuhren gelegentlich bei Besuchen die nächsten, sich erkundigenden Anverwandten, diese allein. Denn seiner Zufriedenheit auch dem Sohne selbst gegenüber Ausdruck zu geben, etwa durch ein vertraulich-freundliches Wörtlein, kam dem Alten nicht in den Sinn; das wäre ja, wie sich die Bäuerin auszudrücken pflegte, „ganz wider die Art gegangen, es hätte ihm am Halszäpflein weh' gethan, das freundlich Wörtchen!"

Auch schien der Franz den Mangel an zärtlicher Ausdrucksweise von Seite seines Ättis weder zu fühlen, noch sich nach einer besondern Anerkennung zu sehnen; fiel ihm doch selbst ein Schmeichelwort so schwer, wie das viele Wortmachen überhaupt — Art von des Ättis Art! —

Obwohl zum überaus kräftigen Jüngling herangewachsen und auch den Jahren nach „gaßfähig" geworden, pflog der Franz wenig Umgang mit den Dorf- und Kiltbuben; das laute und mitunter ausgelassene Treiben derselben schien ihm wenig zuzusagen. Weit lieber ging er nach Feierabend zum Thys, seinem Nachbar zur Linken, hinüber, eine Gewohnheit, die sich aus seinen frühesten Knabenjahren unausgesetzt fortgepflanzt hatte. Es sah stets so sauber und heimelig aus in dem engen, niedrigen Schuhmacherstüblein, und war die Thysin eine solch' verständige, mitteilsame Frau, und wußte der Thys, der Vortänzer Thys, bei allem fleißigen Hantieren mit Pfriem,

Hammer und Zange so viele Geschichten und Anekdoten zu erzählen, Ernstes und Heiteres und Schnackiges — so ein Kiltabend im warmen Schuhmacherstüblein verfloß dem Franz, er wußte selbst nicht wie! Und die Hauptsache: er selbst brauchte an die Unterhaltung wenig oder gar nichts beizutragen. Er unterließ es denn auch nicht, seinem väterlichen Freunde all' die erwiesene Kurzweil durch besondere Anhänglichkeit und ein nicht zu verkennendes Wohlwollen bestens zu danken. Und dieses Wohlwollen durch die That zu beweisen, dazu boten sich der Gelegenheiten genug, war doch der Thys seines Ättis ältester, nächster und getreuester Taglöhner, der Franz aber der bereits unumschränkte Rosselenker des Hauses; hatte daher der Thys eine Reute zu pflügen oder sollte das Holz eingefahren werden, so bedurfte es des bloßen Winkes und Pflug oder Wagen standen allsogleich bereit.

Es gab jedoch auch Abende, an welchen der Franz weder zu Hause, noch bei dem Nachbar Thys, noch auf der Gasse gesehen wurde, auch im Wirtshause wäre er nicht zu finden gewesen — wo weilte er denn? Diese Frage schien die Leute, schien namentlich auch Franzens Mutter mehr und mehr zu interessieren. Die Mutter forschte; und eines Tages ließ die „Schlosserin" eine Äußerung fallen, aus welcher man hätte schließen können, sie, die feine Spürnase, kenne den „Leich" (die Fährte), welche der Franz einzuschlagen pflege. Doch wollte sie das Geheimnis, ganz wider ihre Gewohnheit, durchaus nicht verraten; es werde, meinte sie mit absonderlichem Lächeln, schon noch an den Tag kommen, ohne ihr eigen Zuthun.

* *
*

Es war am Mittefastensonntag abends. Der Zelghöfer und sein Sohn waren, als am Vormarkt, mit zwei jungen Rossen nach der Stadt gefahren und zwar per Schlitten, bei fußhohem Schnee. Die Marlys jedoch hatte mich gebeten, hinüber zu kommen zu trautem Abendsitz. Sie drang auch in ihre Mutter, mir, dem Gaste, sowie ihrem eigenen „Glust“ zulieb, sie möge gestatten, daß wieder einmal Kartoffeln gekocht werden dürften zu der süßen Buttermilch.

Die Bäuerin aber wehrte: Nein, nein! Mit den Erdäpfeln lass' ich nicht derart geuden! Erst zu Weihnachten habt Ihr welche bekommen, und bald rückt die Zeit heran, wo sie müssen gesetzt werden. Bleiben's dann noch welche übrig, dann ist's mit dem Kochen noch früh genug. Backt Euch lieber einen Pfannkuchen; im Küchenkasten, linker Hand, steht noch ein Kratten frischer Eier!

So rar waren damals noch die Knollen, so sparsam pflegte man damit umzugehen. Der größte Bauer pflanzte deren kaum mehr, denn eines gewöhnlichen Gärtleins Flächenraum; wie man mit den Feldgemüsen überhaupt, Kraut und Weißrüben ausgenommen, gar übel bestellt war. So kam es denn, daß, wann die Getreideernte gering oder der Obstsegen gänzlich ausfiel oder gar beide Kalamitäten zusammenfielen, bitterer Mangel eintrat bei Reich und Arm; es kamen im Frühjahr die sieben Hungerwochen und dann, von Johanni bis zur neuen Ernte gerechnet, die so und so vielen sogenannten „Grännwochen“. Oder es trat mangels an Zufuhr respektive wegen der mangelhaften Verkehrsstraßen nach dem Auslande gar noch ein eigentliches Hungerjahr ein, in welchem die armen Leute, um ihr Leben zu fristen, zu den primitivsten und zum Teil widernatürlichsten Lebensmitteln wie zum Beispiel Eichäpfeln, Gras, Baumknospen und dergleichen ihre Zuflucht

nahmen. Ich selbst erinnere mich noch ganz gut eines solchen entsetzlichen Teuerjahres: Schon reifte das Getreide einer vielversprechenden Ernte entgegen, da kam über Nacht der furchtbarste Hagelschlag und vernichtete in einer Stunde alles, was des Menschen Fleiß und Gottes Segen Monate hindurch hervorgebracht hatten. Ja, ich erinnere mich dessen noch ganz genau: Ich stand, ein kleines Mädchen, an der Hand meiner jammernden Mutter, am Brunnen. Da kam des Zelghöfers alter Viehknecht, um sich die Hände zu waschen; und er sagte leise und schmunzelnd: Es hat doch wenigstens das Kraut mitgetroffen! . . . Der Sorg- und Ruhelose — er haßte die Krautspeisen so sehr . . .

Nun ertappe ich mich aber schon wieder an meinen leidigen Abschweifungen. Ich wollte ja von jenem Abend reden, von jenem Mittfasten-Sonntagabend . . . Es waren bei des Zelghöfers Bettel- oder Kesselflickerleute eingekehrt: Vater und Mutter, Sohn und Sohnsfrau — oder dergleichen . . .

Welche Plage das für die Bauersame war, diese Heimatlosen! Zu Wagen, zu Fuß, mit Kind und Kegel, zogen diese meist riesig gebauten Gestalten Land auf und ab, Jahr aus und ein, Körbe flechtend, Besen bindend, Kessel flickend, hausierend, wahrsagend, bettelnd oder auch stehlend. Und sie geberdeten sich so frech und zudringlich wie die Schnacken, ließen nicht nach mit bitten und betteln und wichen nicht von der Schwelle, bis sie den Topf voll Milch, die Büchse voll Schmalz oder Butter, das Säcklein voll Mehl, den Kessel voll Brot und Speck, die Schürze voll Gemüse hatten. Denn die Bauern, zumal die Weiber, fürchteten sich sehr vor ihnen, weil der Glaube ein vorherrschender und allgemeiner war, daß sie „hexen und bannen“ und den Säuglingen „Böses an-

wünschen“ konnten. Auch mit Drohungen, wie zum Beispiel mit dem „roten Hahn“, waren sie gleich bei der Hand, weshalb man es kaum wagte, ihren Begehrlichkeiten, auch den unverschämtesten, abweisend zu begegnen. So führten denn diese Leute ein sorgloses Leben gleich dem Vogel in der Luft; ohne mit dem Bauer sich die Mühen der Aussaat zu teilen, nahmen sie den Gutteil der Ernte für sich in Anspruch; während der Bauer im Schweiße seines Angesichtes sein Hartbrot aß, schmorten und brieten diese Bettelleute auf ihren Lagerplätzen lustig drauflos, „küchelten“ aus lauter Übermut und zum Zeichen des Überflusses die Blätter der Grünhecken und freuten sich an dem Ärger der Bauern, die es mit ansehen mußten . . . Zu hoher, harter Winterszeit da war freilich das Ziehen und Wandern Land auf und ab mit weniger Kurzweil und Annehmlichkeiten verbunden, es gab frierende Zehen, kalte Finger, rote Nasen und man war des Abends herzlich froh, in irgend einen warmen Bauernstall schlüpfen zu dürfen . . .

Es waren also Vater und Mutter, Sohn und Sohnsfrau, echte, großstattliche Bettelleute, die jenes Abends bei des Zelghöfers Einkehr genommen — ein Wunder übrigens, wann keine da waren. Und als sie notdürftig abgekocht, begaben sie sich gleich ins Stroh in den warmen Viehstall hinaus; ganz besonders eilig schien es die „Junge“ zu haben, sie berührte die Speisen kaum, ächzte und stöhnte. Draußen heulte der Sturm, raste durch die entlaubten Baumwipfel, daß es ein Graus war zu hören, er wirbelte den dicht fallenden Schnee zu hohen Haufen auf vor Thüren und Thoren. Und die Zelghöferin jammerte: Ach, der Wernet und der Franz! Was werden die morgen auszustehen haben auf dem Markt, vielleicht heut' Nacht schon, in den durchnäßten Kleidern, in fremden, kalten Betten

Und die Marlys sagte: Horcht, wie schaurig es musiziert in den Gängen, im Kamin — ich lass' Dich nicht heimgehen, Martha, mußt bei mir schlafen, der Kuhknecht soll's Deinen Eltern melden gehen. Erst aber machen wir noch ein Spielchen Neunstein — gelt?

* * *

Während der Nacht, als die Bäuerin von ungefähr aufwachte, däuchte sie das unzeitige Muhen eines Viehstückes zu vernehmen. Eilig ging sie den Melker aufzuwecken, damit er nachschauen gehe. Dieser fand das Stallfensterchen hell erleuchtet, hörte im Stall drinnen leise Stimmen murmeln und seufzen. Der Knecht wagte nicht hineinzugehen, nicht einmal näher nachzuschauen, so groß war die Furcht vor diesem gewaltthätigen und Herenvolk. Vielleicht war das, wie sie just trieben, die schwarze Kunst oder noch Schlimmeres . . . Sachte schlich er wieder ins Haus zurück und berichtete alles, was er gesehen und gehört, den unheimlichen Spuk, seiner Herrin. Diese riet ebenfalls von jeder weiteren Untersuchung ab und hieß den Knecht schlafen gehen. Sie selbst kniete auf die Ofenbank und betete einen Rosenkranz nach dem andern bis zum grauenden Morgen, auf daß der liebe Gott sie und ihr Haus vor Unglück und Gefahren gnädiglich bewahre.

Des Morgens in aller Frühe wurde an die Hausthüre gepocht. Es war die alte Kesselflickerin, welche meldete, ihre Sohnsfrau habe soeben geboren; sie bat um ein wenig Leinenzeug und einige andere Dinge. Und die Bäuerin schlug vor Verwunderung die Hände über den Kopf zusammen, und aller Unmut war plötzlich verschwunden und hatte dem tiefsten Mitleid Platz gemacht, dem Mitleid über die junge, arme Wöch-

nerin und ihr Kind; und sie gab willig alles her und jammerte: das arme Würmchen, bei dieser Witterung, ach Gott! Und die junge Frau — bringt sie lieber herein in die warme Hinterstube, zu Bett!

Ach was! erwiderte die Bettelalte spitzig und verächtlich, warme Stube, Bett — Narrheiten das! Ich selbst hab' dreizehn lebendige Kinder geboren und in keinem Bett, in keiner Stube geschlafen mein Lebtag nicht! Und leb' alleweil noch und meine Kinder auch, und diese sind allweg so groß und gesund und hübsch wie die Eurigen, potz Blitz! Alles, was die Stine noch weiter bedarf, ist ein Glas Kirsch (Kirschengeist), das muß sie mir auf einmal austrinken, wie ich's bei den Anlässen auch gethan, dann auf und fort. Denn in Sankt Wolfgang wartet unser der Ohm Kläis; und der Kläis besitzt „Schiefer" (Geldstücke), grinste sie, Schiefer die Menge, und will mir noch was stecken, bevor er die Augen zumacht oder die andern es ihm etwa wegstipitzen, das hungrige Heinihauggerpack. Und der Kläis hat seine wohlgezählten Neunzig auf dem Buckel und sieht arg mauch (kränklich) aus; und ist mein Pate — muß mich beeilen!

Und eine Stunde später begaben sie sich wirklich auf die Weiterreise, voran die Alte, dann die beiden Männer mit dem Handkarren, ihnen auf dem Fuße nach die junge Mutter mit dem Kind an der Brust, alle watend durch knietiefen, stellenweise ellenhohen Schnee.

Man sollte sie prügeln die alte, herzlose Hexe, daß sie solches erzwingen will! rief die Bäuerin erbost. Gott im Himmel, was das arme Geschöpf — heiße sie nun junge Frau oder Mädchen — bei der Witterung und dem Weg ausstehen muß! Es fängt ja neuerdings an zu schneien und auch der Wind

hebt wieder an . . . Und unsere Marktleute, der Wernet und der Franz, was die heut' aushalten müssen!

Der Wernet und der Franz — sie kamen ihr noch oftmals in den Sinn jenen Tag über und ihr Kümmernis war kein geringes; und war doch ein höchst überflüssiges. Denn abends, bei anbrechender Dunkelheit kamen sie beide, der alte und der junge Höfer, frisch und wohlgemut nach Hause gefahren. Sie hatten einen sehr guten Markt gehabt und diesem Umstande zu Liebe und dem Unwetter zum Trotz sich ein Glas Wein nicht reuen lassen. Ja die Bäuerin erzählte morgenden Tages mit sichtbarem Behagen, ihren Mann seit Jahren nicht mehr so aufgeräumt gesehen zu haben, er habe schier einen „Dämpis" gehabt, weshalb er auch beizeiten das Bett aufgesucht. Während der Franzi, fügte sie lächelnd hinzu, mir einen hübschen Kram mit heimgebracht; ein zweiter, in Seidenpapier gewickelt, hat ihm aus der Rocktasche hervorgelugt — wo er diesen wohl hingetragen haben mag? denn alles Abmahnen, zu solch' später Stunde und bei dem hohen Schnee doch nicht mehr auszugehen, fruchtete bei dem Jungen rein nichts! Am End' hat der liebe Schlingel schon einen Schatz!

Die Marlys jedoch raunte mir ins Ohr: Ich weiß, wem er den Kram gebracht, gewiß weiß ich's! Heute Morgen, als ich seine Marktkleider wegräumte, hing unten an den Rockschoß geklebt eine Krämerdüte . . . Ach, wenn's der Ätti vernähm! Sie sind sich ja so spinnefeind!

* *
*

Eines Abends, um die Betläutzeit, kam der Geißenschneider — den Namen hatte das Männchen davon bekommen, weil es einmal zu harter Winterszeit seiner Ziege,

damit sie ihm nicht erfriere, ein Kleid auf den haarigen Leib gefertigt — nach höflichem Anpochen in des Zelghöfers Stube geschritten. Wohl eine Stunde lang rutschte der Schneider unruhig auf der Wandbank hin und her, und wir Mädchen hatten unseren großen Mutwillen an seiner Zaghaftigkeit, denn wir wußten, daß ihn seine Frau Liebste soeben mit einem Kindlein beglückt und erfreut hatte, dem dreizehnten. Endlich aber nahm er sich ein Herz und trug dem Zelghöfer sein Anliegen vor: Kind sollte getauft werden — Euer Franz — hübscher Götti*) . . . Weiter brachte es der Ärmste nicht. Da kam ihm die Bäuerin mitleidsvoll zu Hilfe und zu ihrem Eheherrn gewendet, verdeutlichte sie das Begehren: Er möcht' unseren Franz zum Taufgötti haben, Wernet, für sein Kind!

Da entgegnete der Bauer gar nicht unfreundlich: Das ist dem Franz seine Sach', ist alt genug zum Ja- oder Neinsagen.

Er ist ja nicht zu Haus', ist, wie Du weißt, wässern**) gegangen auf die Bodenmatt hinaus. Darum kannst Du dem Schneider schon den Gefallen thun und an Franzens Statt Ja sagen, meinte die Höferin.

Nun ja! Ich hab' nichts dagegen, Schneider, erklärte der Bauer gnädig.

Als jedoch das glückliche Väterchen sich höflichst dankend entfernen wollte, konnte sich die Höferin nach Frauenart nicht enthalten, erst noch auszuforschen: Und die Gotte, Schneider, wer wird die hübsche Gotte sein?

Des Krämers Annele . . .

---

*) Pate.

**) Wiesen bewässern.

Kaum war das Wort dem Munde des „Gevattermeisters“ entflossen, so fuhr der Bauer jählings von seinem Sitze auf. Was? rief er, des Krämers Meitschi? Und Du hast es schon gefragt? Und es hat Dir zugesagt? Dann, Schneider, mußt Dir halt einen andern Götti suchen, mein Bub' kommt nicht! Hier, sagte er, auf den arg Verblüfften zuschreitend und ihm einen Kronenthaler in die Wamstasche schiebend, hier hast Du gleichwohl den Einbund!*)

Als der Schneider sich entfernt hatte, sagte die Bäuerin: Du hast nicht gut gethan, Wernet! Einem Kinde, zumal einem solch ärmsten, sollte man die Gevatterschaft nicht verweigern, das bringt kein Glück, glaub's mir nur! . . . Und es kann einem ja ganz gleichgültig sein, wer als Gotte beisteht, ob das Beth oder die Gret, wenn's nur eine brave, christliche Person ist.

So? Meinst Du! rief der Bauer höhnisch. Auch dem Krämerle sein's? Dem Scharwänzler und Taunerschlecker und Erbschleicher und Aufwiegler und Erzschelm sein's? der mich haßt und mir Wust in die Milch macht wo und wie er nur kann, und den auch ich hass' wie Gift? der mir soeben den Prozeß auf den Hals gereiset hat? Ei, wie würd' sich das Ding, sein Meitschi, freuen und meinen an der Seite meines Buben zu gehen Dorf auf und ab! Und wie würden die Leut' zäpfeln und lachen, daß der Zelghöfer sich selbst so herunter gemacht und solches zugegeben hat!

Des Morgens, beim Frühstücke, sah der Franz so übernächtig und zugleich so arg verdrossen aus; weder die schmackhafte Mehlbrühe noch der gute Haferbrei wollten ihm recht

*) Das Patengeschenk für die Wöchnerin.

munden. Und als ihn der Alte ordentlich freundlich fragte, wie das Wasser gelaufen auf der Bodenmatt, da gab er gar trockenen, einsilbigen Bescheid und machte sich trotzig vom Tische weg in die Scheune hinaus.

Die Marlys stieß mich mit dem Ellbogen an und warf mir einen Blick zu, der besagen wollte: Siehste? Er weiß es schon, der Franz, den groben Bescheid meines Ättis!

* *
*

Ein Gewitter war über der Roßfluh aufgestanden und hatte uns, ehe nur die Hälfte des bereitgehäuften Heues zu Wagen gebracht war, ab der Eigenmatt weggescheucht. Alle liefen wir, des Zelghöfers Mähder und Heuermädchen, querfeldein, unter großem Geschrei und Gelächter, so schnell wir nur laufen konnten, denn es blitzte und krachte einmal über das andere, und floß der Regen in großen, kalten Tropfen herunter, daß es einem ordentlich wehe that auf den bloßen Armen, dem erhitzten Nacken. Einzig der Bauer lief nicht, noch schlug er einen abkürzenden Weg ein; beides wäre ebenfalls wider seine Art gewesen. Erst nachdem wir andern längst zu Hause unter Dach und Fach uns befanden und helle Gugelfuhr trieben, kam auch er daher gegangen, der Straße entlang, gewohnten, gemessenen Schrittes, als ginge ihn der strömende Regen gar nichts an. Und hatte die sorgliche Bäuerin ihre liebe Not, bis sie ihn in das Haus gebracht und zum Umkleiden bewogen hatte.

Doch verweilte das Gewitter nicht lange, sondern segelte majestätisch unter Blitz und Donner abwärts nach dem Aargau hin. Und es kam der Abendsonnenschein und spannte einen prachtvollen Regenbogen, reichend vom Vogelberg bis an den

Born, und übergoß die getränkten Fluren, die triefenden Bäume, die genäßten Hausgiebel und Dächer mit purpurnem Schimmer.

Ach, Martha! rief die Marlys vom Hausgarten her, sieh' da die Rosenstöcke und Dahlien — schier platt liegen sie auf dem Boden! Und die Kraut- und Pfingstennägele (Nelken), wie zerzaust und verschwemmt! Mußt mir sie aufrichten helfen, Martha, so alleine brächt' ich's nicht zuwege. Und morgens ist Lieberherrgottstag!*)

Die Verwüstung, die der windgepeitschte Platzregen in des Mädchens Blumengarten angerichtet, war wirklich keine geringe. Nach einer Weile sagte ich: Lug' dort, Marlys, wer das Gäßlein heraufkommt? der Ölerhänsel . . . Der hätte auch nicht hier vorbeizukommen gebraucht, um nach der Obermatt zu gehen. Das, den Umweg, thut er wohl meinetwillen — glaubst nicht auch, Marlys? fügte ich neckend hinzu.

Wenigstens meinetwegen braucht er nicht zu kommen, entgegnete sie trotzig.

Der dicke Hänsel jedoch lachte schon von weitem mit dem ganzen Gesicht und rief, als er nahe gekommen: „Krieg' ich einen Meyen,**) he?“

Sie sind jetzt gar naß, die Meyen, riechen nicht! erwiderte die Schöne trocken und ohne aufzublicken.

So werd' ich mal wiederkommen, wann sie trocken sind, hahaha!

Er blieb, die Sense auf der Schulter, noch eine Weile gaffend und erwartungsvoll stehen; da jedoch die Marlys nichts weiter mehr sprechen wollte und er selbst nichts

---

*) Fronleichnamstag.

**) Blumensträußchen.

mehr zu sagen wußte, und zudem die Mähder von der Heu-tenne her ihr mutwillig, spöttelndes Pfeifen losgaben, trottete der Hänsel endlich fürbas, nicht aber, ohne sich noch ein- oder zweimal nach uns umzuwenden.

Wie heißt doch das Tier in Lirens Bilderbuch? frug die Marlys verächtlich. Ich glaube Nashorn!

Und er hätte Dich doch gerne lieb! meinte ich.

Ich scheer' mich drum.

Und Deine Eltern?

Ach ja, das Elend, daß ihnen der Lümmel so in die Augen sticht! . . . Nun, sie sollen ihn heiraten, ich mag ihn nicht mit dem Rücken ansehen!

Länger durften wir nicht mehr im Garten weilen, es gab der Vorbereitungen in und außer dem Hause so viele für den kommenden allerhöchsten Festtag.

Lieberherrgottstag! War das ein Leben schon des Morgens in aller Frühe Dorf auf und ab. Die Männer schleppten grüne „Meyen" (Lindenäste) vom nahen Kirchwald herbei, um sie den Prozessionsweg entlang in den Boden zu rammen, während die Weibsame fegte und scheuerte und die aufgerichteten Straßenaltäre schmückte und den Weg mit Gras und Blumen bestreute; und den eigenen, angestrengtesten Putz herrichtete.

Und ehe noch die Glocke das erste Zeichen läutete, stolzierten die jungen Buben in ihren neuen Zwillichkleidern und Troddelmützen schon Gaß' auf und ab, um sich dann, als der Trommelwirbel erklang, eiligen, lärmenden Laufes auf die Pfarrwiese zu begeben, allwo die Lieberherrgottssoldaten zu den Probeerzitien einrückten.

Seit Wochen hatte unsere Liesel vollauf zu thun gehabt und sich grausam den Schlaf geraubt, um den Anforderungen

der putzsüchtigen Frauen und Mädchen einigermaßen gerecht zu werden. Heute nun erschienen sie im höchsten Staate, die Jungfrauen in kurzen, rotwollenen, die Frauen in dunkeln, mit neu- oder echtsilbernen Haften besetzten Jüppen (Röcken) und buntem, eingeschnürtem Sammet-Mieder, auf welchem das vergüldete oder auch gediegen güldene Deeli (Medaillon) baumelte, um die Hüfte den schweren, metallenen Gürtel, dazu die weite, engstgeriegelte Schürze, auf dem Haupte die steife Schnabelhaube, durch deren am Hinterteile angebrachte kreisrunde Öffnungen die zierlich geflochtenen und mit Bändern geschmückten Haarzöpfe hervorquollen, reichend bis zum Jüppenbesatz, bei einigen Schönen sogar bis zum Fußknöchel hinunter; nicht weniger stolz war man auf die vollen Waden, die, in durchstochene, weiße Ratinstrümpfe gehüllt, vollständig zum Vorschein kamen.

Ja, das war diesmal ein Staat bei der Prozession, ein unerhörter. Denn auch manch' ein neuer Männerkittel, manch' ein frischgeschwärzter Wollhut, manch' ein Paar neuglänzender, messingener Schuhschnallen kamen zum Vorschein, manch' ein Paar neuer Scharlachstrümpfe mit zierlichen Lederbändern um derbe Kniee befestigt, ließen sich sehen.

Auch die Kirche entfaltete einen seltenen Pomp. An der Spitze der Prozession wallte heute zum ersten Mal die neue, vom seligen Metzgertoni gestiftete Seidenfahne, mit dem gemalten Sankt Josef darauf, stolz sich blähend im Morgenwinde, begafft von der nachfolgenden lieben Schuljugend, die mein Ätti fast nicht im Zaume zu halten vermochte. Hierauf die Burschenschaft, stolz und kühn, die Männer, ernst und fromm, die Kranzeljungfern mit Blumen im Haar und mit blendendweißen Tüllschürzen angethan, der von vier der vor-

nehmsten Bauern getragene seidene „Himmel“ (Baldachin), worunter der Priester, die schwere, silberne Monstranz in den Händen und umgeben von den rot und weiß gekleideten Chorknaben, würdig und segenspendend einherschritt; folgten dann die Mädchen klein und groß, die andächtigen Frauen in schier endlosem Zuge. Bei den vier Straßenaltären wurde Halt gemacht; die Soldaten, die vermittelst kühner Flankenmärsche und kunstreicher Wendungen anmarschiert waren und sich seitab aufgestellt hatten, gaben bei Erteilung des Segens ihre krachende Salve los, vom Bühl herunter knallten die „Katzenköpfe“ (Mörser), dazu das volle Glockengeläute, der laute, helle Hymnengesang, das fromme Gemurmel der Menge.

Den schönsten aller Straßenaltäre, darüber herrschte nur ein Gedanke, hatte der Zelghöfer vor seinem Hause, dicht unter den Hoflinden aufgerichtet, alles neu: Das vergüldete Muttergottesbild, der Evangelist Johannes, der seidene Thronhimmel, die Leuchter, die Blumengefäße, alles, alles. — Aber nein! hörte man Frauen und Mädchen bewundernd flüstern, und dem Bauer Zelghöfer, wie er, die Baldachinstange in der Hand, vorbeischritt, konnte man die Gedanken von der Miene ablesen: Mach's ein anderer auch nach! — Es war dieser sein Altar die letzte Station und alles soweit würdig und gut abgelaufen; nun aber mußte der säbelbeinige Lunzimichel, der als Lieberherrgottssoldat in der letzten Rotte marschierte, bei einem notwendigen Umgehungsmarsche um des Zelghöfers Düngstätte so ungeschickt stolpern, daß er mit dem ganzen Leib, mit Wehr und Waffe in die offene, schmutzige Gosse plumpste, welcher Vorfall bei den Mädchen ein vernehmliches Gekicher, bei der männlichen Jugend sogar laute Ausrufe der Heiterkeit und der Schadenfreude hervorrief und der Andacht durch die Linie weg nicht wenig Abbruch that.

Nach dem Gottesdienste marschierte die Soldateska unter dem bewährten Kommando des Spaniolenpeter nochmals kühn durch die Gassen und Gäßlein des Dorfes, diesmal um den Honoratioren der Gemeinde vor deren Wohnhäusern eine Ehrensalve zu schießen. Dieselbe Bezeugung wurde auch den vier Himmelträgern erwiesen, ja, dem Zelghöfer wurden sogar zwei Schüsse abgegeben, ganz wie ehedem, als er noch Statthalter, d. i. Gemeindeoberhaupt gewesen, was der Rotte einen fernern Silbergulden, dem Befehlshaber Spaniol aber einen sehr gnädigen Blick eintrug, welcher ungefähr bedeuten sollte: Du kannst gelegentlich eines Deiner hungrigen Kinder herschicken, auf einen Laib Brot soll's mir nicht ankommen.

Am Nachmittag wurde der Lieberherrgottstag im Wirtshaus abgehalten, wo es diesen Tag lauter und fröhlicher herzugehen pflegte als selbst an der Kilbe. Da saßen oben im Saale die Kranzeljungfern bei Wein und Sang. Darunter auch des Zelghöfers Marlys. War ja die Ehre vornehmlich den reichen hübschen Bauerntöchtern, gleichwohl ob sie sangeskundig waren oder nicht, vorbehalten. Bisweilen wurde auch ein ärmeres Mädchen, sofern es sich im Singen ganz besonders hervorthat, der Aufnahme gewürdigt, nur mußten sich solche, wie recht und billig, mit dem hintern Bänklein begnügen.

Wo die Kranzeljungfern weilten, da pflegten sich gar bald auch die Jungburschen einzufinden; während die Ehemänner mit ihren Frauen die Gaststube füllten und es bei diesem Anlasse auf eine Halbe Markgräfler mehr oder weniger nicht ankommen ließen.

Einzig der Zelghöfer und seine Frau waren diesmal im Wirtshause nicht zu sehen. Schon am Vorabende hatte die Bäuerin Schinken gesotten und Eierküchlein gebacken und alles,

was eine fürnehme Bewirtung erforderte, in glänzende Bereitschaft gesetzt; und mich gebeten, da doch auf die Marlys nicht wohl zu rechnen sein werde, ihr bei der Aufwartung behilflich zu sein. Denn die da kommen sollten, waren keine geringeren, als die reichen Vettersleute ab der „Winkelmatt", Vater, Mutter und Tochter. Auch dem Franzi hatte die Bäuerin den ganzen Morgen über zugesprochen, dem Besuche und ihr zuliebe eine Weile zu Hause zu bleiben, und ihm nur mit Mühe die Zusage abringen können.

Und als die Erwarteten angefahren kamen — das war ein Grüßen und freundschaftliches Thun beiderseits; und darauf ein Aufwarten, daß schier die Tischplatte sich bog; und ein Vorlegen und Einschenken und Nötigen und ein Berichten von altem und neuem. Denn die Winkelmättlerin war eine ausnehmend gesprächige, während ihre Tochter, ein dickes vierschrötiges Mädchen, mit rotem Pauskopf und kleinen, farblosen Äuglein, nichts besseres zu thun wußte, als all' den Speisen wacker zuzusprechen, bei jedem Scherzwort mit vollem Munde zu lachen, vornehmlich aber den jungen, stattlichen Vetter anzuglotzen, auf jeden seiner Schritte zu achten, wie nicht gescheit.

Als man den Kaffee auftrug, glaubte der Franz, nun sei endlich die Stunde gekommen, da er sich unbemerkt entfernen konnte. Da war es aber die Frau Base, welche ihn zum Bleiben nötigte und ihm den Platz anwies zwischen ihr und ihrer Tochter. Es wurde abermals Wein aufgetragen, alter, petschierter, ein Geschenk des seligen Paters Jakob. Und der Vetter Winkelmättler fand den Klosterwein vortrefflich und schlürfte ihn mit vielem Behagen, Glas um Glas.

Und es kam ein Männlein aus dem Hinterthal, um ein Kapitälchen heimzuzahlen, nebst Zins und Marchzahl. Wohl

half ich dem Franz, dem die Führung des Gültrodels übertragen worden war seit Jahr und Tag, bei der Rechnerei bereitwillig aus, das Geldzählen und Quittungschreiben aber nahm ordentlich Zeit und Mühe in Anspruch, und ich sah's dem armen Burschen an, er befand sich in heller Verzweiflung. Derweilen geleitete der Bauer seinen Vetter in die Scheunen und Fruchtspeicher, die Bäuerin ihre Basen im weitläufigen Haus herum, und ich durfte oder sollte ebenfalls in der Begleitung sein. Stube um Stube, Kammer um Kammer thaten sich auf. Und was sich da alles vorfand in den Kasten und Kisten und Truhen an Leinenvorräten, ererbt und gemehrt von Geschlecht zu Geschlecht, Gewebe, so kunstreich gefertigt, wie es heutzutage wohl kein Webermeister mehr zu Stande brächte um keinen Preis; dann die Möbel aller Art, wahre Kunstwerke der Schnitzerei und Verzierung, wenn auch vom Zahne der Zeit angefressen; das Gold- und Silberzeug, das Messing-, Kupfer- und Zinngeschirr, die schwere, kostbare Menge; die Gespinnste, rohe und gebleichte, die Vorräte an Dörrobst, Speck und gebrannten Wassern, ganze, große Tröge voll — nein, einen solchen Reichtum hätte ich mir selbst nicht träumen lassen! Auch auf die Winkelmättlerin mußte das alles einen ganz gewaltigen Eindruck ausgeübt haben, denn mehr denn einmal, wann die Zelghöferin wieder neue Schätze vorwies, sah ich, wie sie ihre Tochter mit dem Ellbogen anstieß, als wollte sie sagen: Siehst, wie herrlich Du es treffen wirst!

Bei dieser Gelegenheit bekam ich auch zum ersten Male Einsicht in das Gast- oder sogenannte Herrenzimmer. Wer hätte in dem altertümlichen grauen Hause ein solches Prunkgemach vermutet!

Darauf ging es zu einer flüchtigen Besichtigung der Schweine- und Hühnerställe, des Gartens, dann fand sich die Gesellschaft wieder im „Stüble“ zusammen. Und nun war es der Zelghöfer selbst, der die Flaschen entkorkte — so aufgeräumt wie heute hatten wir ihn schon lange nicht mehr gesehen.

Endlich! raunte mir der Franz aufatmend ins Ohr, endlich werd' ich nun doch abkommen können! — Sachte griff er nach seinem Hut. Da erwischte ihn aber seine Mutter noch schnell beim Rockschoße, zog ihn beiseite und sagte: Du wirst die Vettersleut' wohl noch eine Strecke weit fahren, das heißt kutschieren müssen, Franz! Sie haben scheint's ein junges, übermütiges Roß bei sich, und der Vetter ist ein alter Mann und hat wohl ein bischen zu tief in den Klosterwein geguckt . . . Oder aber Du fahrst sie lieber gleich nach Haus', der Weg ist nicht so weit . . . Hier einiges Geld zur Einkehr, unterwegs!

Es war eine ganze Handvoll Kronthaler, die sie ihm sachte in die Kitteltasche schob, eine ordentliche Summe, um welche sich ein Paar Öchslein hätte kaufen lassen. Doch der Franz schien sich dessen gar nicht zu freuen.

Als Franz des Vetters Roß, einen prachtvollen Grauschimmel, eingeschirrt und vor das Wägelchen gespannt — er mußte es wohl selbst thun, denn die Knechte alle waren verschwunden, den Lieberherrgottsfreuden nachgegangen — da kam die Mutter und sprach gar liebreich, sanftiglich, sprach's im Flüstertone: Gehst etwa ungern mit, mit des Vetters, daß Du so grämlich drein lugst, Franz? Denke doch, wie reich . . . Einzige Tochter, einziges Kind eines solchen Bauers!

Einziger Dotsch! brummte der Franz geringschätzend, indem er dem Gaul das Kieferkettchen enger schloß.

Ach, Franz, schämst Dich denn nicht, solche zornige Worte zu sagen, wenn man's so gut meint mit Dir und nur auf Dein Wohl bedacht ist? Andere Burschen, reiche und fürnehme, würden sich die Finger lecken nach dem Mädchen . . . Thu's mir und dem Ätti zu Gefallen, bat sie, und sei artig! Wirst uns mal danken dafür, daß wir die Sache dieserweis' zurecht gelegt . . . Ein Modenkind, ein aufgezäumtes, ist's freilich nicht, dafür aber ein werkhaftes, hausliches und aus rechtem Haus'. Und dazu der Haufen Geld — sei doch vernünftig, Franz!

Vom Wirtshause, von der Kegelbahn her, vernahm man Kugeln rollen, schier ohne Unterlaß, hörte man das Jauchzen der Burschen, den Jubel der Zecher, den Sang Thysens und seiner Genossen, den Sang der Kranzeljungfern. Ja, der Kranzeljungfern! Und die eine hörte man aus allen heraus, so hell und beherrschend; sie sang just das Waldröslein, zu zweien, mit des Schulmeisters Liesel; und wie das klang so fein lieblich, zu Herze dringend — schöner sang, nach Franzens innigster Überzeugung kein Engel im Himmelreich . . . Und er mußte derweil bei dem ungeduldig stampfenden Rosse stehen, er, der selbst vor Ungeduld schier zerging; mußte auf die Vettersleute warten, die er ins Pfefferland wünschte . . . Endlich rücken sie aus dem Hause, endlich sitzen sie auf dem Bernerwägelchen; auch der Franz war aufgesprungen, kam neben die junge Base zu sitzen. Die Mutter wollte ihm noch zärtlichen Zuspruch halten, er solle doch ja gut Acht halten auf das wilde — allein er hörte es schon nicht mehr, ein Peitschenknall, das wilde Roß bäumt sich hoch auf, dann, von starker Hand geleitet, legt es scharf aus, die Gasse hinunter, daß unter seinen Hufen die Funken sprühen.

Behüt' sie Gott! rief die Bäuerin in ihrer Angst.

Abends, als ich der Höferin Kraut hackte für die Suppe, kamen zwei Mädchen hereingerannt durch die Hinterthüre und kicherten in einem fort und konnten schier nicht mehr zu Atem kommen. Es waren die Marlys und unser Lieschen. Und sie erzählten mir, sie hätten, als das Tanzen begann, vor ihren zudringlichen Bewerbern Reißaus genommen. Und sie schlossen sich in die Hinterstube ein, und die Marlys flüsterte mir durch das Schlüsselloch zu: Verrat' uns nicht, Martha!

Und richtig — gleich darauf kam auch der dicke Ölerhänsel angekeucht. — Wo ist sie? frug er, die großen Schweißtropfen sich von der Stirne trocknend. Wo ist die Marlys? Wollte ihr eine Halbe zahlen, da ist sie mir davon geloffen.

Da seufzte die Bäuerin: Sind sie denn heute beide gleich wunderlich (launisch), der Bub' und das Mädchen!

Und nach einer Weile brachte sie dem Hänsel den Bericht, die Marlys habe von der Hitze und dem genossenen Wein arges Kopfweh bekommen und sei darum schon schlafen gegangen. Und sie hatte große Mühe, ihren Ärger zu verbergen, und schenkte dem Hänsel ein Gläschen alten „Kirsch" ein, und setzte sich zu ihm an den Tisch. Auch der Bauer, als er von den Scheunen zurückkam, that ordentlich freundlich mit dem Burschen, auf seine Weise. Und beide hießen ihn wieder kommen, wann das Meitschi „wieder gesund sein werde", was dem Öler offenbar große Befriedigung gewährte, denn er lachte beim Fortgehen so laut, daß man es durch Thür und Kammern hindurch hören konnte und die Marlys in ihrer Zurückgezogenheit darob sehr erschrak und sich nochmals überzeugte, ob doch der Riegel richtig vorgeschoben sei.

Darauf, als sie allein waren, sagte der Bauer zur Bäuerin, eine Prise nehmend: Das Meitschi, dem Winkelmättler sein's, wird noch weit mehr bekommen, als ich gerechnet hatte: Vierzig Tausende nur an Gülten — der Alte hat's mir selbst gesagt im Viehstall draußen . . . Und dann noch Haus und Hof, ledig und eigen!

Ja, seufzte die Mutter, wenn nur es selbst, das Meitschi, ein wenig scheinbarer und aufgeräumter wär'. Dem Franzi will es, wie mir däucht, nicht recht gefallen.

Babah! entgegnete ihr Gatte und machte dabei eine Handbewegung, die so viel bedeuten wollte als: Lass' Du nur mich machen!

Und meine Mutter, als ich mit Kuchen beschenkt nach Hause kam, sagte: Denke Dir, Martha, die Liesel ist schon schlafen gegangen! Sie hatte dem Wagnerbendel sein Köbel als Tänzer haben können, er hab' um sie geworben vor allen Leuten — der einzige Bub' seiner Eltern, eigenes Heimwesen, dazu das gute Handwerk —, und das dumme Mädchen hat scheint's spröde gethan, ist ihm sozusagen unter den Händen weggelaufen . . . Was der Liesel nur im Kopf stecken mag? Weißt Du's nicht, Martha?

Ich wußte es nicht. Doch kamen mir auf einmal wieder die künstlichen, bunten Ostereier in den Sinn, die nur aus der Fremde hatten kommen können. Von wem? Ja, von wem? Die Liesel that damit so heimlich!

Ich dachte auch an die Marlys, dachte an das Brieflein, den Geburtstags-Glückwunsch, den ich ihr unlängst hatte „vordiktieren“ müssen als für jemand, den man ein bischen lieb habe — „nur so zum Scherz“ . . . Und sie hatte, als sie mir dies sagte, frei rote Bäcklein bekommen und ihr großes,

dunkles Auge leuchtete so seltsam beglückt, und sie that ganz wider ihre Gewohnheit, so zerstreut. Und schließlich hat sie mich sogar um den Hals genommen und mich ihr liebes Schwesterlein genannt!

Lauter Rätsel!

Einzig der Franz und seine Abneigung gegen die ihm zugedachte Base waren mir schon keine Rätsel mehr. Und des folgenden Frühmorgens, als er so verschlafen nach der Sense griff und an meiner Seite gedankenvoll einherschritt auf die Moosmatt hinaus, da sagte ich es ihm gerade heraus: Gelt, Franz, des Krämers Annele gefällt Dir stets noch baß, als die Winkelmättlerin?

Da schrak er sichtlich zusammen, nahm jedoch gleich wieder eine gleichgiltige Miene an und fragte: Wer hat Dir den Bären aufgebunden, Martha?

Mein kleiner Finger war's, Franz! Er sagte mir auch, Du hättest heut' Nacht, bei Deiner Rückkehr von der Base, noch beim Annele „gefensterlet“ —

So sag' Deinem fürwitzigen, kleinen Fingerlein, es soll hübsch den Mund halten!

Das Wort klang schon eher zaghaft und bittend; auch schaute er sich ängstlich um, ob uns etwa jemand belauscht habe, einer der Mähder.

Es trat sehr veränderliche Witterung ein, viel Regen und wenig Sonnenschein. Einzig die Sonn- und Feiertage waren schön, ganz ausnahmsweise. Trotzdem war der Zelghöfer nicht dazu zu bestimmen, an diesen Tagen sein Heu oder Getreide einzufahren. — Mein Ätti und mein Großätti haben's auch nicht gethan, meinte er, und sind doch habliche Leute geblieben, sogar reich geworden dabei. Und ich thu' es ebenfalls nicht,

was ich des Werktags nicht ehrlich bekommen kann, will ich des Sonntags nicht stehlen gehen!

Und als der Thys, der sich weit mehr als andere erlauben durfte, es ihm vorhielt, der Herr Vikar habe es zur Notdurft ja erlaubt, das Getreideeinfahren an Feiertagen, da brummte der Bauer geringschätzig: Ja, ja! dieser Vikar ist leider auch so ein neumodisches Herrchen!

* * *

Die Schwalben waren fort, dafür jedoch andere und nicht minder gern gesehene Gäste eingezogen, nämlich unsere Studenten in die Ferien.

Der Lix besaß alleweil noch die alte, sorglose Gemütlichkeit, die Lust zu Scherz und Fröhlichkeit. Unser Viktor dagegen schien mir in der kurzen Zeit weit zurückhaltender und männlicher geworden zu sein. Während alle um ihn herum lachten und schwatzten, konnte er geraume Weile teilnamlos und traumverloren durch das Fenster hinausstarren, und war doch draußen nichts weiter zu sehen, als was er wohl tausend Mal zuvor gesehen: die sich herbstlich färbenden, früchtebeladenen Bäume des Obstgartens, des Zelghöfers Scheune und Hinterhaus oder, wenn man das Auge ein wenig erhob, den dunkeln, tannbekränzten Scheitel des Juraberges, die wiesenreiche „Alp“ und darüber hinaus der „Beeretenkopf“. — Manchmal hörte ich meinen Bruder sogar tief aufseufzen, als ob ihn ein schwerer Kummer bedrückte. War es wohl der Umstand, daß das Sümmchen, das der Ätti zum Zwecke seiner Ausbildung zurückgelegt, allbereits zur Neige gegangen? Wohl möglich! Doch hatte ja der Krämerjohannes aus freien Stücken Aushilfe in Form eines unzinsbaren Darlehens angeboten, auch war ihm,

meinem Bruder, auf des Herrn Kaplans allzeit gütiges Verwenden hin, bei einem Herrn von Roggenstiel die Hauslehrerstelle zu teil geworden, welche ihm sehr bedeutende ökonomische Vorteile, und zwar den eigenen Studien unbeschadet, bringen sollte . . . Also häusliche Sorgen konnten es nicht sein, die ihm den Kopf schwer machten.

Eines Tages stellte ich ihn wegen seiner Einsilbigkeit unvermutet zur Rede. Ich glaubte zu gewahren, wie er darob innerlich erschrak. Gleich aber fing er lustig an zu lachen, faßte mich übermütig am Kinn, bei den Haarzöpfen und nannte mich sein zweites, zärtlich besorgtes Mütterlein: und er versprach Besserung in allen Dingen.

Auf den Sankt Verenafeiertag hatten unsere Studenten einen Spaziergang über die nahen Jurahöhen verabredet, die schöne Witterung vorbehalten. Und die Witterung ward eine schöne, ja geradezu prachtvolle, verlockende. Und der Viktor nahm unsere Liesel, der Lix seine Schwester Marlys mit. Und sie kamen erst ziemlich spät wieder nach Hause und hatten die Begleiterrollen vertauscht, d. h. unser Viktor führte die Marlys, der Lix unsere Liesel am Arm. Und die Freude lugte ihnen allen zu den Augen heraus; und die Marlys hatte meiner Mutter eine prächtige Pastete aus der Bärenküche zu Langenbruck und meinem Ätti eine Düte Schnupftabak aus des Schuhjoggis Laden, ächten „Kapuziner“ mitgebracht; und sie selbst hatte für den Abend allen Stolz abgelegt. Während der Lix mir, „seinem Schulmeister von ehedem“, mit einem devoten Knix ein karriertes Kopftuch überreichte, und zwar ebenfalls zum frommen Angebinde.

Und meine Schwester Liesel jubelte: Ach, es war so schön, so lustig — gelt, Marlys? — Und ihr Gesichtchen

glühte und ihr Auge leuchtete vor freudiger Erregtheit. Und es bedurfte des wiederholten ernsten Mahnwortes seitens meines Ättis, daß man sich endlich trennte.

Es folgten regnerische, ungemütliche Herbsttage. In den Herzen unserer jungen Leutchen schien jedoch lauter Frühlingswonne zu herrschen, so ausgelassen fröhlich thaten sie. Bis die Stunde schlug, da die Studenten wieder ihre Ränzel packen und von dannen ziehen mußten.

Es war zu frühester Morgenstunde, noch herrschte tiefe Dämmerung im Hause und blinkte der Morgenstern schlaftrunken durch mein Kammerfensterchen herein, als ich, soeben aufgewacht, unsere Hausthüre knarren und sachte aufgehen zu hören vermeinte. Mir fiel dieser Umstand sehr auf, ich sprang aus dem Bette, warf mein Morgenkleid um und eilte ans Fenster. Ich gewahrte meinen Bruder Viktor, wie er, vollständig gekleidet, sich auf den Fußspitzen vom Hause wegbegab, durch das tauglänzende Gras, quer durch den Baumgarten . . . Was hatte der Jüngling im Sinne? Von einer unwiderstehlichen Neugierde getrieben, stieg ich barfuß die Treppe hinunter. Vom Hausgangfensterchen aus konnte ich die Richtung, die mein Bruder eingeschlagen, mit dem Auge bequem verfolgen . . . Er hatte in den Fußweg eingebogen, der von unserem Hause weg zum Zelgbach führte, zum Steg. Dort stand, mitten in der Haselhecke, der alte, tiefästige Hollunderbaum. Und als der Viktor der Stelle nahegekommen, stürzte eine hohe, dichtvermummte Frauengestalt aus dem Dickicht hervor, die Arme gegen ihn ausbreitend . . .

Was war das? Mir ward so bange; ich mußte mir über den seltsamen Vorgang Gewißheit verschaffen. Rasch entschlossen ging ich mich hurtig ankleiden, nahm den Wasser-

eimer an die Hand, schlüpfte ebenfalls zum Hause hinaus und machte mich sachte fort, desselben Weges.

Es gelang mir denn auch richtig, sie bei ihrem zärtlichen Stelldichein zu überraschen, meinen Bruder Viktor und — des Höfers Marlys . . . Das reiche stolze Mädchen warf sich mir an die Brust, es weinte helle Thränen und flüsterte: Martha, meine beste, teuerste Freundin, sei nicht böse! Und verrat' mich nicht, ich bitt' Dich sehr!

Und wie ein gescheuchtes Reh floh sie von dannen, nach Hause.

Mein Bruder schaute noch immer verlegen zu Boden, gleich einem, der eine Tause Milch verschüttet. Ich fragte: Ist das schon von lange her, das Spiel? Und wie ist das gekommen? Red', Viktor, ich muß es wissen!

Ich weiß es nicht, stöhnte er, gewiß weiß ich's nicht zu sagen!

So, Du weißt es nicht? eiferte ich. Und gewiß hast's auch nicht bedacht, welchen Ausgang das nehmen muß, was daraus werden wird? Nun, ich will Dir's sagen, Viktor: Nichts wird draus, als bitteres Herzeleid, hartes Entsagen, brusttiefes Weh! Denk' an den Zelghöfer, Viktor!

Ja, Du hast Recht, Martha! entgegnete er tief aufseufzend. Ich will entsagen — sofern es mir möglich sein wird!

Ja thu' das, Viktor, thu' es Deiner eigenen Ruhe und unserem Hausfrieden zulieb, ich bitt' Dich drum!

* *
*

Eines Tages, als der Zelghöfer und sein Sohn Franz im Speicher Saatkorn faßten und außer ihnen niemand um war, begann der erstere nach einigem einleitenden Räuspern:

Nun, was will ich sagen? Hab' da etwas munkeln hören, Franz, als ob Du des Krämers Meitschi nachstreichen thätest — ist das wahr, Franz?

Ja! antwortete der Franz. Er war bei aller Beherztheit doch ein wenig rot geworden im Gesicht und schöpfte emsig mit dem Maßkübel, daß man's nicht sehen sollte.

So? eiferte der Bauer. Und weißt doch, wie ich und der Krämer zu einander oder besser gesagt gegen einander stehen! Wie er mich haßt und zu untergraben suchte, schon damals, als ich noch Statthalter war; und mich an der Gemeinde übermaulen thut und die Leute gegen mich aufweiset und mir in den Weg legt, was er nur kann — weißt Du das nicht?

Nein! entgegnete der Franz in treuherzigem Tone. Es sagte mir nämlich der Krämer, das sei alles nicht wahr, man habe ihn bei Euch vertäfelt*) auf schlechte Art, und Ihr befändet Euch in großem Irrtum.

Irrtum? Nein, kein Irrtum, ich weiß wohl was ich weiß, und er mag sich reinwaschen wollen, wie er will, es soll ihm nicht gelingen! Denn, so frag' ich, ist nicht er's gewesen, der mitgeholfen hat, die Franzosenschelme ins Land zu rufen, damit sie unsere von Gott eingesetzte Obrigkeit verjagten und Buben an ihre Stelle setzten, Freidenker, wie auch er einer ist. Dafür hat er sich denn auch zum Agenten ausrufen und die Burgerschaft huldigen lassen, sich und seiner Hudelregierung zu Bern, und die Macht stützen helfen, die Macht der Fremden, der Einbrecher, Kirchenschänder und Mörder . . . Und bei der Geschicht', der ich nur mit Scham und Zorn zu gedenken vermag — wer hat mir den Kriegskommissär und die Bluthusaren

---

*) Verleumdet.

auf die Fersen gehetzt? Es war keine Kunst, es zu erraten: just er, der Krämer! Und daß er mich sodann warnen ließ — o das war des Teufels List, er wollte mich fortbekommen, auf daß er freie Hand und freies Spiel gewänn' in der Gemeinde und Hahn im Korbe blieb!

Gerade das, sagte mir der Krämer, sei —

Allein der Bauer ließ seinen Sohn nicht ausreden. O ich merk' es schon, rief er bitter, was er sagen will, der Ellenjude, der Pharisäer, der Judassohn! . . . Und wenn ich an den Schimpf denke, fliehen zu müssen bei Nacht und Nebel durch Wald und Strauch, gleich einem Diebe, ich, der Zelghöfer, ehrlicher Großbauern ehrlicher Nachkomme! Und die Pein, die Langeweil', die mich verzehrte an fremdem Ort', Monate lang müßig an den Fingernägeln kauen zu müssen! Und der Schaden, die harte Geldbuße — wenn ich hieran denk', ich könnt' wütend werden und den Schelmen, der mir das hergerichtet, mit den Fäusten zermalmen, verzeih' mir's Gott!

Und er hob den gefüllten Kornsack und ließ ihn mit voller Wucht wieder zu Boden fallen, daß beinahe die Nähte platzten. Dann frug er: Wie viele Mäß sind's drin?

Ich meine elfe! . . . Ach, der gute Franz hatte vor Verblüffung das Nachzählen gänzlich aufgegeben.

Der Bauer jedoch, einmal im Zuge, fuhr in seiner Rede fort: Um noch weiter von diesem Krämerle zu reden — wer war sein Ätti? Der Dachdeckernazi war's, ein Taglöhnermännchen, das nichts zu eigen hatte, als das baufällige, rußige Häuslein im Rank, dazu ein mageres Kühlein und die Schar hungriger Buben . . . Der Hänsel, als er Fünfe zählen konnte, kam in die Stadt, denk' wohl, als Gotteswillenbub'. Und er wußte sich emporzuschmeicheln und hei-

ratete schließlich die dicke Köchin, dem Herrn Stiftspropst seine, denn sie besaß ein bischen Geld; und kam heim ins Dorf und that im Schmiedestöcklein einen Kramladen auf, und bekam Zulauf wie närrisch, denn er gab feine Redensart und Scharwänzeleien als Zumaß und Ausgewicht, und auch die Dicke konnte schwatzen, man hätt' es aufs Brot streichen können; und er baute sich aus dem Geld seiner Kunden das hoffärtige Haus; er wußte stets genau, welch' Schuldenbäuerlein der Schuh drückte, merkte es auch also gleich vor allen anderen, wenn einer auf dem letzten Loch pfiff, d. h. er lieh Geld auf die Liegenschaften, um sie nachher um so billiger zu bekommen; und fing an zu bauen, er, der Dütenpaper; und thut heut' noch groß mit dem Staat; und ist und bleibt doch alleweil nur dem Deckernazi sein Bub', und gehen seine Brüder dem Tagwerk nach und haben es nötig genug . . . Schau' Dir dagegen, Franz, Deine Familie an! Betrachte das Wappen über der Hausthür', die Jahrzahl darunter: Vor dreihundert Jahren schon waren unsere Vorfahren erbangesessene, wohlhabliche Leute! Lug' nach im Kirchen- und Jahrzeitenbuch, was die Zelghöfer alles geschenkt und gestiftet haben zu frommen Zwecken . . . In anderen Familien pflegt der Wohlstand auf- und abzunehmen, wie der Mond, Tauner (Taglöhner) werden mit der Zeit zu Bauern, Bauern wieder zu Tauner — so geschieht's Land auf und ab. Allein, gelt! die Zelghöfer haben's ausgehalten wie keine, von Geschlecht zu Geschlecht, sind trotz allen Stürmen dieselben geblieben: Freiherren auf ihrem wohlerworbenen Grund und Boden! Und wo ist die fürnehme Bauernfamilie in Gäu und Thal, im Nieder- und Oberland, die nicht stolz darauf wäre, mit uns Freund (verwandt) zu sein? . . . Und dieser Krämerhänsel, der gestern

noch Taunerbub' gewesen, zieht Dich ein, möcht' gern sein Gärnäschen uns ins Haus schicken, sich mit mir verschwähern — ja, ja, ich glaub's schon! Allein das Maul soll ihm sauber bleiben, eher ließ ich mir den Kopf abschneiden, als daß ich hiezu mein Jawort gäbe — merk' Dir das wohl, Franz!

Ätti, entgegnete dieser — da stand jedoch das Handknechtlein vor der Speicherthüre und meldete, die Pferde seien geschirrt; und ein anderer kam, um die gefüllten Saatsäcke fortzutragen, und damit hatte die seltsame Unterredung zwischen Vater und Sohn ihren vorläufigen Abschluß gefunden.

Ob der Bauer überhaupt eine Ein- und Gegenrede erwartet hatte? So wie ich ihn kannte: Nein. Ihm genügte, seinen Sohn gewarnt und zurechtgewiesen zu haben, und er war sich seiner absoluten Autorität in allen Dingen des Hauses zu sehr bewußt, als daß er an ein Zuwiderhandeln gegen seine Wünsche oder Befehle denken mochte. Ja, gewiß freute er sich schon zum Voraus nicht wenig an dem Gedanken, wie der Krämer und seine Tochter nunmehr vergeblich auf Franzens fernere Einkehr harren werden, freute sich der Nase, die er ihm, dem Erzfeinde, gedreht.

Auch den ganzen übrigen Nachmittag schien ihn der Gedanke an den Krämer und die Unbilden, die er von diesem erlitten zu haben vermeinte, nicht verlassen zu wollen. Denn als er einstmals mit dem Saatsack am Rücken beim Franz, der die Egge fuhr, vorbeikam, bemerkte er finsteren Blickes und mit gedämpfter, grollender Stimme: Ja, wie er mich jetzt noch mit seinen gelehrten und geleckten Worten zu übertrumpfen sucht an der Gemeinde und mich aus Amt und Ehren verdrängt! — Er mußte wohl vorausgesetzt haben, sein Sohn wisse wohl, wen er meinte. Und wirklich ahnte es dieser schon bei der

ersten Silbe, so sehr hatten sich seine eigenen Gedanken ebenfalls mit dem Krämer und dessen holdem Töchterlein beschäftigt, mit des Ättis schwerem, bitterem Verbote.

Er hatte von dem Krämer nur immer Böses und Feindseliges erfahren müssen — der Bauer hatte sich diese Ansicht schon so oft, laut und im Geheimen, wiederholt, daß sie bei ihm schließlich zur fixen Idee geworden. Mit um so größerer Befriedigung mußte er nun auf die Entschiedenheit zurückblicken, mit welcher er dem einfältigen, verliebten Gebahren seines Sohnes ein plötzliches, kräftiges Ziel gesetzt; und er gelobte sich des Neuen, sich diese Entschiedenheit fortan und in allen Fällen gleich kräftig zu wahren.

Als selbigen Abend die Dienstboten sich vom Tische erhoben, gebot er dem Dulliker Knecht: Bleib' noch ein bischen, Andres, hab' noch mit Dir zu reden . . . Letzte Nacht bist Du sehr spät nach Haus' gekommen und zum Kammerfenster 'reingeschlüpft — keine Einrede, ich weiß Alles! Und solches duld' ich nimmer, es wär' gegen alle Sitt' und Ordnung. Wer an meinem Mus und Brot steht, muß sich in meines Hauses Ordnung fügen, und wenn Du diese noch nicht kennst, ich will sie Dir sagen: des Sonntagabends magst ausgehen bis zehn Uhr, unter Umständen auch später, wenn Du mich drum fragen thust. Des Werktags aber wird das Haus nach neun Uhr abgeschlossen, und wer draußen ist, bleibt draußen, daß Dir's merkest! Wer des Tages über seine Sach' gearbeitet und auch am folgenden Tag seine Pflicht thun will, ist des Nachts froh, schlafen und sich ausruhen zu können . . . Oder streichst etwa den Weibsleuten nach, so ein blutjunger Bursch', der sich noch wenig oder gar nichts verdient hat? Willst ein armes Meitschi ins Unglück führen, he?

Der folgende Tag war ein Sonntag. Da gab es in der Kirche gleich zu Anfang des Gottesdienstes einen argen Skandal. Es war nämlich den verunglückten Jungfrauen, d. i. solchen Weibspersonen, die außerehelich geboren hatten, von Alters her ein eigener Kirchenstuhl angewiesen, gleichwie sie weder ein weißes, wie die Jungfrauen, noch ein rotes, wie die Frauen, sondern blos ein schwarzes Band in die Haarzöpfe flechten durften. An jenem Sonntag nun ließ sich das Fränzimaribeth, weil es stark an Husten litt, einfallen, statt in den angewiesenen, in einen Frauenstuhl zu schlüpfen. Das Mädchen sollte die Kühnheit bitter zu bereuen haben, denn gleich fühlte es sich von der frommen Hechlerin knochigen Händen zornig erfaßt und in den Kirchengang hinausgezerrt. Geh' wohin Du gehörst! rief die Entrüstete. Das Maribeth weinte Thränen der Scham und des Zornes und rief ganz laut: Wenn es auf die Tugend Deiner Tochter ankäme, Hechlerin, so dürfte sie schon längst auch kein weißes Haarband mehr tragen!

An des Höfers Mittagstisch wurde des unerhörten Vorganges ebenfalls Erwähnung gethan; man nahm Partei für und wider das Maribeth und frug sich, ob und welche Ahndung ihm wohl für die kühne, ehrverletzende Rede zu Teil werden möge. Da mischte sich auch der Bauer, ganz wider seine Gewohnheit, in das Gespräch und sagte höhnisch: Ach, wie sollte solche Frechheit noch Strafe finden? Die neue Zeit kennt keine Sittenordnung mehr, das sind einfältige, veraltete Dinge, an die sich künftig niemand mehr kehren wird. So läßt es sich am bequemsten Dorfobrigkeit sein!

Einer saß am Tische, an des Bauers Seite, der fühlte den „Trumpf“ wohl heraus, wußte, auf wen derselbe gemünzt war . . .

Nach dem Essen verlangte das Handknechtlein ein wenig Geld, damit er mit dem Küher „einen Weg ausgehen“ könne. Der Bauer lugte ihn scharf an und sagte: Das Ausgehen, bis etwa abends zur Fütterungszeit, mag ich wohl leiden. Zuvor, um ein Uhr, gehst mir aber in die Christenlehr', wie Recht und Brauch bei solch' jungen Leuten — ich z. B. war noch pflichtig und eingereiht mit meinem achtundzwanzigsten Jahr'! . . . Und wegen dem Geld, da will ich doch erst den Franz fragen, der alles genau aufgezeichnet . . . Hier steht's: Achtzehn Gulden Jahrlohn, nebst einem Paar Schuh' und Zwillichhosen; und hast — fünf und vier sind neune — hast also schon neun Gulden vier Batzen bezogen die acht Monate aus . . . ? Keinen Heller kriegst mehr, bis die Zeit um ist, bis Weihnachten, zähl' drauf! Hast derweil Kleider genug und Dein Essen und Trinken kriegst hier auf den Tisch — was brauchst Du mehr, ein solch' junges, gesundes Bürschchen? Und hast arme Eltern zu Haus' — diesen sollst's geben, wenn Du was übrig hast, ihnen, die Dich erzogen, genährt und gekleidet, als Du noch nichts verdienen konntest, und jetzt alt sind und mürbe! . . . Von Weihnachten an, wenn Du fleißig bist, leg' ich Dir wiederum zwei fernere Gulden zu. Davon, von dem Lohn, kriegst Deine vierzehn Gulden auf die Hand, die übrigen sechse behalt' ich zurück für Deine Alten. Bist's zufrieden? Wenn nicht, so sag's, dann wissen wir beide, woran wir sind!

Das Knechtlein, ein sonst gar fürwitzig Bürschchen, war ganz kleinlaut geworden und kratzte sich unschlüssig hinter den Ohren. Schließlich sagte er: Ich werd' es wohl zufrieden sein müssen! Und ging hinaus und setzte sich still auf die Scheunenbank und dachte selbigen Nachmittags nicht mehr an das „einen Weg ausgehen“.

Ja, das mußte man ihm lassen, dem Zelghöfer: Er wachte eifersüchtig auf des Hauses Ehre, hielt strenge, sehr strenge, auf Zucht und Ordnung bei all' seinen Untergebenen. In seiner Gegenwart durfte wohl ein lustiges, allein kein freches, ausgelassenes oder Fluchwort gesprochen werden. Und wehe dem Tischgenossen, der während dem Tischgebet den Mund verzog zu unfrommem Lächeln oder den Blick erhob zu stummem Zwiegespräche — vor allem Volk erhielt er seine „Leviten gelesen", jedes Wort ein beschämendes, vernichtendes. Ich entsinne mich noch gar wohl, wie einst der Ackerbube vor des Bauers strafendem Blick sich unter den Tisch verkroch vor lauter Schrecken, zu unserer aller großem, heimlichem Gaudium.

* * *

Meine arme Mutter war von einer zunehmenden Hartḣörigkeit, der Ätti von einer Engbrüstigkeit befallen worden. Der Winter war auch gar zu garstig eingekehrt mit Tauwetter und naßkalten Nebeln.

Auch deuchte mich, die Schulbuben hätten sich noch nie so ungelehrig und widerhaarig benommen, wie diesen Winter, so daß ich die große Not hatte, sie in Pflicht und Gehorsam zu halten und dies umsomehr, da mein Ätti, der Unpäßlichkeit halber, sich die wenigste Zeit bei der Arbeit und im Schulzimmer aufhalten konnte. Es fiel mir, zum ersten Mal, so schwer, das Schulhalten!

Zu Sankt Niklaus jedoch ward mir eine freudige Überraschung zu teil. Der Bürgermeister-Krämerjohannes hatte es bei der Gemeinde durchzusetzen vermocht, daß der Bändihubel, ein verwahrlostes Stück Allmend, zum Schulfond geschlagen wurde und der Pachtzins dem jeweiligen Schulmeister zu gute kommen

sollte; derselbe betrug, vom Seilerfranz übernommen, für die ersten sechs Jahre je eine Dublone.

Und diese Dublone, die erste, diesjährige, war ein herrlich blinkendes Berner Münzstück und stak in einem süßduftenden, ellenlangen Kuchenstück (einer sog. Züpfe); und die Züpfe war vom Bäcker-Hansli extra und gratis gebacken worden und zwar als Anerkennung dafür, daß ich seine beiden Jungen so hübsch gelehrt; und der Nachtwächter überbrachte mir das Geschenk am hellichten Tag, mit vielem Geräusch — ach, wie mich das freute, mehr als manch' einen Großbauer sein glänzendes Viergespann! und zwar des Sinnes, der Anerkennung wegen, die darin lag.

Auch des Höfers Marlys hatte ihr Sankt Niklausgeschenk bekommen, nämlich einen nicht minder wohlriechenden, großmächtigen „Grittibenz"; der stand in einer Ecke ihres Schlafstübchens, und das schöne, stolze Mädchen würdigte ihn ungeachtet seiner persönlichen Reize kaum eines Blickes, und wenn sie's dennoch zufällig that, schauten Gram und Verdruß aus ihren großen, dunkeln Augen. Ja, bei meinen scherzhaften Komplimenten fing sie gar an schmerzhaft zu schluchzen.

Denn der „Benz" kam vom Ölerhänsel, des Abends zuvor hatte er denselben persönlich überbracht unter selbstgefälligem breitmäuligem Grinsen, die Marlys aber sich frühzeitig und das Geschenk im Stiche lassend, von ihm weggestohlen in ihre Schlafkammer, wofür sie des Morgens von ihren Eltern tüchtig ausgescholten wurde; und beide gaben sich große Mühe, ihr den Hänsel als äußerst vorteilhafte Partie nochmals anzupreisen und ans Herz zu legen: den großen Güterbesitz, dazu das ansehnliche Erbe, das ihm seitens seiner Tante unfehlbar zufallen müsse, das schöne Heimwesen, wo eine nur hineinzusitzen und

zu herrschen brauche. Und wenn der Bursche selber auch nicht der aufgeheitertste und aufgewichsteste sei — zum Hausen und Schaffen sei er „diffig“*) genug und dabei ordentlich frein und fromm, so daß ihn eine Frau nur so um den Finger wickeln könne, was doch alleweil die Hauptsache sei, meinte die Mutter. Mit ihrem eigensinnigen und unhöflichen Thun werde ihn aber die Marlys noch ganz und gar verscheuchen.

Wär's nicht ein solch' arger Düppel, er hätte schon längst genug bekommen! rief die Marlys, indem sie mir Obiges erzählte und brach gleich darauf in helle Thränen aus; und warf sich mir schließlich laut schluchzend um den Hals . . .

Und ich selbst fühlte mich in großer Bestürzung und Verlegenheit, wußte nicht, wie ich die Freundin trösten, was ich ihr sagen sollte. Denn es war mir nur klar: Sie liebte meinen Bruder, liebte eine verwegene, aussichtslose Liebe! Und ich wünschte aufrichtig: Wenn nur einer käme, ein aufgeweckter, manierlicher Bauernsohn — ich glaube, ich wäre im stande gewesen, die Kupplerin zu machen, so sehr ich das Gewerbe auch verachtete! Allein wo sollte der Freier herkommen, dem Zelghöfer vornehm d. i. reich genug? Im Dorfe selbst hätte sich wenigstens, außer dem Ölerhänsel, zur Zeit keiner vorgefunden. Und Fremde? Einer war eines Sonntags angeritten gekommen, ein Oberländer Müllerssohn, ein hübscher, umthunlicher Bursche. Allein er hatte sich dereinst mit zwei Geschwistern in das elterliche Erbe zu teilen und war daher vor dem Zelghöfer als zu leicht befunden worden. Und die Marlys wußte sich über den kühlen Empfang, der dem hüb-

---

*) Gescheit.

schen Freier seitens ihrer Eltern zu teil wurde, ach, nur zu gut zu trösten!

* *
*

Die hl. Weihnacht brachte bitterkalte Tage.

Sie brachte des Zelghöfers einen unerwarteten Besuch, nämlich ihren Studiosus Lix! Der war auf der beeisten Vortreppe des Kollegiumsgebäudes ausgeglitscht und hatte sich bei dem Fall die Achsel ausgerenkt — keine allzubedenkliche Verletzung zwar, allein die gute Bäuerin erschrak gleichwohl bei der Ankunft ihres Sohnes gar sehr; sie konnte der Sorgfalt um den teuren Patienten nicht genug verschwenden und wollte es durchaus nicht gestatten, daß er sich in die kalte Luft hinaus begebe.

Doch der Lix ließ sich auf die Dauer nicht einbannen, ihm fiel es zu langweilig, so einsam in der weiten Bauernstube zu sitzen und Tag aus und ein keine andere Unterhaltung zu vernehmen, als das summende Geräusch der Kochkessel in der Küche oder den einförmigen Achteltakt der Drescher in der Tenne draußen.

Er stattete mir, den Arm in die Schlinge gehüllt, einen Schulbesuch ab und erzeigte seine mutwillige Freude an der Unbehilflichkeit und dem bösen Willen einer Anzahl meiner Schulkinder, sowie an meinem eigenen gerechten Ärger. Gleich aber war er auch wieder gutmütig genug, mir mit gutem Rat und selbst durch sein persönliches einflußreiches Zuthun hilfreich an die Hand zu gehen.

Er begab sich auch hinauf in unsere Wohnstube. Dort saß die Mutter und spann und sann und betete still vor sich hin; denn sie war ordentlich schwermütig geworden, die Folge

ihrer durch die überkommene Schwerhörigkeit aufgedrungenen, persönlichen Abgeschlossenheit.

Dort saß auch die Liesel und nähte; sie nähte der Müllerin Hemden, feine, gebleichte, mehrere Dutzend. Sie nähte und sang, sang nunmehr wieder ihre alten, fröhlichen Lieder, wie vormals im Herbst.

Und da der Lix seiner ausgerenkten Schulter wegen nicht flöten konnte, so sang er mit; und die beiden Stimmen vereinigten sich zu gar wohlklingenden und sehr gefühlvollen Akkorden, so daß es eine Lust gewesen sein mag, ihrer zu lauschen. Und den Sang und das fröhliche Lachen konnte ich sogar drunten in der Schulstube hören, und ärgerte mich oftmals genug der dadurch verursachten Unaufmerksamkeit meiner Schüler wegen.

Es kam ein Neujahrsbrief von unserem Viktor, worin derselbe unter anderem meldete, es sei ihm durch die hochherzige Vermittlung seines jetzigen Gönners, des Herrn Baron von Roggenstiel eine sehr begehrenswerte Hauslehrerstelle in ein vornehmes Pariser Herrschaftshaus in Aussicht gestellt worden, wodurch ihm Gelegenheit geboten würde, seine Studien, zumal die sprachlichen, des vorteilhaftesten fortzusetzen und zu ergänzen. Er freue sich dessen sehr und zwar sowohl unsert- als seinetwillen, indem mit der Stelle ein hohes Salarium verbunden sei . . .

Er frug in dem Schreiben auch nach Lix und ob das bischen Arm noch nicht hergestellt sei? Das ganze Kolleg lasse sich geziemend erkundigen.

Der Lix lachte. Und ich ersah es ganz deutlich: er hatte es gar nicht so eilig mit dem Fortgehen.

Ja, ich sah noch mehr! Ich sah, wie die Augen der beiden — ich spreche hier nicht etwa von Ätti und Mutter,

sondern von dem Lix und meiner Schwester Liesel — wie die Augen der beiden, so oft sie sich begegneten, hell aufleuchteten, sah in ihren Blicken etwas glänzen und schimmern, immer unverhüllter — ich wußte dies alles nur zu wohl zu deuten, wußte es, ach! aus eigener, junger Erfahrung, wußte es aus längst vergangener Zeit, da auch ich ihn verspürte den unnennbaren, herz- und sinnberückenden Zauber der ersten Liebe . . .

Und ich erschrak ganz gewaltig, erschrak ins tiefe Herz hinein ob den beiden, für die beiden!

Das war eines Sonntagabends, als ich die mißliche Entdeckung machte. Und nachdem ich mich von meinem ersten Schrecken einigermaßen erholt hatte, erhob ich mich rasch vom Stuhle und sagte mit ernster, rauher Stimme: Nun ist Feierabend, Liesel! Wir gehen schlafen!

Und die beiden lugten mich verdutzt an, selbst der Ätti schaute verwundert auf von seiner alten Scharteke.

Was ich aber zu der Liesel sprach im stillen, abgelegenen Schlafkämmerchen, das hörte nur sie und der liebe Gott.

Und ich rückte das Betschemelchen zurecht und sagte: Komm, Kind, wir wollen den Schutz und die Fürbittte der Gnadenmutter anrufen und der hl. Elisabeth von Thüringen, auf daß sie Dir beistehe im schweren Kampf und Dein Herze gesund mache und es bewahre vor noch bittererem Weh!

Und die Liesel war ganz vernichtet und that so folgsam und zitterte wie Espenlaub. Und wir beteten zusammen leise und andächtig, beteten bis uns schmerzlich fror in der ungeheizten Kammer. Darauf begaben wir uns zu Bette. Lange aber noch hörte und verspürte ich das krampfhafte Schluchzen des armen Mädchens, so daß ich großes Mitleid empfand;

endlich kam der Engel des Schlafes und breitete seine mitleidigen Fittige aus über uns beide.

Tags darauf war Lixens Arm plötzlich geheilt. Der Inhaber desselben kam flüchtigen Abschied zu nehmen. Wir hörten das Geächze und Geknister des auf dem hartgefrorenen Schnee forteilenden Schlittens — Liesels Angesicht war nahezu so bleich wie die Linnen der Müllerin auf ihrem Schoß.

* *
*

Fasnacht, welch' gewaltigen Zauber dieses Wort zu jener Zeit noch auf die tanz- und minnelustige Dorfjugend auszuüben vermochte!

Mehrere Jahre hatte man in Rücksicht auf die Kriegszeiten, welche schwer auf der Gemeinde und den Privaten lasteten, sowohl auf die Neujahrs- als die Faschingsfreuden, zumal die kostspieligen, verzichten müssen.

Nun aber waren die Wunden, die die Kriegsjahre an Gut und Leben geschlagen, nahezu vernarbt, auch hatte man sich wieder einmal einer ausnahmsweise glücklichen und segensreichen Ernte zu erfreuen gehabt. Scheune und Speicher staken voll Heu und Getreide, in den Kellern lagerte das viele, süßduftende Obst. Darum hatte man dieses Jahr wieder den alten Neujahrsbrauch walten lassen. Und als die Burschenschaft am hl. Dreikönigsabend am Wirtstische zusammen kam, um den mächtigen Neujahrskuchen zu verzehren — der Kuchen verlangte Wein, vielen Wein; und als der Wein den Jünglingen zu Kopfe gestiegen war, wurde von diesem und jenem die Frage aufgeworfen: Und die Fasnacht? Soll nicht auch wieder einmal ordentliche Fasnacht abgehalten werden? Man debattierte hin und her, den Bedächtigen und Zaudernden wurde

warm zugesprochen. Schließlich ließ man eiuen Zinnteller um den Tisch herum gehen, und wer ein Zweiguldenstück darauf legte, der wurde als Eingeschriebener, als „Fasnachtsbub“ betrachtet. Weniger als fünfzehn, zwanzig durften es nicht sein, schon der Unkosten, namentlich der Ballmusik wegen.

Zu Hause horchten die Mädchen und frugen sich voll neugierigen Bangens: Was sie wohl beschließen werden im Wirtshause? Und gerieten schier außer sich vor Freude, als die frohe Kunde eintraf, bei manchem noch in jener Nacht schon, am Fensterlein: Es ist eingelegt!

Hierauf ging es an das Werben der Fasnachtmädchen, d. i. der Tänzerinnen. Einige der „Buben“ hatten bereits ihre erklärten „Schätze“, deren Ballzusage sie zum voraus sicher waren. Andere dagegen mußten erst auf die Suche gehen. Das gab wieder dankbaren Stoff zu Spinnabend-Unterhaltungen, das gab ein Forschen und Raten: Wo der Köbel wohl anpochen wird? Und der Hans und der Heiri? Wird jenem die Zusann die Zusage geben und diesem das Mareili, das Gritli? Selbst die Männer und Frauen nahmen an diesen Gesprächen lebhaften Anteil und erzählten mit Behagen die Geschichten aus alten Tagen, wie schön und lustig es zugegangen zur Kilbe- und Fasnachtszeit und das alles ohne große Unkosten.

Ohne große Unkosten — das ward jenes Mal, von dem ich Erwähnung gethan, mehr oder weniger zur Richtschnur genommen. Vom „Zwanzigsten Tag“*) an bis zur „jungen Fasnacht“ wurde im Wirtshause drei Mal wöchentlich allgemeine, für sämtliche „Fasnachtsbuben und -Meitschi“ verbind-

*) Vom Weihnachtsfest an gezählt — Fastnachtanfang.

liche Tanzübungen abgehalten und zwar jeweilen an Kiltabenden, wobei auch anderes schaulustiges Publikum erschien, so viel auf den schmalen Wandbänken der Gaststube Platz finden konnte. Da wurde nach dem Takte meines Ättis Geige gewalzt, gehopst, der Ländler und Kehraus aufgeführt, genau nach den Weisungen des Tanzmeisters, des Schuhmachers Thys. Und der Ungelenken und Ungelehrigen, Buben und Mädchen, an denen die Zuschauer ihren Spaß haben konnten, gab es genug. Auf dem Ofentischchen stand ein Eimer frischen Wassers: wer von den erhitzten, glühenden Mädchen und Burschen Durst verspürte, durfte nur das kupferne „Gätzi" ergreifen und trinken, so viel ihm behagte. Wein zu trinken oder zu spenden war strenge verboten, bei einem Gulden Strafe.

Am Jungfasnachtsmontag wurde von der Burschenschaft ein drolliger Maskenzug, an mehreren Stellen des Dorfes irgend ein derbkomisches Spiel aufgeführt. Während nun die Bauern mit Weib, Kind und Gesinde vor den Häusern standen und gafften und ihre unbändige Freude hatten an all' dem mutwillig-drolligen Zeug, schlichen sich einige verkleidete und mit Maltersäcken versehene Fasnachtsbuben von hinten her in die offenstehenden Häuser, drangen in die Küchen und schnitten sich ein fürnehm Stück Rauchfleisch, Schinken oder Kinnbäckle oder Rippstücke vom Kamin herunter und machten sich eiligst davon, auf neue Beute aus. Die auf solche Art gewonnenen Schweinefleischvorräte wurden in die Wirtsküche getragen, als wertvoller Beitrag an das Fasnachtsmahl. Und niemand ließ es sich einfallen, über die erlittenen Stipitzereien, falls nicht allzu gröblich dabei verfahren worden, sich aufzuhalten oder Klage zu erheben, war man sich doch der Existenz und des Treibens dieser „Fasnachtsschelme" zum Voraus bewußt und

wurde vielerorts die Gelegenheit schon zuvor des unbefangensten besprochen: Was wollen wir ihnen zurechthängen, daß nicht allzu großer Schaden dabei ist und wir gleichwohl uns nicht zu schämen brauchen?

Der Fasnachtdienstag sodann war ein ausgesprochener, allgemeiner Freudentag. Schon des Morgens wurden die in vollem Festtagsschmucke, in Tüllschürze und Haarkranz prangenden „Fasnachtsmeitle" zu Hause abgeholt und unter Böllerschüssen, fröhlichen Zurufen und hellem Jauchzen nach dem Wirtshause geführt. Dort, im offenen Hofraum, wurde zuerst und vor allem Volke und unter Thysens sachkundiger Leitung der „Vortanz", eine Art Menuett, aufgeführt, dann erst wurden die Ballräume bezogen. In den beiden Sälen — heutzutage würden diese „Säle" als kaum zu gut für Obstkammern erkannt werden — wurde abwechselnd getafelt, getanzt, gezecht, gesungen und gejubelt in ungezähmter Lust, den ganzen Tag, die lange Nacht über, bis in den jungen Tag d. i. den Aschermittwoch hinein, bis man durchaus auf kein Bein mehr stehen und keinen hellen Laut mehr von sich geben konnte . . .

Diesmal überbot die „Fasnacht" an Staat und Glanz alle ihre Vorgängerinnen bei weitem. Groß waren auch die bezüglichen Vorbereitungen gewesen. Meine Schwester Liesel hatte Scheere, Nadel und Glätteisen wochenlang kaum mehr ruhen lassen, so daß sie ob dem Nachtwachen rote Äuglein und bleiche Wänglein bekommen hatte und sie sich am Vorabend des Balltages zu Bette legte und zu Handen des ihr von meiner Mutter mit bemerkenswerter Beharrlichkeit aufgeschwatzten Fasnachtbuben, nämlich des „einzigen" Wagnerköbelssohns, erklären ließ, es sei ihr unpäßlichkeitshalber unmöglich, seine Tänzerin zu werden.

Das, die Weigerung Liesels, war ein Ereignis. Das zweite und dritte sollte ebenfalls zu Tage kommen: des Höfers Franz führte seine eigene Schwester Marlys zum Tanze — von einem solch' fürnehmen, stattlichen Burschen, der nur die Hand hätte ausstrecken dürfen, um an jedem Finger zehn flotte, angesehene Fasnachtmeitschi zu bekommen, ganz unerhört! Das Gerede darüber war groß, und viele seiner Kameraden thaten es ihm geradezu verdenken, nicht weniger seine eigenen Eltern. Diese hatten es erwartet und der Erwartung auch unverhohlenen Ausdruck verliehen, der Franz werde sich auf den Anlaß hin an die junge Winkelmattbase machen. Der Jüngling aber erklärte in kategorischer Weise: Eher, als daß ich mir das Mädchen hole, das von der Tanzkunst so wenig versteht, als unser Falbrind vom Geigenspiel — eher bleib' ich von der Fasnacht ganz weg und fahr' den Tag über Holz aus dem Wald!

Und die Marlys äußerte sich mit derselben Bestimmtheit: Wie? Mit dem Ölerhansel soll ich zu Tanz gehen? Da müßt' ich mir zuvor eherne Füße gießen lassen, damit er sie mir mit seinen Pechschuhen nicht wund und lahm trappe! Ihr hättet ihn nur sehen sollen an den Tanzabenden: Ein Sägebock hätte sich unmöglich dümmer und steifer und bockbeiniger erzeigen können! Er diente zum Gespött für all' Leut', Tänzer wie Zuschauer, so daß ich das zweite Mal vor Scham davon lief . . . Nein, da geh' ich lieber gar nicht oder aber, wenn er's so haben will, mit unserem Franz!

Der Bauer war nicht wenig erbost über diese Unbotmäßigkeit seiner Kinder, während die Bäuerin sich und ihn zu trösten wußte: Besser, Wernet, so, als wenn sie sich an andere gehängt hätten, die wir gar nicht leiden mochten! Auf diese

Weise kann die Base unserem Franz nichts nachtragen. Und der Öler wird Gelegenheit genug finden, um sich dennoch zu unserem Meitschi setzen und es gastieren zu können; damit wird er sich schon zufrieden geben, ist gar ein gutmütiger, freiner!

Am Altfasnachtsonntag-Abend — der Sitte gemäß durfte es nicht früher geschehen — gingen die Fasnachtbuben, einige Flaschen Wein in den weiten Kitteltaschen, sich nach dem Befinden ihrer Mädchen zu erkundigen. Diese, des Besuches gewärtig, hielten Kuchen in Bereitschaft, desgleichen einen sogenannten „Fasnachtsplätz", bestehend in einem seidenen Halstuch oder in dem Stoff zu einer Scharlachweste. Ein großes Gerede und nicht geringes Aufsehen gab es diesmal, als des Wirts Rösel ihrem „Hölder" nebst einem Paar silberner Hemdschnallen auch noch ein „Fazenetli" (Nastuch) schenkte, das erste, das im Dorfe, außer bei den Pfarrleuten, in Gebrauch kam. Weshalb sich die Mädchen über das Rösel, das sich stets durch etwas Apartes auszeichnen wollte, neidisch ausließen, auch die Alten über das neumodische, nutzlose „Dingeläri" nämlich den „Schneuzlappen", sich sehr abschätzend aussprachen.

Des Höfers Franz und seine Schwester durften sich das gegenseitige Beschenken schon ersparen; sie schlugen lachend quitt.

Des Wirts Rösel teilte mir jedoch vertraulich mit, der Franz habe gleichwohl, gleich den übrigen Fasnachtbuben, ebenfalls seinen Wein geholt, besten Markgräfler. Wohin er denselben wohl getragen haben mochte? Das nahm die Rösel arg Wunder.

*   *
  *

Ich hatte es für meine Pflicht gehalten, meinem Ätti von meiner Entdeckung betreffend das zwischen unserer Liesel und des Nachbars Lix im Entfalten begriffene Liebesverhältnis einige Andeutungen zu machen und zwar umsomehr, da mehrere Gründe vorlagen, welche mich vermuten ließen, daß das Feuerlein stetsfort noch unter der Asche glimmte.

Mein Ätti machte große Augen und wollte es schier nicht glauben.

Er sollte sich von der Richtigkeit meiner Vermutung selbst überzeugen.

Schon mehrmals hatte die Liesel den Wunsch geäußert, einmal nach der Stadt zu Markt gehen und von dem Umschwung, der, wie verlautet hatte, sich in den bäuerlichen Frauenmoden geltend zu machen begonnen, persönlich Augenschein zu nehmen, ein Gebot, dessen sich eine richtige Schneiderin nicht wohl entschlagen könne. So seien zum Beispiel die Schnabelhauben bei den Oberländer Frauen stark in Abnahme, dagegen die gefälligeren und bequemeren Spitzenhauben im Aufschwung begriffen, ebenso sei der Schnitt der Tschöpen (Jacken), sowie der Scheuben (Schürzen) ein bedeutend anderer, kleidsamerer geworden. Wolle sie, die Liesel, auf der Höhe ihres Berufes bleiben, dürfe sie diese Neuerungen nicht wohl übersehen... Hiegegen ließ sich freilich wenig oder nichts einwenden. Deshalb, als der Mittefastenmarkt heranrückte, wurde ausgemacht, daß die Liesel in Begleit der Thysin, welche Eier hintrug, nach der Stadt gehen dürfe. Ich selbst konnte ja des unwichtigen Grundes wegen das Schulhalten nicht versäumen, für meine Eltern aber war für das Mitgehen die Witterung viel zu rauh und kalt.

Früh abends war die Thysin schon wieder nach Hause zurückgekehrt. Von unserer Liesel wußte sie nur so viel zu be-

richten, daß dieselbe vor der Jesuitenkirche ihren Bruder Viktor getroffen — das sei ungefähr zur Mittagszeit gewesen — und sich im Begleite desselben die Stadt hinauf begeben habe. Um drei Uhr, so sei es abgeredet gewesen, hätten sie sich „unter dem Kram“ treffen sollen. Dort sei aber keine Liesel gesehen worden, und nicht wissend, ob das Mädchen überhaupt mitkomme oder beim Bruder übernachten werde, habe sie, die Thysin, eine Fahrgelegenheit benutzt und den Heimweg angetreten.

Es läutete Betzeit, die Glocke schlug die siebente, achte Stunde, meine Mutter wurde immer ängstlicher, der Ätti schritt immer unruhiger die Stube auf und ab, öffnete trotz der draußen herrschenden Kälte das Schiebfensterchen und lauschte in die stille, sternenhelle Winternacht hinaus. Es schlug Neun an der Wälderuhr, es schlug sogar Zehn . . . Da, endlich, ließen sich vom hartgefrorenen Fußsteig her Schritte vernehmen, sie kamen auf das Haus zu, kamen treppauf; man vernahm flüsternde, kichernde Stimmen. Und die Liesel trat ein, mit hochgeröteten Wangen und glückstrahlenden Augen, das Marktkörbchen am Arm.

Gottlob! seufzte meine Mutter, tief aufatmend.

Mein Ätti jedoch sprach kein „Gottlob!“, er sprach gar nichts, sondern starrte nur immer nach Liesels Begleiter hin, finstern, zürnenden Blickes. Denn es war der Lix, des Höfers Lix! Der Lix, der sich erst verlegen räusperte, scheu und forschend von dem einen nach dem andern hinblickte, dann freundlich vertraulichen Gruß entbot und meiner Mutter einen schwarzseidenen, knisternden Halsflor zum Geschenk darreichte — ach sie wagte denselben schier nicht anzurühren vor Scheu und Respekt. Auch mein Ätti hatte seinen Kram bekommen und

zwar von der Hand der Liesel, eine prächtige, hörnerne Dose, der Deckel mit einem geschnitzten Delphin geziert.

Und der Dank blieb nicht aus. Dirne! Lumpenmensch! so quoll es von meines armen Ättis keuchenden Lippen. Die Dose schleuderte er verächtlich zu Boden, zertrat sie zornig mit den Füßen und geberdete sich beinahe wie außer sich, zum großen Entsetzen von uns allen, die wir ihn noch nie in solch' aufgeregter, wütender Verfassung gesehen hatten, auch nicht des entferntesten! Dann trat er dicht und drohend vor den Lix hin und rief mit zornbebender Stimme: Ein sauberer Fink, ein hübscher Theologiebeflissener das, der einem armen, jungen Mädchen nachschleicht bei Nacht und Nebel! Willst sie etwa verführen, in Schand' und Dreck setzen, als Dank für unsere Freundschaft, he? Nun, so sprich, Du ehrvergessener Bub'!

Dem Lix war vor Schrecken alles Blut aus den Wangen gewichen, er starrte mit seinen Glotzaugen dem alten Manne nur so ins Gesicht, mit offenem Munde, und stotterte endlich: Ach nein, so ist's nicht gemeint, Ätti, gewiß nicht, auf Ehr' und Gewissen nicht! Ich würde mich ja schämen ins blutige Herz hinein! . . . Ich lieb' Euere Tochter, das ist wahr. Aber ich liebe sie treu und aufrichtig, über alles! Und ich hab' mir meine Zukunft bereits zurecht gelegt — ich mag eben nicht geistlich werden . . .

Ja, Ätti, glaub's ihm nur, er mag nicht geistlich werden! bestätigte nun auch die Liesel des angelegentlichsten. Und er hat gewiß die redlichsten Absichten.

Und der Lix, durch des Mädchens Beistand und meines Ättis augenblickliches Stillschweigen kühn gemacht, bekräftigte: Ja, ja, ich schwör's, ich schwör' auf beides! Und möchte wissen, wer mich hindern, zu etwas anderem zwingen will!

So? höhnte mein Ätti, Dich zwingen will? Kennst Du denn den Mann so schlecht? Man nennt ihn den Zelghöfer . . . Nein, den kennst Du allweg nicht, kannst ihn nicht kennen, hast zeitlebens nur den Kindspappen (Brei) gefressen, den Dir Deine Mutter mit dem weichen Finger ins Maul gestrichen, das Zuckerbrot, das man Dir gereicht. Deinen Ätti aber kennst Du nicht, könntest sonst nicht solch' kreuzdummes Zeug schwatzen von Nichtgeistlichwerden, von Nichtzwingenlassen . . . Und da Du den Mann nicht zu kennen scheinst, so will ich Dir ihn beschreiben: Wenn der, Dein Ätti Zelghöfer, zu Dir sagt: Geh' hüst! so gehst Du hüst; sagt er: hott! so gehst Du hübsch hott, ich dürft' drauf wetten. Ja, wenn er Dir befiehlt, wie seinem „Türk", über den Stock zu springen — Du thust's, deß bin ich gewiß! . . . Oder geh' und probier' es mal und steh' ihm unter die Augen und sag' Nein, da wo er ein Ja haben will — vor seinem Blick, seinem Zorn verkriechst Du Dich in den Hundestall, zergehst vor seinem Leuenaug' wie Butter in der Sonne — so ein Mutterpflütz, ein Schürzenzipfelsauger, wie Du einer bist!

Der Atem drohte ihm auszugehen, der Husten ihn zu ersticken, so daß er sich mit der Hand auf die Ofenbank stützen mußte. Doch kaum war der Anfall vorüber, als er, nach dem Lix gewendet, rief: Ja und ich sag' Dir's frei und offen: In Euerem Haus' ist's Dein Ätti, der Höfer, der befiehlt und regiert, in dem meinen ich!

Und die Stubenthüre weit aufreißend, befahl er: Marsch, Junge, zum Thore hinaus und komm' nicht eher wieder, bis ich Dich rufe! . . . Und Du, Meitschi, zu Bett', sofort! Morgens werd' ich dann noch ein ferneres Wörtchen mit Dir

reden . . . Oder willst Du etwa auch gleich ihm nach, dem sauberen Pfarrstudenten?

Die ganze, lange Nacht konnte ich beinahe kein Auge schließen. Mein armer Ätti war kaum zu besänftigen, zu beruhigen, während meine Mutter, in ihrer Taubheit, lange nicht begreifen wollte, was denn eigentlich auch vorgefallen, weshalb der Ätti sich so sehr ereiferte.

Die Liesel befand sich in heller Verzweiflung; und rief einmal um das andere: Er thut Unrecht, der Ätti, gewiß thut er dem armen Lixi Unrecht, ich darf drauf schwören! Und sie weinte sich die Augen wund vor Lieb' und Leid.

Draußen hatte sich der Sturmwind erhoben, rasete durch die kahlen Obstbäume, heulte klagend durch das Kamin, durch die leeren Bodenräume zu unseren Häupten, pochte ungestüm und drohend an unser Kammerfensterlein — o diese Nacht, diese lange, sturmvolle Nacht!

* * *

Hatte des Höfers Lix an jenem Abend oder vielmehr in jener Nacht den Seinigen auch einen Besuch abgestattet? Ich forschte die Küchenmagd Vreni aus, beim Brunnen. Der Lix war nicht gesehen worden — dacht' ich's doch! Auch erwähnte die Marlys eines solchen Besuches mit keiner Silbe, und die hätte ihn mir nicht verschwiegen.

Und dennoch war er von Unberufenen gesehen und erkannt worden, bei der Herkunft mit unserer Liesel von den Kiltbuben, beim Fortgehen von Seite des neugierigen Nachtwächters. Zudem war sein Taschentuch aufgefunden worden und zwar in der Heckenlücke seines elterlichen Baumgartens, das flächsene Taschentuch mit den Namenszeichen.

Am zweiten, dritten Tag schon war der Vorgang, nämlich meiner Schwester vornehme Begleitschaft vom Jahrmarkte, bereits dorfbekannt, ein buntes Gemisch von Wahrheit und Dichtung, ein wahres „Herrenfressen“ für sämtliche Klatschbasen.

Und der Zelghöfer fuhr meinen Ätti, als sie sich beim Zelgbachsteg begegneten, rauh an: Das Gered' — das Geschlepp Deines Meitschis mit meinem Felix — was soll das bedeuten, he? Donner und Blitz nochmals! was muß ich alles hören!

Noch hatte sich die große Aufregung in meines Ättis Innern nicht völlig gelegt gehabt — bei des Bauern unhöflicher Anrede erwachte dieselbe aufs neue, erwachte der Zorn, flammte lichterloh auf. — Ja Donner und Blitz! so kann auch ich sagen, meinte er. Behalt' Deinen Buben zu Hauf', Bauer, oder lass' ihn ordentlich hüten, daß er nicht armen Mädchen nachläuft, die Zehen ab! Was kann ich dafür, daß er mir beständig vor der Hausthür' steht, wie ein verliebter Kater, und meinem armen Kind' den Kopf verdreht mit seinem dummen Geschwätz, mit seinen Liebesnarreteien auf unchristliche Weis'? Will das Herrlein seine Kurzweil haben, so such' er sie am rechten Ort, wo sie bequem zu finden ist, brave Mädchen aber lass' er in Ruh'! . . . Ja, lug' mich Schulmeisterchen nur an, Wernet: Sollt' es nicht aufhören mit dem Nachstellen und dem Geläuf', so weiß ich nicht, was ich noch thu' — Gott steh' mir bei!

Er hatte allen Trutz, dessen er fähig war, aufgewendet, mein armer Ätti, nun war es ausgesprochen, er durfte gehen. Und der Bauer? Hu, wie dieser Augen machte und dem Männchen nachschaute! Wie, so etwas sollte er sich sagen

lassen von dem armen Schlucker, dem Schulmeister, er der stolze Zelghöfer? Flugs wollte er ihm nacheilen und ihn zornig zur Rede stellen. Zur Rede stellen — worüber? War ihm nicht der Auskunft schon genug geworden, die bündigste und zugleich beschämendste, die ihm hatte zu teil werden können und zwar von einem, von dem er noch kein unwahres oder leichtfertiges Wort vernommen? Sein Sohn dem Taunermädchen nachstellen, sein Sohn, den er überdies für den geistlichen Stand bestimmt hatte — war das nicht schändlich, schändlich zum Tollwerden?

Und „Donner und Blitz!“ nochmals; Donner und Blitz zu Hause, daß die Bäuerin vor Schrecken zusammenfuhr, der Haushund sich furchtsam duckte und die Marlys, das große, mutige Mädchen, sich eilig in die Hinterstube flüchtete, fürchtend, des Zornes Schale, das schreckliche Unwetter möchte sich auch über ihr Haupt ergießen. Ihr Herz pochte zum Zerspringen — das war die Frucht des eigenen bösen Gewissens!

Und Donner und Blitz auch in der Stadt, im Gasthaus zum „Roten Turm“, wohin der Bauer seinen Sohn Lix, mehr tot als lebendig, geschleppt hatte. Dort, bei verschlossener Thüre und in Gegenwart des Pfarrers, der sich bereit gefunden hatte, den irregegangenen angehenden Theologen wieder auf die rechte Bahn zurückführen zu helfen — dort „donnerte“ und „blitzte“ es abermals nach Noten. Nach diesen „Leviten“ ging es zum gestrengen Herrn Rektor — ein mehreres brauchte es schon nicht mehr, denn der arme Lix war bereits breiweich geworden, befand sich im Zustande vollständiger Hilflosigkeit und Zerknirschung. Er gelobte und schwur schließlich alles, was man von ihm zu geloben und zu beschwören verlangt hatte.

Und als sie wieder zusammen nach Hause fuhren, Seelsorger und Bauer, sagte der erstere: Gut, daß bei Euerem Sohne die kleine Verirrung so bei Zeiten gekommen. Sie hätte, die Regung, ein Jährlein zwei später eintreten können, wann der Eigenwillen mehr erstarkt, das Stolzgefühl höher entwickelt gewesen wäre, dann würde er weit schwerer gehabt haben, den Menschen in das richtige Geleis zurückzuführen, zumal in diesen bösen Zeiten, in welchen die sogenannte Aufklärung und der Geist der Widersetzlichkeit so mächtige Wurzeln gefaßt und die Grundlage und Stütze aller legitimen Weltordnung, die hl. Kirche und ihre Satzungen, umzustoßen drohen. Übrigens ist Euer Sohn, Statthalter, gerettet, er wird gerettet werden, Ihr dürft darauf zählen, und alles weitere mir und dem Rektor ruhig anvertrauen.

Daraufhin kam der Pfarrherr abermals auf den Geist der Unbotmäßigkeit zu sprechen, der immer weiter auch in das bis anhin so fromme Landvolk dringe und Geistlichkeit und Obrigkeit Amt und Pflicht erschwere. Just der Fall mit der Beckengrit, der Tort, der ihr Seitens der Dorfbuben angethan worden, zeige am deutlichsten, wie weit es in dieser Beziehung gekommen. Bereits habe er sein Leid dem gnädigen Herrn Schultheiß geklagt und sich informieret, bis zu welchem Punkt er vorgehen dürfe, um der Unterstützung einer hohen Obrigkeit versichert zu bleiben; auch laute der erhaltene Bescheid recht befriedigend.

Der Fall, dessen der Pfarrherr hier Erwähnung that, war folgender:

Am Kirchgäßlein, unweit des Pfarrhauses, stand das rußige Häuschen des Beckenlunzi. Der Lunzi zwar war seit Jahren tot. Es gab aber sehr, sehr viele Leute, welche

wünschten, daß der gutmütige Lunzi noch am Leben geblieben, dagegen seine spitznäsige und triefäugige Frau Grit des Jenseits teilhaftig geworden wäre. Sie war, die Beckengrit, im ganzen Dorfe ordentlich gescheut und gefürchtet und zwar der spitzigen, bösen Zunge wegen, die sie gleich einem zweischneidigen Schwert zu Wehr und Trutz gleich tapfer zu gebrauchen wußte, sowie des nicht unbedeutenden Einflusses willen, dessen sie sich in der Pfarrküche zu erfreuen hatte; schien doch ihr Hauptberuf darin zu bestehen, der ungemein neugierigen „Pfarrfräule" jedes Skandälchen, das sich im Dorfe zutrug oder auch nicht zutrug — so genau pflegte es die Grit trotz ihrer vorlauten Kirchenfrömmigkeit nicht zu nehmen — gegen billiges Entgelt brühwarm zu hinterbringen. Was aber die „Fräule" solcher Art vernahm, das bekam allsogleich auch ihr Bruder Pfarrherr und des folgenden Sonntags die ganze Pfarrgemeinde zu wissen von der Kanzel herab, in derb anzüglicher oder streng tadelnder Weise . . . Nun besaß die Grit, außer ihrer einträglichen spitzen Zunge, auch noch eine ziemlich in die Breite gediehene, ziemlich hübsche, dabei aber ziemlich geistesbeschränkte Tochter, welche jahraus und -ein Baumwolle spann, sofern sie nicht etwa von der Pfarrfräule zu dienstlichen Verrichtungen herbeigezogen wurde. Auf einmal nun, um die Altefasnachtszeit, und man wußte nicht wie, entstand das schadenfrohe Gerede: Jetzt hat die Beckengrit des Ärgernisses genug im eigenen Hause: Ihre Tochter Madlen hat's dick . . . Nun soll sie's auch hurtig vermelden gehen ihrer Pfarrfräule! — Und eines Spätabends zogen ein Dutzend Burschen, die aus mehr oder weniger triftigen Gründen der Grit abhold waren, vor deren Haus und verführten den wahren Höllenlärm: bellten wie die Hunde, miauten wie Katzen, heulten wie die Wölfe, krähten

und meckerten; und sangen ein eigens ersonnenes Spottlied, worin Mehreres vorkam, das im Pfarrhause, in der Stube wie in der Küche, sehr übel vermerkt werden mußte.

Des folgenden Abends schon begab sich die Roggenbäuerin mit einem wohlgefüllten Armkorb in das Pfarrhaus und that für ihren Sohn unter Thränen Abbitte. Die andern drei Rädelsführer der Katzenmusik — es waren sämtliche drei unbemittelte Taglöhnersöhne — wurden von der Kanzel herab für den nächtlichen Unfug verurteilt wie folgt: Ein jeder hatte an die Kirche vier Pfund Wachs zu zahlen, an sechs aufeinander folgenden Sonntagen beim Pfarrherrn ihre Beichte zu verrichten, sowie an selbigen sechs Sonntagen während des vormittägigen Gottesdienstes auf den bloßen, harten Boden und zwar auf den Büßerplatz, unter die Chorlampe zu knieen. Zudem wurde die andächtige Versammlung aufgefordert, zur Besserung und zum Seelenheil der drei Ruchlosen das allgemeine Gebet zu verrichten . . . Man wird mich fragen wollen: Haben sich denn die Burschen in die ungebührlich schwere Kirchenstrafe gefügt? Nun, freiwillig thaten sie es nicht. Allein es kam der Hatschier — oder Landjäger, wie man die Organe der Polizeigewalt nunmehr nannte — und führte sie in die Kirche nach dem Beichtstuhl, unter die Lampe hin . . .

Von da ab verging jedoch keine Stunde der Nacht, daß nicht die Bewohner des Pfarrhauses auf diese oder jene Weise alarmiert oder Haus und Garten, Thüre, Fenster, Glockenzug und Geräte beschädigt oder verunreinigt wurden, letzteres auf die unflätigste Art. Da half kein Schelten und Drohen von der Kanzel herab, kein noch so peinliches Beichtverhör mehr, die Rache nahm ihren boshaften Fortgang. Da half auch kein nächtliches Wacheausstellen, denn nachdem die Land-

jäger von einer Rotte Vermummter unversehens angefallen, jämmerlich durchgebläut und in die Flucht geschlagen waren, erhob sich der Unfug nur noch lauter und frecher. Die Pfarrfräule, der Pfarrherr und selbst der gute, arme Vikar befanden sich in hellster Verzweiflung, nicht minder auch die Beckengrit, denn um ihr Häuschen tobten allnächtlich die höllischen Geister mit gräßlichem Wutgeheul und schrecklichem Gepolter . . .

Die Geschichte war auch Schuld daran, daß des folgenden Winters keine ordentliche „Fasnacht" abgehalten wurde. Man hatte im Dorfe Partei für und wider die drei „Chorlampenburschen" genommen. Zu der Gruppe der Tadelnden zählte sich in ziemlich vorlauter Weise auch die Frau Ochsenwirtin. Ihr hinwieder that es die nun stramm geeinigte Dorfburschenschaft zuleide, daß man, trotz Wirtröſels Bitten, den Ball unterließ.

Und wer sich dessen, nämlich des Unterbleibens der „Fasnacht", ganz besonders freute und selbst nicht wenig zu dem Resultate beigetragen hatte, das war des Höfers Franz. Denn seit langem schon war ihm seine Mutter wieder in den Ohren gelegen, diesmal ja recht beizeiten sich der jungen Winkelmättlerin zu versichern, zumal dieselbe, wie sie selbst aus der zuverlässigsten Quelle erfahren, das Tanzen nun recht ordentlich erlernt habe.

Einmal noch that er seiner Mutter wirklich den Gefallen und ritt nach der Winkelmatt hin. Doch ärgerte ihn des Mädchens einfältiges, groblächtiges und dabei doch so vertrauliches Thun dermaßen, daß er auf dem frühen Heimritt den grausamen Schwur that, die Winkelmattbase solle seine Base bleiben bis zum jüngsten Tag.

*   *
*

Unsere Liesel hatte für den Bruder Viktor ein halbes Dutzend feiner, flächserner Hemden angefertigt. Tausend Thränen waren darauf gefallen, Thränen des tiefsten Herzwehes.

Desgleichen hatte ich für denselben Bruder Viktor einige Paar Strümpfe vollendet — der Gegenstand des Staunens für meine Freundinnen, denn zu damaliger Zeit war die Kunst des Strickens, zumal auf dem Lande, eine gar wenig verbreitete, ich selbst hatte sie der Pfarrfräule zu verdanken, die mir, ich weiß nicht aus welchen Gründen, sehr gut gewogen war.

Und es war meines Ättis ausgesprochener Wunsch, daß ich beides, Hemden wie Stümpfe, meinem Bruder persönlich überbringen sollte, aus besonderen Gründen. Auch die Zelghöferin wollte mir einen Auftrag, d. i. eine heimliche Sendung zu Handen ihres armen Söhnleins Lix bereit halten . . .

Wegen des Zwischenfalles betreffend den Lix und unsere Liesel, war zwischen des Höfers und uns, wie auf Abrede hin, kein weiteres Wort mehr gewechselt worden.

Eines Tages jedoch, als ich beim Brunnen Wasser holte, kam die Bäuerin ebenfalls mit einem Eimer und sagte: Martha, red' mir die Wahrheit, Dir will ich's glauben: Ist es denn auch wahr, was Dein Ätti behauptete, daß Euere Liesel meinen Lix nicht eingezogen? Du weißt wohl, wie ich das meine!

Und auf mein aufrichtiges Verneinen hin seufzte sie gar betrübt und wischte sich eine Thräne aus den Augen und jammerte: Ach, die Leute sind nicht mehr natürt, nicht mehr so frommlächtig wie alben*)! Was mir die Geschichte schon zu

*) Zu früheren Zeiten.

staunen gegeben und Verdruß gemacht hat und Herzeleid — ich vermag's nicht zu sagen! Und wie der Wernet seitdem so wunderlich thut und mir harte Vorwürfe macht, als ob ich die Schuld hätt' an der Sach'. Sagt, der Junge schlage ganz aus seiner, der Zelghöfer, Art, habe auch so ein närrisch weichmütig Zeug an sich wie — er sagte es nicht grad' heraus, allein ich merkt' es schon, er meinte damit mich und meine Familie . . . Auch soll ich das Bürschchen verzärtelt und verhätschelt haben — ach, mich wundert nur, daß ich nicht auch die Schuld sein soll, wenn ein Roß strengig*) wird oder eine Kuh verkalbt oder an dem schweren, leidigen Prozeß gegen den Winkeldurs, der allem Anschein nach für uns verloren geht! Wär's ja schon gewohnt, das Schuldsein! . . . O ich, die vielgepriesene und vielbeneidete Zelghofbäuerin, bin weiß Gott ärmer, weit ärmer als jenes Besenbinderweib dort auf der Hausbank, das mit seinem Mann die Schwarzbrotsuppe ißt in Fried' und Genügsamkeit, ja gewiß!

Sie konnte mich rechtschaffen dauern, die arme, herzgute, reiche Zelghöferin!

Auch die Marlys schaute stets so verkümmert und freudlos drein, erschrak ob jedem herrischen Wort seitens ihres Vaters und that alleweil so befangen in meiner Gegenwart, trotz freundlichen Worts. Ich ahnte wohl den Grund: Mein Bruder Viktor, das schwere, schwere Entsagen! Die Plage mit dem Ölerhänsel, dessen läppische Zudringlichkeit, die Aufmunterung seitens ihrer Eltern . . .

Es war der Oberländer Müllerssohn abermals gekommen, um ihr seine Aufwartung zu machen, und sie hatte beschlossen,

---

*) Mit dem Rachenkatarrh behaftet.

demselben freundlichen Bescheid zu geben, nur um den Öler zu ärgern, ihn loszubekommen. Was half's? Um so trockeneren und abweisenderen Bescheid erhielt der schmucke Müller vom Ätti Zelghöfer selbst, und der Hänsel — ach, der Hänsel besaß, um Marlysens Ausdruck zu gebrauchen, eine Haut, dick und unempfindlich wie ein Elephant!

Doch, wie man von einer Sache nur abkommen kann! Ich wollte ja von meines Bruders Viktor neuen Hemden berichten, von dessen Strümpfen . . .

Als ich eines Tages des Höfers Franz nach dem Fußweg befragte, der dem Vernehmen nach und mit einer ansehnlichen Abkürzung über den Mayenberg nach der Hauptstadt hinführte, da entgegnete er in seiner kurzen, bündigen Weise: Was, Fußweg! Der Straß' nach gehst' mit mir! Kannst ja übermorgen mitfahren, zu Markt.

Fährst alleine, Franz?

Ganz allein! Soll ein Roß verkaufen, den Braun. Der Ätti mag nicht mitkommen, ist, so dünkt mich, arg erbost über das Prokuratorpack, über das Stadtvolk, unzufrieden mit Regierung und Gericht, über die ganze heutige Welt — schon wegen dem Prozeß und auch wegen anderem. —

So fuhren wir denn, der Höferfranz und ich, zu Ostermarkt nach der Stadt. Das „Güfi"-Wägelchen war ohne Feder, der Sitz ohne Polster, dazu die elende Landstraße — das holperte bisweilen auf den tiefen Geleisen und harten Kieseln herum, daß einem schier Hören und Sehen verging, stellenweise ging es hinwiederum ordentlich sachte, und ich freute mich wie ein Kind. War es ja seit meiner Firmelungsreise das erste Mal, daß ich wieder auf einem Wagen saß, und ging es ja nach der Stadt hin, die ich seit Dutzend Jahren

nicht mehr gesehen und von welcher man immer Neues, Herrliches erzählte. Zudem brach ein junger Frühlingstag an voll rosigen Schimmers, freudig wendeten die Vögelein ihre Köpfchen der aufgehenden Sonne entgegen, sangen und zwitscherten ihr jubelvolles Begrüßungslied. Und ich selbst hätte fröhlich und laut mitsingen mögen, so wohlig war mir zu Mute. Denn welch ein Gegensatz zwischen der engen, dumpfen Schulstube, die mir soeben wieder zu schließen vergönnt war, und dieser weiten, herrlichen Gottes- und Frühlingswelt! Ich konnte, die Dörfer entlang, nicht genug lugen und fragen, und der Franz, wohlgemut aus seiner silberbeschlagenen Pfeife dampfend, gab mir auf alle Fragen willigen Bescheid, that sogar recht manierlich und sagte: Wenn Du etwa kalt hast an den Füßen, Martha — hier die Wolldecke, behalt' sie nur gänzlich für Dich! Ja, zu Wiedlisbach beim Schlüssel ließ er sogar ein Glas Rotwein herausbringen.

Am Stutz bei der Siggernbrücke saß ein Geißhirt am Bord und sang:

Reiche Bauern im Gäu,
Sie sparen das Heu,
Verkaufen den Haber,
Drum sind die Roß mager —

Der Franz dräute ihm lachend mit der Peitsche. Der Junge jedoch rief: Schenk' mir lieber einen Kreuzer, Du Gäutier! Und mein Kutscher warf ihm wirklich ein Geldstück hin und sagte wohlgelaunt: Der Galgenbub'!

Ich aber fragte: Was ist es eigentlich mit dem Gäutier, Franz?

Mit dem Gäutier? Das kennt Dir jeder richtige Jägersmann Gäu auf und ab. Eigentlich soll's ein Hase sein, auf

den kannst Du losknallen, so oft Du willst, auf weit oder nah', er hält Dir alle Schüsse aus, ohne ein Haar zu verlieren; oder aber er stellt sich getroffen, legt sich hin zur Erd' wie mausetot. Willst Du ihn aber dann aufheben — hup! läuft er Dir unter den Händen weg, wendet sich wohl noch einmal um, schlägt zum Hohn das Männchen und fort ist er über Furchen und Gräben. Es ist ein ungewöhnlich großer, schier fuchsroter Bursche und stellt sich meist hinkend. Zu früheren Zeiten hat er seinen Strich stetsfort nach dem Schweißacker genommen, es ist auch gesehen worden, gar oftmals, wie er alldort in ein Haus gelaufen, gerade zur Küche hinein. Denn die rothaarige Alte, die dort hauste und im Ruf einer Hexe stand — sie selbst soll der Hase gewesen sein. Nun ist sie längst tot, der Hase aber läuft immer noch einher, die Jäger zu äffen und zu ärgern.

Hier konnte ich mich nicht enthalten, ihm zu begegnen: Es ist wohl nicht alles wahr, Franz, was die Herren Jäger schwatzen. Hab' ich doch schon oft gehört, selbst die frommen, geistlichen Herren, die dem Gewild nachstellen, können, wenn sie auf diese ihre Liebhaberei zu sprechen kommen, sich des Phantasierens nicht enthalten. Das nenne man Jägerlatein und gehöre mit zum Berufe. Solche Bewandtnis wird es auch mit Deinem Gäuhasen haben; die müßige Erfindung eines ungeschickten Waldläufers — meinst nicht auch, Franz?

Doch der Franz ließ sich nicht so leicht bekehren. Warum hat sich denn, erwiderte er eifrig, auf ihrem Schädel — ich meine immer noch jene Schweißacker-Frau —, als man ihn ausgrub, nach mehr denn zwanzig Jahren, das brandrote Haar noch vorgefunden? War das nicht sonderbar? Und just in dem Haar habe sie all' ihre Hexenkunst besessen . . .

Als wir auf dem Galgenrain ankamen, stieg plötzlich der Sankturſenturm vor uns auf mit ſeinem goldenen, in der Morgenſonne erglänzenden Knaufe, dann die Kathedrale ſelbſt, die Stadt mit ihren Türmen und Türmchen, die Ringſchanze mit ihren Lindenalleen, das Baſelthor mit ſeiner Fallbrücke über den breiten Laufgraben — ein prächtiges Bild! Und ich ſeufzte: Da drinnen, wie herrlich muß es da wohnen ſein!

Da drinnen in der Stadt? ſo frug der Franz und ſpuckte geringſchätzig aus; da drinnen möcht' ich nicht tot ſein, geſchweige denn lebendig! Nichts als Mauern und Mauern und viele enge, ſtinkende Gäßlein und himmelhohe, kahle Häuſer, daß einem alles vorkommt, wie ein großer, ſteinerner Käfig, in welchem der Sonnenſchein nur gedungen und darum ſo dürftig 'nein ſcheint; wo kein Kirſch- oder Apfelbaum blüht, kein Vöglein ſingt im Gezweig, kein Jodler erklingt und kein Jauchzer aufſteigt, und die Leut' ſo ſtumm und ſteif bei einander vorbeigehen und man den Mädchen nicht einmal in die Augen gucken kann, weil ſie aus Furcht vor dem Sonnen- und Mondſchein einen Lappen vor das Geſicht gehängt, wo nicht einmal ein Leiterchen zu finden wär', um damit an Schätzchens Fenſterlein emporzuſteigen und ein Gutenachtgruß anzubringen — nein, da möcht' ich nicht einmal tot ſein! Eigentlich iſt das dem Thys ſein Sprüchlein, allein wahr iſt's doch!

Wie der Franz heute ſo geſprächig war! Ich ſann nach über den etwaigen Grund. Gleich aber hörten ſowohl das Reden als das ſtille Sinnen von ſelbſt auf, angeſichts der Menge Leute, Vieh, Karren und Wagen, ſo ſich durch das Thor drängte; dann die Fahrt über das jäh abſteigende, holperige Straßenpflaſter, das dem Blicke ſich darbietende Marktgewimmel . . .

Wenn ich nur unseren Viktor erst gefunden hätte, dachte ich seufzend.

Da, vor dem Portale eines hohen, massiv gebauten und mit riesigen Heiligenbildern geschmückten Hauses stand eine Schar fröhlich plaudernder Studenten, und einer davon kam auf unser Vehikel zugeschritten und rief freudig: Ah, der Freund Franz! Und sieh' da, meine liebe Schwester — Gottwillkommen! — Er war es halt, der Viktor. Er hieß mich mit meinem Pakete vorausgehen zu seiner Herrschaft vor dem Baselthor, er werde sich vom Herrn Präfekten Permission holen und gleich nachkommen.

Und wie ich mich wieder dem Thore zuwende, da kam gerade der Krämerjohannes den Sanktursenstalden herunter gefahren, neben sich sein Annele, hold und schön wie der Frühlingsmorgen. Beide grüßten mich gar freundlich und luden mich ein, den Mittagstisch mit ihnen zu teilen beim „Roten Turm".

Beim „Roten Turm" — hatte mich nicht auch der Franz dorthin bestellt? Das wird sich gut treffen, dachte ich; oder hat man's etwa zu treffen gesucht? fast könnte man's meinen! —

War das ein solider Staat in dem von Roggenstielschen Hause, schon in dem Hausflur, in der Küche, in der Speisestube! Und es kam auch die leutselige Frau Baronin, um mich zu grüßen, es kamen die Fräulein Töchterlein, um sich die Schwester ihres Hauslehrers anzugucken. Und erst der Herr Baron, der war die Freundlichkeit selbst. Er und die Madame rühmten meines Bruders Fleiß und Gelehrsamkeit und gute Manieren; und sagten, derselbe werde vielleicht die nächsten Monate schon die Pariser Stelle antreten müssen, so-

bald nämlich die gräfliche Familie aus Italien zurückgekehrt sein werde. Und der Herr Baron hoffte, seinen Schützling persönlich nach seinem neuen Bestimmungsort begleiten zu können; es gelüste ihn nämlich sehr, seine Pariser Bekannten und das alte, liebe Nest selbst wieder zu sehen, namentlich jetzt, da es, wie man ihm mitgeteilt, nach all' den Greueln der Revolution wieder weit schöner und glanzvoller hergestellt sei, als es je zuvor gewesen.

Das Stubenmädchen brachte Kuchen und Wein. Und da, weil ich mich ein Weilchen allein befand, kam mir der Gedanke an den alten Weiherhansi, der an die zwanzig Jahre in diesem Hause Ökonom gewesen, kamen mir die vielen ernsten und heiteren Geschichten in den Sinn, die er auf unserer Ofenbank aus seiner damaligen Lebensepisode erzählte, kam mir die Frage, ob dieses der Herr Baron sei, von dessen prächtiger Unkenntnis in allen landwirtschaftlichen Dingen der Hansi so köstliche Dinge erzählte? Ach nein, jener Herr von Roggenstiel war ja aller Beschreibung nach so sehr harthörig und mußte längst tot sein. Also der Herr Papa von diesem jetzigen Herrn . . . Hier eine dieser Geschichten des Weiherhansi: Eines Samstag abends kam der Herr Baron auf sein Landgut, den Stallenhof, herausgeritten. Wir waren mitten im Heuet begriffen, und er befahl: Johannes, nächsten Montag werden wir fürnehme Compagnie*) erhalten, junge und ältere Damen, welche sich das Heuen mitansehen wollen. Um zwei Uhr werden wir in hier eintreffen, d'rum richt' Er sich ein, daß Er um diese Zeit Heu einfährt — hat Er mich verstanden, Johannes? Punkt Zwei!

---

*) Besuch.

Ich wendete ein: Wie kann man dies vorausbestimmen? Bis Montag sind's zwei Tage, und bis dahin kann unbeständiges, sogar Regenwetter einfallen —

Thut nichts! rief der Herr eigensinnig. Um zwei Uhr wird eingefahren, merk' er sich's, Johannes!

Am Zwäi! spottete ich — den Teufel nochmal, was doch so ein Herrengimpel vom Heuen versteht!

Mein Herr, schwerhörig wie er war, frug: Was sagt Er, Johannes?

Ich sag': Ganz recht, Herr Baron, „am Zwäi" wird Heu eingefahren und sollt' es regnen und schneien!

Ja, ja, thu' Er das, Johannes! Und damit alles rechtzeitig bereit ist und fein abläuft — hier hat Er was zum Vertrinken, Johannes! — Er hörte es nicht, wie die Mädchen laut kicherten, die Mähder hell auflachten . . . Ein anderes Mal, so erzählte der „Johannes", kam die Frau Baronin mit einer Freundin nach dem Stallenhof spazieren; ich mußte sie überall herumführen. Im Viehstall angekommen, sagte sie allen Ernstes: Ja, was ich schon öfters habe fragen wollen, Johannes: Welches sind nun die Kühe, die die süße, fette Nidel*) geben? . . . Das Bauchweh, das ich jenen Abend bekam, meinte der Hansi, — ich glaube jetzt noch, es rührte von der Anfrage her, von dem verhaltenen Lachen — — —

Nachmittag war es, und der Viktor und ich wanderten gar wohlgemut wieder zum Thore hinein, nach dem „Roten Turm". Hier sollten wir, der Abrede gemäß, unsere Landsleute treffen. Da saß auch richtig der Franz; da saß, ihm zur Seite, auch richtig — des Krämers Annele. Und sie

---

*) Milchrahm.

hatten Wein, Braten und Kuchen vor sich, das Annele blühte und glühte vor Lust, konnte kaum essen vor Freud'. Und sie rückten näher zusammen und hießen uns Platz nehmen an ihrer Seite, und der Franz winkte der Stubenjungfer, daß sie unsere Aufwartung besorge auf seine Kosten.

Es kam auch der Krämerjohannes; doch zeigte der, als er die beiden beieinander erblickte, keine große Freude. Vielmehr runzelte er die Stirne und schaute sehr verdrossen drein; und rief den Franz beiseite und sagte mit gedämpfter Stimme, allein mit großem Ernst: Franz, Du bist ein braver Bursch' und wärest mir insoweit schon anständig und wert. Doch sag' ich Dir's nochmals, hoffentlich zum letzten Mal: Mit meinem Mädchen da, mit der Liebschaft — es geht nicht, ich duld's nicht, kann's nicht dulden! Weil ich's eben satt hab', das Schimpfen und Anfeinden und Ausschänzelen von Deinem Ätti, als ob ich in keinen Schuh gut genug wär' oder aus allen Kirchen und Klöstern gestohlen hätt', und meine Familie ehrlos wär' und räudig . . . Nein, bei Gott, das lass' ich mir nicht bieten! Daß mein seliger Ätti ein armütiges Männlein gewesen und ich sein Sohn, das ist noch lang' keine Schand', gewiß nicht; er und ich hätten ja ebenso gut in einem fürnehmen Hause geboren werden können und Dein Vater in dem unserigen; und er hätt' es schwerlich so weit gebracht als ich, mit all' seinem pausbackigen Wesen nicht! Und das Wenige, das uns unser Ätti hinterlassen, das war gewonnen durch harte Arbeit, sauren Schweiß und bittere Entbehrung; und ebenso wenig klebt an meinem Vermögen ein ungerechter Kreuzer, meines Meitschis dereinstige Aussteuer ist ehrlich erworbenes Gut, so ehrlich als es eines geben kann, durch Fleiß und Geschick erworben und weise Sparsamkeit —

sag' das Deinem Ätti! Und sag' ihm ferner, er solle ja nicht bange haben, daß etwa mein Meitschi je seine Schwelle übertreten und sein Haus verunehren werde — bewahr' nein! das würd' ich selbst nie und nimmer zugeben . . . Und was er mir sonst noch alles in die Schuh' schütten will, als hätt' ich ihn stets gehaßt und verfolgt und sein Ansehen untergraben und ihm die Feinde auf den Hals geschickt, den neulichen Prozeß angestiftet und anderes mehr — das ist die höllischste Lüg', die je ein Teufel ersonnen hat, mag's ihm nun eingeblasen haben, wer will! Ja, das gerade Gegenteil ist wahr, ich hab' ihn, in der Franzosenzeit — doch wozu das Wortemachen und mich rühmen? Er würd' es mir doch nicht glauben, will's nicht glauben; sondern wird mich morgens noch ärger verschimpfieren als heut'! . . . Drum, wie ich gesagt habe allen Ernstes: Aus dem Ding da kann nichts werden. Folg' Du Deinem Ätti Zelghöfer, der wird Dir schon eine wissen und zuführen, die nach seinem Geschmack ist und besser in Euer Haus paßt, als so ein verhaßtes „Krämermeitschi" . . . Und hiemit Punktum und Feierabend!

Wer hätte geglaubt, daß der leutselige, freundliche Mann so ernsthaft und böse werden könnte? Das Annele an meiner Seite schluchzte wie ein Kind, der Franz hatte gesenkten Hauptes zugehört, war bald bleich geworden, bald rot, besonders wenn er das liebreizende Mädchen ansah, das weinende. Und fast konnte er die paar Worte nicht hervorbringen zu seinem erhofften Schwiegervater: Was Ihr da gesagt habt, ist nichts, null und nichts! . . . Was gehen uns, das Annele und mich, die Dummheiten und Launen und Feindschaften unserer Väter an? Wenn wir uns lieb haben und uns schon gut genug vertragen wollen, was soll das Euch kümmern, die Alten?

Was das uns kümmern soll, fragst? Nun, Dein Ätti wird Dir's sagen, Franz, auf die unzweideutigste Art, ob die Sach' ihn angeht oder nicht! Fast könnt' es einen bedünken, Du allein kenntest den Zelghöfer nicht mit seinem steinharten Kopf.

Da richtete sich der Franz stramm auf und rief flammenden Auges: Auch ich, daß Ihr's wißt, bin ein Zelghöfer, auch ich kann meinen Kopf haben, wenn's nötig ist!

Und wirklich, jetzt war es deutlich zu erkennen, das Erbwahrzeichen, die hervortretende blaue Ader, von der Nasenwurzel sich über die Stirne hinaufziehend, sich in dem kurzgeschorenen Haarschopf verzweigend, verlierend. Er ließ sich trotzig an Annele's Seite nieder, füllte die Gläser bis zum Rande, nahm das seinige in die Hand und sagte zu seinem Mädchen, ihm ernsthaft und treuherzig ins Gesicht schauend: Thu' mir Bescheid, Annele! Oder willst etwa auch, wie Dein Ätti, mich gehen heißen? . . . Nun, sag's! fügte er wieder trotzig hinzu, damit ich's weiß!

Das Mädchen lächelte unter Thränen und konnte kein Wort hervorbringen, als: Franz! . . . und schaute seinen Vater bittend an. Vom Zunfthause „zu Wirten" klangen liebliche Tanzweisen herüber, ein Walzer begann, ein sinn- und beineberückender Walzer. Was that der Franz? Rasch entschlossen reichte er seinem Mädchen den Arm und zog es, ohne eine weitere Erlaubnis abzuwarten, lächelnd mit sich fort zur Stube hinaus. Unter der Thüre wandte das Annele sich noch nach seinem Vater um, es war ein Blick voller Glückseligkeit und zugleich voll demutsvoller Abbitte; und fort waren sie.

Der Krämer schaute ihnen verblüfft nach und wußte offenbar nicht was thun, welche Saite er anschlagen sollte, es

war schier possierlich zu sehen, wie er sich verlegen in den Haaren kraute. Dann aber setzte er sich mit einer raschen Bewegung zu uns Geschwistern an den Tisch, bestellte eine frische „Halbe“ her, stieß mit uns an und sagte: Sie wollen's scheint's erzwingen, die beiden, all' mein Abmahnen und Wehren nützt halt nichts. Nun sollen sie's auch nehmen, wie's kommt, mich trifft keine Schuld!

Erst jetzt gewahrte ich des Rappenbauers fuchshaarigen Sohn, wie er vom Ofentische her sein Scheelauge auf uns gerichtet hielt, die Ohren lauschend spitzte. Ihm war ja das Annele seit langem im Kopf gelegen, doch mochte es den heimtückischen Schleicher gar nicht leiden . . . Nun, da er fand, daß er bemerkt worden war, schlich er sich mit seinen erlauerten Geheimnissen fort.

Und eine Stunde später, nachdem ich von meinem Bruder Abschied genommen, fuhren auch wir, der Krämer und ich, zum Thor hinaus.

Der Krämer sah wieder ganz niedergeschlagen aus und sagte: Mich reißt's schier bei allen Haaren zurück, nach der Stadt; ich hätt' das Meitschi nicht zurücklassen sollen, daraus, aus der Liebschaft kann nichts Gutes werden, nichts als vermehrte Feindschaft seitens des Alten, uns übrigen, mir zumeist, Verdruß und Ärger . . . Ich hätt' es dem Franz ganz und gar nicht lassen, sondern das Meitschi mitnehmen sollen, am End' mit Gewalt, denn wenn's der Alte vernimmt, daß sie beisammen gewesen, ich fürchte, er fährt aus der Haut.

Ich suchte ihn zu beruhigen und ihm seine Besorgnisse auszureden so gut ich es konnte. Und wirklich, nachdem wir im „Neuhäusle“ auf bekannte Marktleute gestoßen und Einkehr gehalten, war er wieder ganz der redselige, joviale Mann, er-

zählte mit vielem Behagen und Humor alte Geschichten aus seinen jungen Jahren, Marktgeschichten, Kilbi- und Kiltfahrten aus Stadt und Land, so daß wir durch die abendliche Dämmerung den heimatlichen Kirchturm vor uns sahen, eh' ich's nur vermutete.

Kaum jedoch war ich zu Hause angelangt und im Begriff, meinen Lieben über des Tages Erlebnisse einen kurzen Bericht abzustatten, so trat auch schon des Höfers Marlys in die Stube und fragte verwundert: Du da, Martha? So ganz allein, zu Fuß? So ist es denn doch wahr, was soeben der Rappenbauer meinen Eltern so geschäftig mitgeteilt, unser Franz sei bei des Krämers Mädchen gesehen worden, hab' es zum Tanz geführt! Dabei, bei dem Zuohrentragen, lugte dem alten Sünder das neidische Gift zu den Augen heraus, weil er das Annele oder vielmehr das Erbe für sich selbst d. h. seinen roten, scheeläugigen Nisi (Dionis) gehabt hätte, der Krämer aber sowohl als das Meitschi von einer solchen übelriechenden Verwandtschaft nichts hat wissen wollen. Und nun schwatzt er seit einer Stunde auf meinen Ätti ein, bringt alles herfür, Altes und Neues, Wahres und Erlogenes, um darzuthun, wie sehr der Krämer uns feind sei und nur auf unseren Schaden sinne . . . Und mein Ätti horcht ihm aufmerksam zu, schenkt ihm Kirsch ein, ein Gläschen um das andere, und trinkt sogar selbst mit, ganz wider seine nüchterne Gewohnheit, nur um seinen Zorn zu härten! und geht die Stube auf und ab schweren Trittes und spricht kein Wort. Allein unter den Augenbrauen hervor blitzt es wie nahendes Ungewitter — ach, Martha, ich fürchte sehr, es wird ein schlimmer Willkomm werden, unserem armen Franz! Auch die Mutter, obgleich anfänglich nicht wenig aufgebracht über den Krämer, dessen

Meitschi und den Franz, ängstigt sich nun sehr wegen des Ättis unheimlichem Zorn, getraut sich kein Wort dreinzureden, wenigstens vor dem Rappenzwicker nicht, weiß sich weder zu raten noch zu helfen. Ach, wenn ich nur den Franz warnen könnt', dem Ätti ja nicht zu widerreden, nur dies eine Mal nicht, heut' Nacht!

Allein der Franz, in mutiger Marktstimmung, widersprach . . .

Er bekannte es seinem Ätti frei und frank: Diese lieb' ich, des Krämers Annele, wie ich keine andere lieben könnt', weil eben keine andere so schön, so gut und tugendhaft ist auf der ganzen Welt! . . . Ich bin nun fünfundzwanzig Jahr' alt geworden und sollt' nun doch zu unterscheiden wissen, was mir paßt oder nicht paßt — von Heiraten braucht es deswegen noch nicht die Rede zu sein, kann ja warten, bis Ihr selbst es an der Zeit findet, Ätti! Und seid Ihr Alten aus Grund oder Mißverständnis uneins — was geht das uns Kinder an, die keinen Disputat, keine Feindschaft haben, nicht den Grund dazu? Und wer Euch sagt, Ätti, der Krämer thu' Euch hassen, verfolgen, der lügt wie ein Schelm, ja, wie ein Schelm, das sag' ich, Euer Franz!

So hatte der Bauer seinen Sohn noch nie gesehen. Schier mochte ihn dieser männliche Trotz ein wenig verblüffen, erfreuen; eine Weile nur, den Augenblick. Dann brach aber der Zorn nur um so gewaltiger hervor.

Ein Schelm, das ist der Krämer, ein ausgemachter Heuchler und Schuft! schrie er mit dröhnender Stimme. Und wer's mit ihm hält, ist ebenfalls ein Schelm — verstehst Du das, Bub'? Hast mich nun lang' genug zum Narren gehalten mit Deiner Liebschaft. Jetzt hört's auf! Und ich frag'

Dich, frag' Dich zum letzten Mal: Willst Du von dem Menschlein, dem Krämer sein's, lassen, sofort, und Deine Bas' heiraten? Ich will's wissen! Besinn' Dich wohl!

Da antwortete der Franz mit Festigkeit: Ätti, was Ihr da von mir verlangt — ich mag's nicht thun, ich kann's nicht thun, um mein Leben nicht!

Ach, Franz! bat die Mutter schluchzend, ach Franz, red' nicht so, sei doch —

Der Bauer, kirschrot vor Zorn, fiel ihr herrschend in's Wort: Schweig' Du mit Deinem Geheul'! Ich werd' schon fertig mit ihm, ich allein! Also noch einmal, Bursche, ganz kurz: Willst oder willst nicht?

Eine stumme Pause, für unseren Franz ein Moment qualvollen Besinnens. Hinter des Bauers breitem Rücken machten Mutter und Schwester nach dem Jüngling hin die flehendsten, bejahenden Geberden. Von des jungen Mannes Lippen aber entschlüpfte ein bebendes, tonloses, verzweifeltes: Nein, ich kann nicht! . . .

Des Höfers Haus stand von dem unserigen wohl an die hundert Schritte weit ab; dennoch vermochte der nun folgende Streitlärm bis hinauf in unsere stille Kiltstube zu dringen, sowie auch zu Thysens hinüber, denn wir sahen, wie der Schuster mit dem brennenden Laternchen vor die Hausthüre trat und zu seiner Frau Thysin sprach: Was zum Henker mag denn los sein bei des Bauers drüben? Still, Ev', nun hör' ich's deutlich: 's ist der Alt', 's ist der Franz . . .

Der Lärm bei des Höfers wurde mit jedem Augenblick lauter und heftiger. Jetzt ging die Hausthüre auf, ein schmaler Lichtschein verbreitete sich über die Hausflur, den Hofraum. Und wir hörten Franzens hocherregte Stimme: Ich geh' ja

schon, Ätti, geh' zum Haus' hinaus, da Ihr's so haben wollt! Aber hinausschieben, hinauswerfen, wie ein Dieb — und hab' doch nichts verbrochen — nein, hinauswerfen laß' ich mich nicht, auch nicht von meinem eigenen Ätti! Erst will ich meine Kleider haben und den andern Ade sagen — bei hellem Tag!

Wie, Du willst mir trotzen, Bube? So schrie der Bauer wütend. Hier hat der Zimmermann das Loch gemacht, für solch' ehrlose Bengel, da!

Ein dröhnendes Gepolter entstand, wir hörten der Bäuerin und Marlysens Weinen und Wehgeschrei: Ach Gott! Er schlägt ihn, den Franz — Hülfe!

Und ich bat meinen Ätti: Um Gotteswillen, geht doch abwehren!

Ich selbst ging mit. Es kam der Thys mit seinem Laternchen herbeigeeilt. Was giebt's? rief er verwundert. Nun ersahen wir es, bei dem ungewissen Laternenschein — ein gar seltsamer, grausiger Anblick: Zwei riesige Männergestalten, die sich mit aller Macht umschlungen hielten und mit einander rangen; ferner zwei kreischende weibliche Gestalten, die die Streitenden trennen wollten und zwar mit etwa demselben Erfolg, als wenn menschliche Hände zwei Eichen auseinander reißen wollten, deren knorriges Geäste seit Jahrhunderten enge in einander verwachsen; ebenso fruchtlos erzeigten sich Thysens gleichzielende, mutige Versuche.

Endlich keuchte der Bauer mit heiserer Stimme: Lass' mich los!

Ihr wollt' mich schlagen, ich lass' mich nimmer schlagen, wie vorhin!

Ich thu's nicht . . .

Wollt Ihr's schwören bei der heiligen Jungfrau?

Ich — schwör's! . . . Lass' mich — ich — ersticke!

Und wirklich: Als ihn der Franz aus seiner riesigen Umarmung losließ, taumelte der Alte einen Augenblick wie berauscht umher und wäre, ohne Thysens und Marlysens Dazwischenkunft kraftlos zusammengesunken. Er schien betäubt, rang nach Atem. Scheusal! knirschte er, so Deinen Ätti zu behandeln! . . . Aber komm' mir nicht mehr über die Schwelle, Bub'! Ich will Dich mit keinem Aug' mehr sehen, eher erblinden!

Und er that einen häßlichen Schwur.

Sein Sohn, sich die Stirne abtrocknend, sagte gelassenen, schier wehmütigen Tones: Ich komme, wenn Ihr mich rufet, nicht eher! . . . B'hüt Gott, liebe Mutter! B'hüt Gott, Schwester!

Sie konnten nicht antworten vor Leid und Thränen.

* * *

War das ein Gerede im ganzen Dorfe: Bei des Zelghöfers Wut und Streit, wegen dem Franz, wegen des Krämers Annele! Der Franz, heut' Morgen noch bei Thysens, ist nun auf und fort, niemand weiß wohin, denn der Thys will's nicht verraten.

Einige wollten sogar noch mehr wissen: Auch mit der Marlys hat sich der Alte hernach gestritten. Sie sollt' ihm das Wort geben bei Ehr' und Eid, den Ölerhänsel zu heiraten. Und sie that's . . .

Und sie that's, es war nur zu wahr!

Furchtbar aufgeregt und geängstigt von ihres Vaters Zorn und Fluch, erschreckt durch des Bruders Verstoßung, müde der Mutter Zureden und Thränen, sagte sie zu. Ihr Vater ließ den Ölerhänsel herbescheiden, auch ihm, auf der Eltern noch-

maliges Ermahnen, sagte sie zu; zu selbiger Stunde, in der Gemütsverfassung, in welcher sie sich befand, würde sie das Jawort selbst einem Elefanten gegeben haben, wenn es verlangt worden wäre.

Und der Bauer sprach: Nun gut, Marlys, daß Du mir zu Willen bist! Warst und bist alleweil noch das beste von allen Dreien. Und es soll Dich, das Gehorsamen, nicht gereuen, will Dir's gedenken mit Hab' und Gut, mit meinem Segen . . . Er aber — er scheute sich, den Namen seines Ältestsohnes auszusprechen — er soll mir's büßen! Nicht die Furche soll er von mir bekommen, nicht den Roß- oder Kuhschwanz, gar nichts!

Wie freudig grinste bei diesen aussichtsreichen Worten der Ölerhänsel!

Und wer es froh war, daß es mit der Marlys diese Wendung genommen, das war ich, zu meiner Schande sei's gesagt! Und mochte mich das Mädchen, wenn ich es so freudlos und mit rotgeränderten Augen einhergehen sah, noch so sehr dauern — näher stand meinem Herzen doch alleweil mein Bruder, dem nun, nach all' dem Vorgefallenen, das Entsagen auf Marlysens Liebe weniger schwer fallen mußte. Er brauchte es ja nicht zu wissen, auf welche Art die Sache, nämlich des stolzen Bauernmädchens Zusage, sich zugetragen.

Am Pfingstmontag war es, als der Viktor uns einen unerwarteten Besuch abstattete. Er kam, um seine Vorbereitungen zu der schleunigen und anbefohlenen Pariser Reise zu vollenden und zugleich von uns Abschied zu nehmen.

Als ich ihm die Vorgänge erzählte, die sich bei des Nachbarn Zelghöfers zugetragen, der Weggang Franzens, konnte er nicht genug Worte der Verwunderung finden.

Als ich ihm aber die Entschließung Marlysens, ihr Jawort zu Handen des Ölerhänsel, mitteilte, da sprach er kein Wort, sondern riß die Augen weit auf und glotzte mich an, daß ich darob schier erschrak . . .

Die Marlys wußte nichts von meines Bruders Ankunft. Als sie an den Bach kam, um die Linnen zu bleichen und plötzlich seiner ansichtig wurde, wie er in unserem Gärtlein auf- und abschritt, da stieß sie einen lauten Schrei aus, ließ Linnen Linnen sein und eilte fliegenden Schrittes nach Hause.

Und der Viktor sprach: Nun weiß ich's: man hat sie gezwungen!

Er ging hinauf in den Wald und kehrte erst spät zurück; und aß keinen Bissen, sondern legte sich gleich zu Bette. Und des Morgens schon — er war gar nicht mehr zu halten — machte er sich auf die Reise. Meine Mutter weinte, die Liesel weinte, auch dem Ätti ging es sehr nahe, das Abschiednehmen auf lange, unbestimmte Zeit, die Trennung von seinem geliebten Sohne.

Ich aber gab ihm das Geleite bis weit über das Dorf hinaus, bis zum „Käppele“. Und er fragte: Was ist's mit unserer Liesel, daß sie so leid*) aussieht? Hat sie's noch nicht vergessen und verwinden können?

Ich fürchte, nein!

Dann, meinte er, ist's am besten, sie geh' eine Weile fort unter fremde Leute. Ich will mit unserer Madame Roggenstiel Rücksprache nehmen, sie soll sie ins Haus nehmen.

Wie? rief ich, die Liesel soll in die Stadt gehen, wo er ist, der Lix? Bist Du auch noch bei Sinnen, Viktor?

---

*) leidend.

Der Lix, entgegnete er mit bitterem Lächeln und er riß eine Schlehdornblüte vom Hag, der Lix wird ihr vorderhand nicht mehr in die Quere kommen, der ist „verwahrt und aufgehoben“ und zwar im Jesuitenkloster zu Freiburg. Dort werden sie ihm die ungeistlichen Faxen schon austreiben. Man setzt ihm so lange die Daumenschrauben an, bis er mürbe und windelweich geworden. Er war das schon ziemlich bei der Abreise in Mitte der beiden Exorzisten, der arme Lix!

Hierauf öffnete er sein Taschenbuch und entnahm dem Brieffache ein schmales, goldenes Reiflein und sagte: Gieb das ihr — weißt wohl, wen ich meine!

Nein, das thu' ich nicht!

's ist ihr eigen, hat mir's verschenkt . . .

Ja so, dann wohl! Soll ich noch ein Weiteres ausrichten?

Nein!

Der arme Viktor! Glaubte, indem er mich hurtig umhalste und küßte und davonsprang, ich sähe die Thräne nicht, die große Thräne in seinem Aug' erglänzen!

Lange, lange schaute ich ihm nach, bis er hinter dem hohen Feldhag verschwunden war.

Armer Viktor!

*　　*
*

Der Zelghöfer war mit seinen Frühjahrsarbeiten so sehr in Rückstand gekommen. An die zwanzig Jucharten sollten noch mit Hafer bestellt werden. Und kein Knecht da, der eine ordentliche Furche ziehen konnte, keiner, der das Säen verstand. Und dazu hatte der Bauer selbst noch Gliedweh bekommen, das ihm alles Schaffen in frischer Erde kurzweg untersagte.

In dieser Verlegenheit ließ er den Thys, seinen alten treuen Thys, herbescheiden. Ich kann nicht anders, sagte er, Du mußt mir dies Frühjahr mehr denn sonst Aushilf' leisten. Das Knechtenvolk ist zu nichts nütze, als sich am Tisch breit zu machen und hohe Löhne zu fordern — ja das verstehen sie aus dem Fundament! — und einem die Sachen zu verderben!

Und der Franz? Wo ist denn der Franz? Der schlaue Thys stellte sich, als wüßte er von dem Vorgange rein nichts.

Fort ist er! brummte der Bauer und schaute durchs Fenster durch.

Wohin, fort? Und wozu?

Weiß nit! Frag' auch nichts darnach!

So?

Ja, so! entgegnete der Bauer, sich ärgerlich umwendend. Oder nimmt's etwa Dich so groß Wunder, Thys?

Das will ich meinen, Wernet, daß es mich Wunder nimmt! Hab' den Bub' auf den Knieen geschaukelt, als er noch ganz klein war, hab' ihn aufwachsen und groß werden sehen bei Dir und bei mir. Ja bei mir! Denn kein Tag verging, daß er nicht um mich war, keiner! Und ich mocht' ihn so gut leiden, als wär' er mein eigen, ich kinderloser Mann . . . Und hab' ihn mähen gelehrt und wetzen und dreschen und all' die kleinen und großen Vörtel beim Schaffen — ist's nicht so, Wernet? Und er war mir zugethan, kam zu mir Alten zum Abendsitz und schämte sich nicht, wenn es sich zutraf, mit mir, seinem Tauner, eine Halbe zu trinken. Und vertraute mir alles, was ihn freute oder quälte —

Alles? frug der Bauer grinsend.

Ja, ich mein's!

Also auch sein Geschlepp' mit dem Krämermeitschi?

Dann hast Du ihn wohl auch aufweisen helfen zu dem Bubenstück, daß er mir trotzen soll?

Und der Thys antwortete sehr gelassen: Ja, Wernet, das hab' ich gethan . . . Nun, guck' mich an wie Du willst, ich sag' Dir gleichwohl die Wahrheit, wenn's sonst niemand darf: Ja, ich hab' den Bub' aufgewiesen; ich hab' ihm nämlich gesagt: Franz, wenn Du die Winkelmattbas' durchaus nicht lieben und ehren, ja nicht einmal riechen kannst, dann lass' es wirklich lieber bleiben. Denn so was thut nicht gut in der Eh', könnt' seine schlimmen Folgen haben für Zeit und Ewigkeit — wie der Vikar zu sagen pflegt in der Predigt . . . das hab' ich ihm gesagt, Wernet, weil's mir heilig ernst war und weil er mich darum befragt, um meine Meinung, und weil ich selbst das einfältige, klotzige Ding, und wär's noch zehn Mal reicher gewesen, auch nicht gemocht hätte, und war ich doch nur ein geringes Schuhmacherchen, ein Pechsudler und nicht dem stolzen Zelghöfer sein stolzer Sohn! . . . Und als er's mir bekannte, seine starke Lieb' zu des Krämers Töchterlein — weißt, Wernet, was ich mir dabei dachte? Ich dachte: Nun, auf den Kopf gefallen ist der Junge nicht, so wenig es der Alte gewesen in diesen Jahren! Das ist ja ein Meitschi zum Fressen, so hübsch, so fein, so fromm und geschickt und manierlich und rechtschaffen in allen Dingen! Und reich — nun, so thu' doch nicht gleich so wild, Wernet, als hätt' Dich eine Hornusse gestochen, sondern lass' mich erst hübsch ausreden . . . Ich sagte nicht etwa zu Franz: Greif' zu, lass' Dich nicht abhalten durch nichts! Ich hab' nicht gehetzt, sondern ich hielt ordentlich an mich und mahnte:

Besinn' Dich wohl, was Du thust! Trag' noch eine Weil' Deine liebe, sorglose, ledige Haut und derweil kannst Du Dir

alles überlegen, noch viel tausend Mal. Und kommt Dir ein anderes Wild ins Gehege, das Dir noch besser gefällt als Dein Annele und's auch Deinem Ätti besser zusagt — ei, dann ist's noch alleweil, nach Jahren Zeit zum Zugreifen und zum Kreuztragen. Also zuwarten! . . . Und versteh' mich wohl, Wernet! Wenn's dem Jungen auf einmal so eilig ward mit dem Meitschi — niemand anderes ist Schuld daran, als gerade Du, Du mit Deinem unzeitigen Wüstthun, mit Deinem Poltern und Zwängen betreffs der Winkelmattbase. Denn ich möcht' Dich fragen, Wernet: Hätt' man Dir in Deinen jungen Jahren ein Meitschi aufdrängen wollen, einen dummen, wüsten Strupf, kurzum eines, das durchaus nicht nach Deinem Geschmack — wohl, Du wärest mir der Rechte gewesen, Du! . . . Und den Trotzkopf, von wem hat ihn der Junge wohl ererbt, als just vom Alten, wenn er auch jetzt noch nicht völlig so hart ist!

Und das schlimme Maul? brauste der Bauer auf, das ungewaschene Maul — von wem hat er das, Thys? Von Dir? Und die Grobheit, die Gewaltthat, die er gegen mich erzeigt? O wenn ich an den Abend denk', ich möcht' wütend werden, ich könnt' den Burschen — o ich weiß nicht, was ich könnt'!

Du bist wirklich wütend, Wernet!

Und Du ein Auslächler, ein Aufwiegler, ein falscher Kerl — weißt jetzt, was Du bist? Einer, der's mit dem Jungen hält wider den Vater — nun so geh' und halt's mit ihm, ich kann's auch machen ohne Dich!

Der Thys zuckte mitleidig die Achsel und ging. Unter der Hausthüre kam ihm die Höferin nachgeeilt und bat: Acht' es nicht, Thys! Er weiß ja kaum mehr, was er sagt und thut. Bleib' Du da und schaff', thu's mir zulieb!

Euch zulieb thät' ich's schon, Ihr dürft's mir glauben —

Lass' ihn laufen! schrie der Bauer von der Stube her. Um Geld und um's Fressen krieg' ich Leut' genug, weniger fürwitzige, falsche! —

Die Bäuerin wußte sich vor Gram und Weh kaum mehr zu helfen. Jag' mich auch gleich aus dem Haus'! rief sie. Oder noch lieber: schlag' mich gleich tot, dann bin ich aller Qual los! O Lix! O Franz! Wo seid Ihr?

Selbst der Bauer erschrak ob ihrem wahnsinnigen Schmerz und begann einigermaßen zur Besinnung zurückzukehren. Er sprach dies und das, was zur Entschuldigung und Begründung seines gewaltthätigen Vorgehens, sowie zur Beruhigung seiner Ehefrau dienen sollte. Allein bei dieser wollte nichts verfangen, sie wußte sich kaum mehr zu helfen, schluchzte auf Schritt und Tritt, vergaß sogar ob ihrem trübseligen Sinnen ihre gewohnten häuslichen Obliegenheiten.

Wo nur der Franz weilen mochte?

Auch das wurde bald bekannt: Bei des „Bauern" zu Wyl, seinen nahen mütterlichen Verwandten, hatte er Aufnahme gefunden.

Zu Pfingsten jedoch wurde sie verkündet von der Kanzel herab, Franzens Verlobung mit des Krämers Annele.

Der Pfarrherr verlas die Namen der beiden ganz schnell, ohne wohlwollende Betonung und auch ohne die üblichen, auszeichnenden Titulaturen, als wären es blos gemeine oder wildfremde Leute gewesen, etwa aus dem Entlebuch. Der Zelghöfer, der breit in seinem Familienstuhle saß, schneuzte sich geräuschvoll die Nase, der Krämer jedoch kniff sich bei des Pfarrers Unhöflichkeit die Lippen zusammen. Und die Leute stießen sich mit dem Ellbogen an und zischelten sich allerhand in die

Ohren; und mit der rechten Andacht war es eine Weile vorbei in der ganzen frommen Versammlung.

Zu Hause angelangt, rief der Bauer: Zwing' er's nur, der Bub', ich kann auch zwingen, daß er dran denken thut!

Und beim Mittagessen brachte er vor Maßleidigkeit keinen Bissen herunter. Er warf den Löffel zornig weg, erhob sich und sprach unmutig vor sich hin, ohne uns andere zu beachten: Lumpengesetze, Lumpenbehörden, die einem Buben gestatten, entgegen dem Willen der Eltern zu heiraten! Doch was will man sagen? Es schickt sich halt heutzutag' alles zusammen, die Gesetze, die Regierungen, die jetzige Welt, alles, alles!

Und er schritt dröhnenden Schrittes in die Nebenstube hinüber, die Thüre heftig hinter sich zuschlagend. Die Höferin hatte sich schon gar nicht blicken lassen, der Marlys standen die hellen Thränen in den Augen, und auch wir übrigen Weibsleute fanden keinen rechten Appetit. Einzig die Knechte ließen sich durch das Familienereignis die Gemütsruhe nicht rauben; sie hieben nur um so kühner auf die gesottene Kinnbacke und den gebratenen Schinken ein, daß kaum noch dem Haushund die Knochen übrig blieben zum benagen.

Abends, als die Marlys und ich am Zelgbachsteg standen und gerade das Ereignis, diese unerwartete Verlobung besprachen, stand plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, der Franz vor uns. Er war ein bischen bleicher und magerer geworden. Und er wandte sich ohne weitere Einleitung an seine Schwester und sagte: Willst unsere Brautjungfer sein, Marlys?

Nein! entgegnete diese kurz und rauh. Ich darf nicht . . . Und mag nicht! Denn Du bist Schuld an meinem Elend, daß ich dem Hänsel Ja sagen gemußt!

So muß ich halt eine andere, Fremde drum angehen . . . Gut' Nacht!

Da wandelte mich ein Mitleid an, ich rief ihn zurück und sagte: Eine Landsfremde brauchst Du nicht zu fragen, Franz! Wenn ich Dir nicht zu gering bin, will ich schon Deine Brautjungfer sein.

Zu gering bist Du mir nicht, Martha! meinte er gutmütig. Nein, nicht zu gering, aber viel zu wert, als daß ich Dir meines Ättis Zorn aufhalsen möcht'. Gelt, der Thys hat's erfahren, ist ihm gekündigt worden wegen der Treu! . . . Sollst gleichwohl Dank haben, Martha, ich und das Annele werden des guten Willens gedenken.

Eine trübe, wehmütige Stimmung herrschte jenen Abend auch in unserem, dem Schulmeisterhäuschen. Meine Schwester Liesel hatte ihren Koffer gepackt und war bereit, den ihr in dem von Roggenstielschen Hause angebotenen Posten anzutreten. Gleichzeitig sollte uns auch das Trudchen verlassen, indem es, zufolge Beschlusses des Familienrates, zu Liesels Lehrmeisterin nach Balsthal reiste, um sich im Schneiderinberuf noch angemessen auszubilden.

Der armen Liesel mochte ich die Veränderung herzlich gönnen. Das muntere und allzeit willfährige Trudchen jedoch mußte ich schmerzlich missen.

Nun war unsere Haushaltung gar noch auf drei Personen herabgeschmolzen. Die Mutter weinte, der Ätti seufzte; ich allein schwatzte und scherzte, versuchte sogar, das sorglose, fröhliche Lachen meiner früheren Jugendzeit wieder zu erlernen, meinen guten, armen Eltern zulieb. Doch wollte es mir nicht recht gelingen.

* *
*

Der Franz war bei seiner Hochzeitsfeier der erste, der von dem üblichen Vortanz, den Vorsprüchen und dem althergebrachten Straßenceremoniell Umgang nahm.

Dagegen knallte es aus einem Dutzend Mörser vom Kirchbühl herab, Schuß auf Schuß, daß unten im Dorf die Fenster klirrten. Und sogar die Schulbuben und -Mädchen, so wollte es der Krämer, bekamen ihren Spendwein und ihre Kreuzerwecken, der Sigrist, zu Handen der Armen, einen Backtrog voll Brot. Und eine Kutsche kam angefahren aus der Stadt und trug die Neuvermählten davon. Und die Sonne machte ihren gewohnten Lauf und schien so hell und wonnig, trotz des Zelghöfers finsterem Stirnrunzeln und grimmen Dreinschauen.

Tages darauf fuhren wir, des Zelghöfers Werkleute, Heu ein ab der Krummatt. Trotzdem man es uns an Speis' und Trank und Labung üblicher Art nicht fehlen ließ, wollte diese Heuernte bei uns keine fröhliche Stimmung, keine rechte Kurzweil aufkommen lassen. Denn was uns des Hauptsächlichsten mangelte, das war der allzeit lustige, sang- und scherzbereite Thys. Dagegen des Bauern finsteres Brüten, der Marlys tieftraurige Miene und mutloses Gebahren. Ach, ich begriff, ich kannte den Grund von des armen reichen Mädchens Niedergeschlagenheit ganz gut: Der Ölerhänsel, einmal im Besitze des Jawortes, drängte immer mehr. Er wollte nicht länger mit „naschhaften, diebischen" Hausmägden wirtschaften, die ihm überdies alleweil aus der Zeit liefen; er wollte sich seine junge Hausfrau holen . . .

Das Vreni sollte, der Abrede gemäß, das Mittagessen auf das Feld bringen. Die Stunde war da, ging vorüber, allein kein Vreni ließ sich blicken, dagegen fingen die Mähder

heimlich an zu murren, denn zu jener Zeit kannte man die vormittägliche Zwischenmahlzeit (zu Neunuhr) nicht einmal dem Namen nach . . . Doch ja, dort kam das Vreni atemlos dahergelaufen, jedoch ohne Zeine (Tragkorb), und konnte sie schier nicht hervorbringen die paar Worte: Die Mutter (Bäuerin) ist krank geworden, arg krank!

Der Bauer glotzte das Mädchen ungläubig an: Krank — sie war ja noch nie krank gewesen, seine Frau, wie sollte sie es denn jetzt werden, mitten im Heuet . . . Gleichwohl machte er sich schleunigst auf den Heimweg, die Marlys war schon längst vorausgeeilt und hinter dem Schlegelmatthag verschwunden.

Was sollte ich thun? Gleich kam der Befehl: Heimkommen! Auch der Roßknecht — Doktor holen! . . .

Da lag sie, die Bäuerin, auf ihrem Bette, bleich, regungslos und stumm, blos das kaum bemerkbare Zucken des Mundwinkels und eine schwache Regung der Handmuskel verrieten, daß das teure Leben noch nicht entflohen. Der Pfarrherr hatte sie bei meiner Ankunft bereits mit der letzten Ölung versehen und las nun die Sterbegebete. Die Marlys weinte überlaut, der Bauer stöhnte ohne Unterlaß, er, der riesig gebaute Mann, zitterte am ganzen Leibe und stammelte die Gebete sinnlos nach und starrte nur immer nach seiner Frau hin, an welcher die Marlys und ich alle Wiederbelebungsversuche verschwendeten. Von Zeit zu Zeit ging er ans Fenster hin, schaute das Gäßlein hinab und ächzte: Der Doktor — will denn der Doktor immer noch nicht kommen?

Der Pfarrer begann schließlich noch die Armenseelenlitanei zu beten, das Vreni winkte dem Bauer und flüsterte: Nun ist er da, der Doktor, zu Fuß, hier draußen in der Stube . . .

Ach nein, es war ja nicht der Doktor, sondern blos der Prokurator Scheerlein aus der Stadt. Der Prokurator Scheerlein wischte sich den Schweiß vom kahlen Haupte, reinigte mit dem seidenen Taschentuch sorgfältig die bestaubte Brille, räusperte sich und sprach: So, Herr Statthalter, nun wären wir da, um Euere und Euerer Ehefrau letzte Willensäußerung betreffend die Enterbung Eueres ältesten Sohnes aktenmäßig auszufertigen. Zwar ist das Testament, wie Ihr mir's befohlen, bereits zu Papier gebracht, förmlich und recht, und bedarf daher zu seiner unanfechtbaren Gültigkeit blos noch Euerer und Euerer Ehefrau, durch Zeugen zu beglaubigende Unterschrift.

Der Bauer fuhr sich mit der breiten, schwieligen Hand über die tiefgefurchte Stirn und stotterte verlegen: Jetzt nicht, heut' nicht . . . ein ander' Mal! . . . Und mit dem Kopfe nach der Nebenstube deutend, fügte er mit kläglicher Stimme hinzu: Sie ist krank geworden, arg krank — ach Gott!

Endlich ein Fuhrwerk — das war nun doch der Doktor. Rasch stieg derselbe vom Wagen herunter und begab sich gleich in die Nebenstube zu der Kranken. — Der Schlag! erklärte er und ließ ihr zu Ader — die höchste Zeit, das Blut floß so dick und träge! Und nach einer Weile, als sich bei der Kranken der Atem wieder einstellte, tiefer und tiefer und sie die Augen aufschlug zu einem matten, unstäten Blick, da entrang sich unser aller Herzen und Lippen ein freudiges: Gerettet — Gottlob!

Gerettet! wiederholte auch der Doktor, fügte jedoch bedächtig bei: Gerettet für einstweilen. Wenn nur alles wieder gut wird!

Und als er die Kranke fragte mit lauter Stimme: Kennet Ihr mich, Frau Zelghöferin — den Doktor Louis

von Aarwangen? da schaute sie ihn groß an, nickte kaum merklich mit dem Haupte, um gleich wieder müde die Augen zu schließen.

Es war nach Mitternacht, als sich der Bauer endlich bewegen ließ, von der Kranken weg zur Ruhe, in die Hinterstube sich zu begeben.

Und ich schloß hurtig und so geräuschlos als möglich die Hausthüre auf und rief: Bßt! Und eine hohe Männergestalt huschte an mir vorbei ins Haus hinein, durchschritt, leise auftretend, die Wohnstube und trat in die matterleuchtete Nebenstube und warf sich vor der Kranken auf die Kniee nieder und bedeckte ihre Hand mit seinen Küssen und Thränen und flüsterte: Mutter! Liebe Mutter!

Und sie wollte sich aufrichten im Bette und brachte es nicht zu stande; sie wollte sprechen und vermochte kein Wort von sich zu geben — ein unverständliches Lallen nur, ein mühsames Bewegen mit der Hand, mit welcher sie ihm, ihrem Franzi, über die Wange fuhr.

Die Marlys und ich hatten große Mühe, den Burschen wieder fort zu bringen, fürchtend, die Gemütsbewegung könnte der Kranken Schaden bringen oder es möchte der Bauer aufwachen und den unliebsamen, nächtlichen Gast überraschen.

Die Bäuerin genas, genas sehr langsam. Und die eine, linke Körperseite blieb ihr gelähmt und die Sprache kehrte nur sehr mangelhaft zurück, so daß es einem arg bemitleiden konnte, sie zu sehen und zu hören.

Daß unter diesen häuslichen Verhältnissen die „Werke" — Heu- und Getreideernte — bei des Höfers nur langsam von statten gingen, läßt sich wohl begreifen.

Der Bauer hatte sich zwar so weit herabgelassen, den Thys um sein neues Einstehen ersuchen zu lassen und dieser

sagte bereitwilligst zu und gab sich die redlichste Mühe, um die große Arbeit zu fördern und thunlichst zu Ende zu führen, durch Befehl und eigenes gutes Beispiel. Der Höfer selbst kam nur selten auf's Feld, etwa des Nachmittags, beim Einfahren. Die meiste übrige Zeit über saß er am Bette seiner Frau, wehrte den Fliegen, murmelte Gebete und starrte gedankenvoll vor sich hin.

Und obwohl kein zärtlich Wörtlein über seine Lippen kam, so wußte ich's nun doch: Er liebte seine Frau mit starker Liebe! Blos vermochte er dieselbe nicht zu äußern oder aber er that es auf seine eigene, knurrige Weise: Ist Dir wohler, Lisebeth? Wird schon besser gehen, Lisebeth, hm! hm!

Auch schien er selbst, die kurze Zeit über, um viele Jahre gealtert zu haben.

Als ihn die Marlys gemahnte: Soll man's dem Lir nicht auch vermelden wegen der Mutter, dem Anfall? Da antwortete er nach einigem Besinnen: Ja, die Martha soll ihm schreiben. Er soll für seine Mutter beten. Zu kommen, mitten aus dem Schuljahr, braucht er nicht, da es ihr ja wieder besser geht. Ich will's nicht haben, daß er kommt!

Er wollte es nicht haben — ich dachte an dies und das, auch an unsere Liesel . . .

Bei dem Anlasse nahm ich mir ein Herz und warf die Frage ein: Und Euer Franz —?

Da schüttelte der Bauer höchst unwillig den Kopf und ging schweren Schrittes hinaus in die Scheunen.

Noch ziemlich gnädig abgelaufen! bemerkte ich lächelnd.

Ja, Du bist eine Herzhafte! meinte die Marlys. Ich selbst hätte das Wort nicht gewagt, um eine Handvoll Golddublonen nicht!

Es bleibt mir nachzutragen, daß der Franz bei seinem Schwiegervater eingezogen war und nun dort als erfahrener Landwirt schaltete und waltete. Ja, es gewann den Anschein, als ob ihm der Krämer diesen Teil seines Gewerbes vollständig abgetreten habe.

Eines Tages, als wir auf dem Lückenacker Garben banden, da traf es sich, daß der Franz mit seiner Schnitterschar dicht an uns vorbei mußte. Und allen ward dabei so seltsam zu Mute und offenbar ihm auch. Der unverwüstliche Thys jedoch jauchzte ihm schon von weitem entgegen und schwang seinen Hut und rief: Heda, Franz, hiezu!

Und ich sah's, der junge Ehemann konnte schier nicht vorüber kommen.

Am Abend desselben Tages kam der Ölerhänsel zu Höfers auf Besuch, d. h. er setzte sich auf die Hausbank, erwartend die weitere Einladung, die an ihn ergehen werde. Allein niemand schien sich um ihn sonderlich zu kümmern, nicht einmal der Bauer, der sich den Abend nicht mehr sehen ließ. Einzig der übermütige Roßknecht machte sich zu ihm heran auf die Bank, um ihn zu hänseln, sowie der alte „Bäri“, um ihm den dicken Pelz zum Krauen hinzuhalten . . . Doch ja, jetzt kam die Marlys, die Flasche in der Hand, an ihm vorbei, um beim Hofbrunnen frisches Wasser zu holen. Rasch erhob sich der Hänsel, erfaßte sie bei der Schürze und flüsterte, das Gesicht zu einer verliebten Grimasse verzerrend: Nun, mein Schatz, wie steht es denn mit dem Hochzeitmachen, wie steht's?

Die Marlys jedoch fertigte ihn grob ab. Davon, von solchen Narreteien, sollteſt jetzt, da meine Mutter so arg krank ist, schon gar nicht das Wort schwatzen! So sagte sie, machte sich unwillig los und verschwand wieder ins Haus hinein. Der

Hänsel, dem es endlich doch zu einsam vorkam auf der einsamen Hausbank — denn auch der Roßknecht und der „Bäri" hatten sich von ihm losgesagt — machte sich ebenfalls von dannen und zwar mit dem tröstlichen Vorsatz im Herzen, wiederzukommen, wann mal bessere Witterung herrsche in des Höfers Haus, im Hause seiner Liebsten.

* *
*

In dem Maße, wie sich die Bäuerin von ihrer Krankheit erholte, gelangte auch das angeborene oder anerzogene Temperament ihres Gatten wieder zu seiner natürlichen Geltung, erwachten seine, eine zeitlang unterdrückten persönlichen Gefühle zu erneutem Ausdrucke. Er beschäftigte sich wieder mehr und mehr mit seinem mißratenen Sohn Franz, der Zorn über die Unbilden, die dieser ihm zugefügt, gewann wieder die volle Oberhand.

Und da war gar manches, das diesem seinem Zorn immer neue Nahrung verlieh. Erstens der Umstand, daß er, der Franz, bei seinem Schwiegervater sich eingehaus't, dort „bauerte" mit großem Fleiß und Geschick, wie die Leute meldeten.

Hätt' er einen Funken Verstand im Leib', brummte der Zelghöfer zu seiner Frau gewendet, er könnt' so was nicht thun, mir zu Leid', ja extra mir zu Leid'!

Du hast es ja ge—ge—

Was hab' ich? Sprich!

Ge—wollt . . . Fort—ge—jagt —

Nein! brauste er auf, er hat sich selbst fortgejagt aus unserem Haus', durch sein Geschlepp', durch seine Heirat mit dem Meitschi, wenn man's übrigens noch eine Heirat nennen darf, die erzwungene Sach', wider der Eltern Willen . . .

Allein die Teufelei hat er sich in den Kopf gefaßt, nur weil er wußte, wie sehr wir Alten uns feind waren, erzfeind. Hätt' er mir noch einen schlimmeren Streich und größeren Ärger anher zu machen gewußt — gewiß hätt' er's gethan, hol's der Kuckuck!

Ging etwas schief in Haus und Scheune, auf dem Feld oder im Wald, beim Karren und Fahren — und schief ging es seit einiger Zeit fast immer — da richtete sich des Alten Zorn in erster Linie natürlich gegen die ungeschickten oder fahrlässigen Dienstboten. Gleich aber kam es ihm wieder in den Sinn: Daran ist eigentlich doch niemand Schuld, als er, der Franz! Der thut scheint's groß mit des Krämers zwei Ackergäulen und paar Öchslein; und mich, den alten, gliedsüchtigen Mann, hat er elend vor den Kopf gestoßen, Hof und Heim im Stich gelassen mit Fleiß, zum Gespött' von allen Leuten!

Ätti, meinte die Marlys, Ihr brauchtet ihm ja vielleicht nur einen Wink zu thun —

Nein, nein! Er soll mir nicht mehr über die Schwelle kommen, so hab' ich's geschworen; mit seinem Krämermeitschi schon gar nicht — red' mir kein Wort mehr davon! . . . Aber fühlen soll er mir's und bitter büßen, was er mir angethan! Sobald der Mutter Arm wieder stark genug ist zum Unterschreiben . . .

Es kamen die Kapitalschuldner, um ihre Zinslein zu entrichten. Da, in der Lade, lag der Gültrodel, vom Franz ordentlich eingerichtet mit Schrift und Zahlen. Doch was verstand der Bauer davon? Und die Bäuerlein wollten ihre Quittungen haben — wiederum einer der unnützen neumodischen Gebräuche, von denen man früher nichts wußte und dennoch gut auskam mit Hülfe des Gedächtnisses oder der paar

Kreidestriche an die Wandlade. Und da auch die Marlys den modernen Anforderungen nicht gerecht zu werden vermochte, so mußte wohl ich in die Lücke treten, vorausgesetzt, daß ich just bei der Hand war.

In allen diesen Fällen ermangelte jedoch der Bauer nicht, grollend seines Sohnes zu gedenken, der ihn so herzlos und schmählich angeführt.

Vernahm er, daß der Franz seine, des Zelghöfers Leute freundlich grüßte, so galt es bei ihm als ausgemacht, daß dies nur geschehe, um ihn zu ärgern. Unterließ der Franz die Höflichkeit, da ihm, auf des Alten Geheiß, kein Gegengruß mehr geboten werden durfte, so war es der grüne Hochmut, der dem Ungeratenen zu Kopfe gestiegen.

Allein, den Hochmut will ich ihm schon dämpfen! polterte der Bauer. Von meinem, von unserem Gut soll er nicht den Heller kriegen. Dann mag ihm das Krämerlein seine Sach' geben — er wird nicht allzu schwer daran tragen, der Bub'! . . . Wann glaubst, Lisebeth, daß ich den Prok'rater herbescheiden soll?

Ach — lass' es — doch blei —

Nein, ich lass' es nicht bleiben, der Bub' soll wissen, was er gethan! Mich so zu kränken und zu höhnen, mich und Dich!

Wernet — ich hab' — ich hab' ihm ja — —

Was hast Du?

Ver—zieh—en!

So, Du hast ihm verziehen? Aber ich nicht! Ich will auch nicht haben, daß Du es thust!

Ach — Wernet — der liebe — Gott —

Ja, da kommst Du mir eben recht mit dem lieben Gott! Eben der lieb' Gott hat's anbefohlen: Ehre Vater und Mut-

ter! . . . Hat er das gethan, der Jung'? Den Teufel hat er, uns Spott und Schimpf und Leid angethan hat er! Und er soll's mir auch büßen, wie's ebenfalls irgendwo steht im Evangelium, er soll mir's büßen, andern zum Exempel . . . Flenne nicht, Lisebeth, ich mag das nicht leiden . . . Ich will nicht sagen, wenn er's eingesehen hätt' zur Zeit, sein Unrecht, und heimgekommen wär', wie der Sohn im Evangelium: Vater, ich habe gesündigt wider Dich — ich glaub', ich hätt' ihm verzeihen und ihn wieder annehmen können, ja ich hätt's gethan, thät's heut' noch, unter der einen Bedingung: Das Geschöpflein, dem Krämer seins, lässest Du draußen, das kann seine Wege gehen! . . . Aber nein, hiezu ist der Bursch' viel zu unchristlich, hochmütig, viel zu brutal, der Fränzel!

So suchte er seinen Zorn wach zu halten und zu härten; so suchte er sein Gewissen zu betäuben, das ihm immer und immer wieder zurief: Du Thor! Du bist es ja selbst, der Dir den Sohn entfremdet mit wilder Gewalt! . . . So polterte er, um die Liebe zu seinem Kinde zu ertöten, die, mochte geschehen sein was da wollte, immer noch in seines Herzens Grund schlummerte, aus diesem nicht zu tilgen war.

Und er förschelte nach, ganz wider seine Gewohnheit: Was sagt der Krämer über die Geschichte? Was sagt sein Eidam? Die werden sich lustig machen über uns, über mich?

Allein kein Wörtlein war zu vernehmen. Doch war da offenbar die Falschheit der Leute Schuld, die allesamt zu dem Franz hielten, zu dem listigen Krämerlein und, wer weiß um welchen Preis, alles verhehlten!

Seine Knechte hatten aus Unachtsamkeit beim Mähen bedeutend über die Marklinie gehauen; das war auf dem

Glockenbyfang geschehen, der Geschädigte jedoch war niemand anders als der Krämer. Der Zelghöfer war fürchterlich aufgebracht, that wild. O das ist nun ein gefundenes Fressen für den Prozeßkrämer! rief er. Ei, wie wird sich der die Händ' reiben und mir auf den Leib steigen, mich anmalen vor Gericht . . . Ich wollte lieber, die beste Kuh im Stall wär' mir krepiert!

Doch erwies sich die Befürchtung als eine völlig unbegründete. Der Krämer that, als habe er den Schaden nicht einmal wahrgenommen.

O der Duckmäuser! rief der Bauer grimmig. Thut, als ob er mir's schenken wolle . . . Allein, ich lass' mir nichts schenken, von dem da schon gar nicht, ich — ich —

Er wußte selbst nicht mehr, was er gegen den Verhaßten beginnen sollte in seinem Zorn, in seiner Ohnmacht.

Das Beste und Wirksamste war und blieb halt doch immer: den Bub' enterben! Dann wird er schon aufschreien, der Alt', dachte er. Also den Prok'rater nochmals herbei! Am Verenamarkt fahr' ich in die Stadt, ich bestell' den Mann auf Mariä Himmelfahrtstag, sie, die Lisebeth, braucht es nicht zuvor zu wissen. Ist einmal alles bereit, wird sie sich schon auch dreinfügen und zu Willen sein.

* *
*

Am Verenamarkt fuhr der Bauer in die Stadt, zum Prokurator Scheerlein. Auch meine Mutter fuhr mit, um, wie ihr von der Pfarrfräule angeraten worden war, den Doktor Nüßlein in Sachen ihrer Harthörigkeit zu konsultieren, sodann auch — und das war wohl der Hauptbeweggrund — um ihre arme, geliebte Tochter Liesel wieder einmal zu sehen. Der

Bauer versprach, für die Unbehülfliche und Unerfahrene in allen Teilen sorgen zu wollen.

Früh abends langten beide wohlbehalten wieder zu Hause an. Meine gute Mutter war hinlänglich getröstet, denn ihre Liesel befand sich ausnehmend wohl. Die Madame hatte sie zu ihrer Kammerjungfer gemacht und beide seien mit einander vortrefflich zufrieden und das Mädchen, so berichtete meine Mutter nicht ohne einigen Stolz, sehe hübscher aus denn je.

Der Bauer aber, als er in seine Stube trat, war nicht wenig überrascht, seinen Sohn Lix vor sich zu sehen.

Du da?

Ja, Vater, mit dem Professor Pater Gaß. Kommen von Maria Einsiedeln. Und der Herr Professor wollte den Anlaß zu einem kleinen Abstecher benutzen, um seinem Studienfreund, unserem Herrn Pfarrer, einen Besuch abzustatten. Morgen Mittags werden wir wieder verreisen.

Ach — schon! rief die Mutter betrübt. Sie war so erfreut, so glücklich, ihren Sohn wieder zu sehen, den armen, sanftmütigen Lix. Wie groß er geworden war, aber auch wie schlank, mager und bleich! Und schaute so demütig, ernsthaft und fromm drein, schier scheu, in seiner Tonsur . . . Und sie nahm ihn bei der feinen, weißen Hand und kosete sie und spielte mit dem losen, goldenen Ringlein und sah von ihrem Pfühle zu ihm auf mit dem Blick der Mutterliebe, der Mutterzärtlichkeit, konnte ihn nicht genug anlugen.

Wann wirst Du ein—ein—ge —

Eingekleidet? Am Allerheiligenfest schon, liebe Mutter, so Gott will, antwortete er, fromm den Blick senkend.

Alle Vorbereitungen waren getroffen worden, um ein möglichst gutes Abendessen bereit zu halten für den Lix, sowie

auch für den Herrn Pater, der höflichst eingeladen worden war und halb und halb seine Zusage erteilt hatte. Der Thys, der es mitangehört, sagte zu der Bäuerin, als der Pater sich entfernt hatte: Falls der Herr Kuttenmann die Mahlzeit verschmähen sollte — thut mir nur Bescheid, ich werde nicht nein sagen, könnt' drauf zählen! Und so eine Flasche zwei, drei, kann ich nötigenfalls auch versorgen und sing' Euch noch den Pumpernickel und das Kesselflickerlied mit all' den Dutzend Strophen, ohne eine einzige auszulassen — wie hoch gilt die Wette, Mutter?

Doch der Herr Pater kam schon, es kam sogar auch der würdige Pfarrherr, zur richtigen Stunde. Und sie fanden den Schinken gar nicht schlecht, den Braten vortrefflich, die Eierküchlein sehr delikat, ebenso die gefüllte Ente; und erwiesen dem Wein alle Ehre, so daß ich, als Aufwärterin, mir heimlich dachte: Ob es der Thys mit den „Hochwürden" wirklich hätte aufnehmen können? Ich zweifle sehr . . . Sie ließen nicht nach, auch die Bäuerin wurde in ihrem Rollstuhle an den Tisch gerückt, mußte mitessen und trinken; schier über Bedürfnis und Willen.

Und lange noch, als die fremden Gäste fort waren und der Papa Zelghöfer in ziemlich angesäuseltem Zustande sich schlafen gelegt hatte, lauschte die Bäuerin den Erzählungen ihres Sohnes, vernahm die Offenbarungen seines nun vom Wein erschlossenen Herzens, sein Wünschen, Hoffen und Klagen, fühlte sogar seine Thränen auf ihre Hand träufeln . . .

Und waren es auch nur lose Trostesworte, welche sie zu stammeln vermochte, seinem gequälten Herzen bekamen sie gleichwohl wie köstlicher, lindernder Balsam.

Dann bedeutete sie nach einer Weile: Der — Franz —

Ach ja, der arme Bruder Franz: rief der Lir lebhaft. Wie geht es ihm, Mutter? Ich wußte von der Geschichte so gar nichts, bis der Brief kam von ihm, dem Franz, worin er mich zur Hochzeit lud. Erst diesen Abend sagte es mir die Schwester Marlys, wie sehr sie uneins geworden, schier heillos uneinig, Vater und Bruder . . . Kommt er oft zu Dir, Mutter, der Franz?

Sie schüttelte langsam und wehmütig den Kopf: Darf — nit!

Traurig, ach, wie traurig! seufzte der Lir. Dann sagte er entschlossen: Allein ich werd' ihn sehen, ihn besuchen gehen, Morgens in aller Frühe!

Sie nickte freudig und drückte ihm dankbar die Hand. Und — grüß—en von — mir! stammelte sie.

Dann kam die Marlys von der Küche her, um den Bruder Novize schlafen zu führen, denn Mitternacht war vorüber. Sie half auch der Mutter zu Bette, rückte ihr die Kissen zurecht, versorgte sie mit warmen Decken. Die Mutter selbst war heute Nacht so wehmütig gestimmt; sie reichte ihrer Tochter zum zweiten Male die Hand und stammelte: Dank — Kind! Und schaute sorglich nach ihrem Manne hin, ob er doch gut ruhe und schlafe.

Sie selbst schlief bis in den hellen Morgen hinein. Das kam wohl von dem langen Nachtwachen, von dem Glase Rotwein, dem wärmenden Thee. Man gönnte ihr, der Ärmsten, den Schlaf so gut, daß der rote Kuhknecht, als er die Milch in die Küche brachte und so grob-lärmend auftrat, vom Vreni leise ausgescholten wurde, und als alles nichts half, von derselben Schönen gar noch eine klatschende Maulschelle bekam — wir andern Mädchen konnten nicht anders, als in ein

schadenfrohes, schallendes Gelächter auszubrechen, so komisch war das anzusehen, der Rote in seiner Verblüffung!

Und eine Weile darauf — welche Bestürzung, welch' ein Weinen und Wehklagen im ganzen Hause, ein Rennen und Jagen ein und aus.

Und wieder kam der Doktor angefahren und schlug der Bäuerin die Ader — zu spät! Kein Blut wollte rinnen, kein Pulsschlag, kein Atemzug sich regen, so sehr man auch lauschte.

Der Engel des Todes war gekommen über Nacht, während des Schlafes, und hatte die Gute auf die Stirne geküßt und ihre Seele mitgenommen in ein besseres, friedseligeres Reich, wo sie kein Prokurator Scheerlein mit seiner Testimoniumsakte mehr quälen sollte.

So ganz unbeschäftigt sollte der Doktor Louis doch nicht abkommen. Es war nun der Zelghöfer selbst, der sich zu Bette legte; der Schreck und der Schmerz hatten ihn übermannt.

Ich selbst bekam das traurige Amt, des Kranken die Tage über zu warten, seine Seufzer zu vernehmen, das klagende Gestöhn; während in der Großstube nebenan die Leichenwache gehalten wurde unter lautem Abbeten zahlloser, frommer Rosenkränze.

Am Begräbnismorgen, beim ersten Zeichenläuten, frug der Bauer plötzlich: Ist er auch da?

Die Frage erschreckte mich schier, denn es waren die einzigen Worte, die während der zwei Tage über seine Lippen kamen. Doch gleich gefaßt gab ich zur Antwort: Ja, Meister, der Franz ist da! Draußen in der Stube kniet er neben dem Sarg . . . Worauf er eine Weile sinnend zu der Zimmerdecke hinaufstarrte, um dann die Augen zu schließen und murmelnd und mit über der Decke gefalteten Händen in das laute Gebet

der zahlreichen Leidleute einzustimmen, wobei die Thränen ihm unablässig über die faltenreichen Wangen herabrollten.

Zahlreich, schier zahllos war die Menge der Leidgäste. Und fast mußte ich dem Vreni Recht geben, welches meinte: Ach, solch' reicher, fürnehmer Leute Freundschaft reicht schier bis an's Ende der Welt! Während, als meine arme Mutter starb, ganz nahe Verwandte uns verleugneten und der Begräbnis fern blieben; war sie doch nur des Maurerandresen Frau und stand kein großer Leichenschmaus zu erwarten.

Ja, dieser Leichenschmaus bei des Zelghöfers! Die Last Braten und Schinken, die Berge duftiger Küchlein, die da aufgezehrt, die Menge Weines, gemeinen und edeln, so da hinter die Binde gegossen wurde, bis die Leute in ihrem Dusel kaum mehr wußten, war's ein Begräbnis oder ein Hochzeitsschmaus, dem sie beiwohnten, so laut gedieh das Lachen und Scherzen, der Krakehl. Verstieg sich die Gemütlichkeit sogar so weit, daß der Heinifried den Weibsleuten seine Tabaksdose herumbot mit den Worten: Wollen eine Prise nehmen, da doch das Karessieren so schlecht geht, hahaha! — Zu guter Letzt wollte gar noch Streit ausbrechen über die Berechtigung zum Burgernutzen — ach, die gute, arme Bäuerin, wenn sie das hätte mit ansehen und anhören müssen! Doch die war im Himmel, denn eine frömmere, bessere Seele hatte kaum je das Irdische gesegnet.

Auch unsere Liesel war nach Hause gekommen und hatte an dem Leichenbegängnis Teil genommen; denn die Verstorbene war ja ihre liebe, freigebige Taufpatin gewesen.

Wie schön und vornehm sie aussah, meine Schwester, in dem langen Trauergewande! Sie war ihres Dienstes so sehr zufrieden und gedachte so bald nicht mehr nach Hause zurück-

zukehren, falls die Eltern ihr hiezu die Erlaubnis gäben. Sie legte auch ihre Ersparnisse, ein Röllchen Brabänterthaler, auf den Tisch. Und doch wollte sich mein Ätti lange nicht aussprechen wegen des Verbleibens in der Stadt, so mißtrauisch und vorsichtig war er geworden.

* *
*

Und nun? frug eines Tages der Ölerhänsel. Er hatte der Marlys, als sie aus der Messe kam, den Weg vertreten. — Und nun? frug er nochmals.

Was, nun?

Wegen dem Versprechen, dem Heiraten? . . . Länger kann's so nicht mehr gehen. Auch die Küngel (Kunigunde) hab' ich fortschicken müssen, so sehr geudete sie mit der Milch, den Rüben und der Butter — ein Vierling*) Butter that's ihr nicht, ein ganzer Vierling für die Woche! Und die Haufen Kartoffeln, die sie verbraucht —

So koch' doch selbst! fiel ihm die Marlys unwillig ins Wort.

Das thu' ich auch! . . . Nun aber geuden mir die Knechte in der Scheune mit dem Futter, bestehlen mich in der Öle (Ölmühle) . . . Wie gesagt: Ich kann nicht länger warten!

So lauf' fort!

Sei doch vernünftig, Marlys!

Nein, sei Du vernünftig! rief sie, in Zornesthränen ausbrechend. Meine arme Mutter kaum kalt, der Ätti krank —

Der geht ja wieder aus, hab' ihn gestern vor dem Imbhaus**) hocken sehen —

---

*) Viertelpfund.
**) Bienenhaus.

Und wenn auch? Hast Du nicht gesehen, wie bleich, wie eingefallen? Darf ich ihn im Stich lassen, so plötzlich unter solchen Umständen? Hast auch noch Verstand, Hänsel?

Du kannst ja heim gehen, so dann und wann, um nachzuschauen.

Nein, nein! daraus wird nichts! Du hast mein Versprechen, Hänsel, meinem Ätti sein's — es war eine Schand' von Dir, es anzunehmen . . . Daran mußt Du Dir's vorläufig genügen lassen, denn wann ich heiraten werde, das ist meine Sache, will Dir's dann zu wissen thun, vielleicht wann mein Ätti tot ist, in vielen, vielen Jahren. Nun, schweig, ich will kein Wort mehr hören, wenigstens diese Leidzeit über nicht!

Und zu Hause angelangt, in ihrem Kämmerlein, barg sie den Kopf in das Bettkissen und weinte bitterlich und rief: Ach, läg' ich doch auch in der Mutter Grab, klaftertief unter der Erd'!

Ich versuchte sie zu trösten: Auf den schnöden Bescheid hin wird er Dich aufgeben, Marlys, sicherlich!

O glaub' das nicht, Martha! Der ist viel zu viehdumm und zu feig' und zu zudringlich, als daß er je einen solch' christlichen Entschluß fassen könnt' . . . Ja, wär' mein Ätti nicht, ich wüßt' schon was ich thät': Davonlaufen, fort, so weit mich die Füß' tragen!

Ach, wie froh war ich, wieder in die Schulstube treten und meines von meinem Ätti anvertrauten und von der Gemeinde gebilligten Amtes warten zu können! Denn es war bei des Höfers drüben ein gar einsam trauriges Werken gewesen diesen Sommer über. Deshalb sagte ich zu meinem Ätti: Wohl muß es wahr sein, wie das Sprüchlein lautet: Ein Kreuzlein hängt in jedem Haus, und find't man kein's,

so macht man ein's . . . Da drüben bei des Nachbaren herrscht ein Reichtum, kaum zu erfassen. Und dabei so herzwenig Freud' — Ihr, Ätti, würdet wohl nicht mit dem Höfer, ich nicht mit der Marlys tauschen, müßt' ich alles mit in den Kauf nehmen!

Magst wohl Recht haben! meinte der Ätti mit Nachdruck.

* * *

Die Vorfälle in des Zelghöfers Haus bildeten noch eine Zeitlang, in Ermangelung anderer Neuigkeiten, den einzigen Stoff, an welchem der Dorfklatsch zehrte. Bis ein Ereignis eintrat, welches jenem eine neue Richtung bot.

Waren nämlich eines Sonntag Abends fremde Kiltbuben ins Dorf gekommen. Zwei derselben, Höngger Bauernsöhne, saßen bei des Winkeldursen Töchter und thaten ordentlich groß mit Wein und selbstgefälligen Redensarten. Zwei andere, mindere, aus dem Oberthale, befanden sich in des Sigristen Haus und lachten so laut und haselierten, als befände man sich bereits in der Fasnacht und nicht erst in den Adventwochen. Die Dorfburschen rotteten sich zusammen und frugen sich: Sollen wir's dulden? — Rasch ist die Jugend im Entschließen, gleich hieß es wie aus einem Munde: Nein, diese Fremden sollen uns nicht fuchsen, wollen ihnen das Frech- und Großthun verleiden! Und sie spuckten in die Hände, denn der Mut war groß, bei einigen auch groß die Eifersucht.

Was waren die vier Fremdlinge gegen die ganze, große, ortskundige Burschenschaft? Was nützte es den Hönggern, daß sie sich wehrten mit dem Mute der Verzweiflung, daß der Winkeldurs sein Hausrecht verteidigte, daß selbst seine Töchter die „Kunkelstecken" hervorholten und damit auf die Köpfe der

Eindringlinge losschlagend, ihren „Schätzen“ kräftig beistanden im ungleichen Kampfe? Es bewirkte dies bloß, daß die Dorfbuben nur um so gereizter wurden und weit gewaltthätiger vorgingen, als beabsichtigt gewesen, so daß die Höngger nebst dem Hinauswerfen sich auch noch eine harte Tracht Prügel gefallen lassen mußten und sie kaum mehr den Heimweg anzutreten vermochten. Weit leichteres Spiel fanden die Dorfbuben bei des Sigristen: Diese Oberthaler waren nur groß im Singen und Krakehlen, als es aber galt, ihren Mann zu stellen, verkrochen sie sich unter den Tisch und thaten feige Abbitte; und mußten gleichwohl springen, zwar nicht über die Klinge, wohl aber über den Stock.

Darauf hieß es, selbigen Kiltabend: Einer ist bei der Schleiferin, auf unehrbare Weise, ohne Licht — der Entlebucher Mahlknecht aus der Schälismühle . . . drauf! An den Karren mit ihm!

Und sie zerrten den Roten zum Hause heraus, unter der Schleiferin Bett herfür. Sie schleppten auch das Weibsbild heraus im bloßen Schlafgewand, setzten es auf den bereitgehaltenen Handkarren und zwangen ihren Anbeter an die Deichsel, zwangen ihn zum Ziehen. So ging der Zug unter Peitschenknall und furchtbarem Halloh Dorf auf und ab und auch auf den Bühl; und bei jedem Brunnen wurde Halt gemacht und der arme Sünder zur Tränke geführt, Beide mit kaltem Wasser begossen, daß sie troffen und mit den Zähnen klapperten; dann zurück zu dem Hause der Schleiferin, allwo der Karren mit samt der Insassin sanft um und auf den Kehrichthaufen geworfen, dem furchtbar abgehetzten Liebhaber aber noch eine tüchtige Tracht Prügel mit auf den Heimweg gegeben wurde, nebst der Einladung, doch ja recht bald wieder

zu kommen . . . Und die Burschen schütteten sich schier aus vor Lachen.

Und jedermann, zumal die Hausväter und Mütter, lobten die „Knaben", daß sie Zucht und Ehrbarkeit aufrecht hielten im Dorfe nach altem, währschaftem Gebrauch.

Der Schälismüller dagegen fand, es sei seinem Knechte doch ein bischen zu viel geschehen. Denn dieser liege vom hitzigen Fieber geplagt und furchtbar entstellten Angesichts auf dem Schmerzenslager und wimmere und stöhne, als sei es Mathä am letzten; auch der Doktor mache eine gar bedenkliche Miene.

Desgleichen hatten die Höngger „Buben" beim Gericht Klage eingelegt, der eine, weil er zu den vielen, zolltiefen Beulen, die er bekommen, bei dem Handel seine Taschenuhr, der andere, weil er ein Auge eingebüßt. Die Sackuhr fand sich wieder in des Winkeldursen Baumgarten, an der Stelle, wo man sich zum Abschied am heftigsten gerauft, das verlorene Auge jedoch war dem Betroffenen nicht wieder zu erstatten. Weshalb das Amtsgericht den Spruch that, den damals und in solchen Fällen üblichen: Erstens Schadenersatz an die Mißhandelten und solidarische Tragung der Kosten seitens aller Mitschuldigen; des fernern hätten die neunzehn Angeklagten es unter sich auszumachen, sei es durch das Los oder aber durch gemeinsame Aufbringung der erforderlichen Ersatzgelder, zwei Mann unter die „Achtzehntausende" zu stellen.

Das war für den „Spaß" ein gar scharfer Tabak! Denn die „Achtzehntausende", das waren ja die Hilfstruppen, welche die Schweiz dem Bonaparte zu stellen und stetsfort zu ergänzen hatte — Kanonenfutter, das reinste Kanonenfutter! Denn von Hunderten der tapfern Alpensöhne, welche gezwungen

oder gedungen dem Fluge des französischen Adlers folgten, kehrte kaum einer mehr lebend oder heil zu den Seinen zurück.

Man kann sich daher das Aufsehen, das die Nachricht über diesen Richterspruch im Dorfe verursachte, wohl denken, ebenso den Schrecken unter den Burschen. Es waren reiche Muttersöhne sowohl wie arme Taglöhnerbuben, welche sich von dem verhängnisvollen Lose bedroht fühlten, und keiner war's, dem es nicht arg graute vor dem Bonaparte, vor dem Tot-geschossenwerden.

In des Untervogts Haus, in der Hinterstube, kamen sie zusammen, um den schwierigen Kasus zu beraten; alle ließen den Kopf tief hängen . . . Endlich wurde beschlossen, wie es in ähnlichen Fällen anderwärts auch zu geschehen pflegte, das Geld zusammen zu schießen, ein jeglicher nach seinem Vermögen, um damit zwei Einstehmänner zu dingen.

Einem kam es dabei in den Sinn — ich meine es war der witzige Bürschtleschneider —: War nicht der Ölerhänsel auch mit dabei, bei der Fahrt mit dem Roten?

Und alle lachten, trotz der sehr ernsten Sache, hell auf und riefen: Ja, ja! der Hänsel war auch dabei! Es soll ihn einer holen gehen — Du, Sigristchristen! Das muß ein Hauptspaß werden!

Und der Hänsel kam; und er hatte sich gut ausreden, er sei selbigen Abend zum Würzentoni gegangen, um sich ein „Trank" für die Bleßkuh zu holen und bloß per Zufall zu der Geschicht' gekommen, erst auf der Kreuzgasse; da sei er wirklich eine Strecke weit und zwar in den Schlappschuhen mitgelaufen, bloß so nebenher, weil ihm das Ding so viel Spaß gemacht, die Jagd bei Mondschein, das Tränken und Begießen der beiden Leutchen; dabei habe er aber nicht die

Hand angelegt, nicht den Finger gerührt beim ganzen Spiel, er dürfe es schwören auf Ehr' und Seligkeit, wie er überhaupt noch niemandem thätlich Übels gethan, nicht mit einem „Kläpf=lein“, und sein Lebtag, die fünfunddreißig Jahre über, sowohl vor als nach der Mutter Tod, kaum einmal zur Nachtszeit auf der Gass' gesehen worden sei bei den Burschen; auch sei er in jener Nacht beizeiten nach Haus gegangen und habe bis zum Morgen im Stall geweilt bei der euterkranken Kuh — was half's? Was half all' sein ferneres Ausreden, die Berufung auf seinen frommen Lebenswandel, auf das Zeugnis seines alten tauben Knechtes Nazi? Was halfen die dicken Schweißtropfen, die ihm von der Stirne rannen? Einstimmig gaben die Burschen ihre Meinung und ihr Urteil ab: Hänsel, Du warst mit dabei — Nummer eins! Hänsel, Du hast ebenfalls: „Hutah!“ und „Hooruus!“*) gerufen, lauter als keiner von uns allen, und Deine große Gugelfuhr gehabt mit dem Roten, der nun (— sie nahmen es mit der Wahrheit nicht eben genau! —) heut' oder morgen den Geist aufgeben wird — Nummer zwei! Und Nummer drei: Du wirst wohl auch mitgeschlagen haben, vielleicht gar noch am allerhärtesten, wer weiß! Wenigstens will es keiner von uns gethan haben . . .

Sie redeten so lange, ernsthaft und bedrohlich auf ihn ein, daß ihm die Ohren sausten und das Verstandsrädlein stillzu=stehen drohte; und bis er es am Ende selbst auch glaubte, es könnte so hergegangen sein und er die furchtbaren Schläge gethan haben „im Vergeß“ . . . und schließlich froh war, mit dem Opfer von zehn Dublonen, schuldscheinlich verpflichtet, los zu werden aller Angst und aller Gefahr . . .

---

*) Haaraus! Ein Trotzruf der Kiltbuben.

Das gab ein großes Gelächter im Dorfe, vielen Spaß und vieles Gerede. Denn niemand mochte den Hänsel seines absonderlichen, tölpelhaften, vornehmlich aber seines schmutzigen Geizes wegen recht leiden, als etwa solche, die sich ein besonderes Vergnügen daraus zu machen pflegten, ihn auf alle Art zu narren und zu ärgern.

Die Marlys jedoch, als die Geschichte ihr zu Ohren kam, vergoß bittere Thränen, Thränen der Scham und des Herzeleides. Und sie schwur: Niemals, o niemals! Eher sterben, als mich zeitlebens und für alle Ewigkeit an einen solchen Tölpel, an ein solches Osterkalb hängen!

Und als ich im Geiste diesen Hänsel mit meinem Bruder Viktor, dem hübschen, gelehrten, charaktervollen, jungen Manne verglich, da begriff ich alles, die Verzweiflung Marlysens; und ich empfand mehr denn je tiefes Mitleid mit dem Mädchen und begann nun selbst die Blindheit und Starrköpfigkeit des Alten zu verabscheuen, welcher von seiner Tochter das maßlose, abscheuliche Opfer zu fordern im Stande gewesen!

Man erzählte sich, der Hänsel, als er wieder einigermaßen zur Besinnung gekommen, habe sich die Haare gerauft und sich zu dem rechtskundigen Krämerjohannes begeben, um ihn zu befragen, ob und wie der schlimme Handel, nämlich die Schuldverpflichtung, rückgängig gemacht werden könnte; den Krämer aber krank, arg krank gefunden und darum keine Auskunft erlangen können.

Wirklich sah man den „Höferfranz“ Tag für Tag nach dem Arzte gehen, zu Roß oder zu Fuß; es mußte also wohl wahr sein, was der Ölerhänsel sagte. Dieser, in seiner Ratlosigkeit, begab sich nun auch zum Zelghöfer, um ihm sein bitter Leid zu klagen. Er hätte das füglich unterlassen dürfen,

denn statt des Trostes bekam er von seinem künftigen Schwiegervater nichts als grobe Worte und harte Vorwürfe zu hören, Vorwürfe namentlich auch deswegen, daß er erst zu diesem Krämer gelaufen. Zu guter Letzt schalt ihn der Bauer einen dummen Narren, kehrte ihm verächtlich den Rücken und schaute gedankenvoll zum Fenster, ins Leere hinaus.

Ob es ihn nun doch reute, sein Kind an einen solchen Klotz und „Hansbaschi“ vergeben zu haben? Fast hätte man es glauben können.

Ja, daß ihn dieser Gedanke arg quälte — hierüber konnte man kaum mehr im Zweifel sein, dafür zeugten die zärtlich-wehmütigen Blicke, mit denen er mitunter das geschäftige Mädchen betrachtete, das einzige Kind, das ihm in allen Dingen treu und folgsam gewesen, das einzige, das ihm sozusagen noch geblieben — auf wie lange, nach dem Versprechen?

Er hatte dem Hänsel die Zusage erteilt, dieselbe von seiner Tochter abgenötigt — nun reute es ihn. Allein konnte er, ohne seiner Würde und Ehre etwas zu vergeben, das Wort zurücknehmen, das Geschehene ungeschehen erklären? Ein anderer, jeder andere dürfte das thun; ein Zelghöfer durfte das nicht, selbst nicht einmal um das Opfer seines im Herzinnersten zärtlich geliebten Kindes. Denn, von diesem einfältigen Hänsel ganz abgesehen, wie würden die Leute über dieses Gebahren urteilen? So frug er sich.

Hiezu kam noch, um seinen Gedankengang zu bedrücken, das Verhältnis zu seinem Sohne Franz. Der Mutter Erbteil — und es war dies kein geringes — konnte diesem nun nicht mehr entzogen oder vorenthalten werden. Das Schicksal — ja es war wohl das Schicksal — hatte es so gewollt!

Seine Selige hatte ihm seiner Zeit einen ansehnlichen Schock Gülten eingebracht, darein konnten jetzt oder doch nach seinem eigenen Absterben die Kinder zu gleicher Part sich teilen, das konnte nimmer verhindert werden. Ihm jedoch, dem Bauer, blieben noch Haus und Hof, Schiff und Geschirr und die Lebware, ihm allein, mit unbeschränktem Verfügungsrecht. Sollte er dieses eigene Vermögen nun doch noch seiner Tochter testieren? Der Marlys? dem — Öler? Dem Öler, dem unverständigen, allereinfältigsten Burschen, als welchen er sich soeben zum Gelächter des ganzen Dorfes erzeigt hatte? Der Gedanke ward ihm auf einmal so peinlich!

Und es begann ihn nun zu reuen, den Sohn Felix „fortgethan" zu haben; der Junge hatte ja doch nur eine schwache Neigung für den ihm zugedachten Beruf, den heiligen Priesterstand, gezeigt und ihm, dem Ätti, dessethalb so schweren Verdruß bereitet ... Ja, hätte er ihn zu Hause behalten, zum Bauer erzogen — nun könnte er ihm Haus und Hof übergeben zur eigenen väterlichen Freud' und Beruhigung, zur Stütze für sein Alter! Nun war es zu spät, jetzt ließ sich die Sache nicht mehr ändern. Denn wie jeder andere Beruf, ja weit mehr denn jeder andere, will das Bauern gründlich erlernt werden und zwar von frühester Jugend auf. Nun war es für den Felix zu spät, viel zu spät!

Was denn nun thun?

Ja, das war die Frage, über die der Bauer trotz allem qualvollen Sinnen und Brüten offenbar nicht schlüssig werden konnte ...

Und keinen rechten Mut hatte er mehr, keine rechte Freude mehr an seinem Geschäfte, seit der „Mutter" Tod. Kaum daß er einmal des Tages die Ställe passierte, um sich

Vieh und Roß zu beschauen; für die Meldungen der Knechte schien er nur mehr halbes Ohr zu haben, auch lauteten seine Befehle bei weitem nicht mehr so bestimmt und unabänderlich wie früher. Er aß wenig, schlief wenig und fiel, wie die Leute ganz richtig bemerkten, von Tag zu Tag mehr aus den Kleidern.

* * *

Es war Sylvesterabend. Am Himmel standen die Sternlein ungezählt, sie flimmerten und leuchteten in seltener Pracht. Auf der Erde lag hoher Schnee, der knisterte einem unter den Füßen, daß man es weit hören konnte, die dickbeeisten Fensterscheiben machten die Vorhänglein völlig entbehrlich, von den niedrigen Strohdächern hingen glänzende, ellenlange Eiszapfen herunter, die winterliche Zier. Und die Thysin sagte, als wir beim Brunnen zusammentrafen, um Wasser zu schöpfen: Hörst es, Martha, wie die Füchs' bellen droben im Kirchwald? Das bedeutet streng kalt! Da werd' ich Morgens eine Reiswelle mehr in den Ofen 'neinthun müssen — eine Närrin, wenn ich's nicht thät'! Denn was haben wir mindere Leut' zu dieser Winterszeit, als neben der lützeln*) Kost, das bischen angenehme Stubenwärme — nicht wahr, Martha?

Die Marlys hatte mich gebeten, ihr, da sie nun der Mutter Rat und Beihülfe sehr entbehren müsse, beim Neujahrsbacken Beistand zu leisten; das Vreni möge sie schon nicht um sich haben, das gehe mit der Sach' so koslig**) um mit seinen derben Fingern.

---

*) gering.
**) unsäuberlich.

Und nun standen sie da, drei mächtige Körbe voll wohlgeratener Kuchenringe und „Züpfen“, der warme Duft davon erfüllte das ganze Haus und machte den Knechten den Mund wässern. Und die Marlys hatte große Freude an dem Gebäcke und sagte: Ach, wie sich die gute Mutter freuen würde, wenn sie's sehen könnt'! die Ärmste — wer's ihr gesagt hätte am letzten Neujahr: Das ist dein letztes!

Darauf rief uns des Bauern Stimme in die Stube zur Abendandacht. Dabei durfte niemand im Hause fehlen. Die Knechte schälten Kartoffeln und Rüben, als Gemüse für den morgigen Mittagstisch, wir Mädchen strickten und spannen.

Dann ging es an die Kurzweil. Man begann um Baumnüsse zu „bocken“. Wie man sich freute beim eigenen Gewinn, bei der andern Verlust, der Jubel, die Neckereien, das eifrig thun und vörteln — es war die Lust mitzuspielen oder auch nur zuzuschauen.

Die Marlys, welche vom Spiele weg in die Küche hinausgerufen worden, sagte bei ihrer Rückkehr zu uns Mädchen: Des Karlischneiders Frau will auch Züpfen backen, blos fehlte ihr das Ei zum Anstreichen . . . Die kleine Rosele, mein Gottele*) war da.

Der Bauer, der träumend in der Ofenecke saß, mußte das Wort gehört haben; denn er erhob rasch das mächtige, ergrauende Haupt und entgegnete strenge:

Wie? die Schneiderin will backen in dem schadhaften Ofenwerk? das lass' ich nicht zu!

Das Haus, in welchem die Schneiderin wohnte, schräg über dem Gäßchen, war eben sein eigen, ein Taglöhnerhaus.

---

*) Patenkind.

Und das Heu, das er in seinen Scheunen nicht unterzubringen vermochte, pflegte er drüben einzulegen und durch eine Anzahl Jungvieh und Schafe aufätzen zu lassen.

Die Marlys suchte ihn zu beschwichtigen. Laßt sie doch gewähren, Ätti! sagte sie, könnten sonst meinen, wir thäten's ihnen mißgönnen, das bischen Kuchen. Und haben doch die armen Kleinen jahraus und -ein schier nichts zu essen als Weißrüben und ungeschmälztes Bohnen- und Hafermus, Tag für Tag —

So schenk' Du ihnen was von dem unsrigen, ich mag's schon leiden! warf der Bauer ein. Lieber, als daß sie mich des Häuschens wegen in Angst und Sorg' versetzen!

Sorg' — da braucht Ihr gewiß keine Sorg' zu haben, meinte die Marlys, die Schneiderin wird schon behutsam sein. Zudem wißt Ihr ja, wie ungern sie Almosen nimmt, die arme, brave Frau.

Und der Fuhrknecht bestätigte: Ich denk', sie haben den Ofen frisch ausstreichen lassen, wenigstens sah ich den Maurerfriedel ein- und ausgehen und den Bub, den Hansli, mit lehmichten Händen zum Waschtrog eilen, und der pfiff so lustig, als röch' er jetzt schon die Kuchen! —

Es schlug die zehnte, die Schlafzeitstunde. Es kam der Melker mit der Laterne vom Viehstalle her und meldete: Ich denk', Meister, die Schwarzschäckkuh wird heut' Nacht kalbeln.

Erwiderte der Bauer: Das wird sie kaum thun, hab' sie mir noch genau besehen heut' Abend . . . Geh' Du nur schlafen, Hans, ich bleib' noch eine Weil' auf. Wird sich dann bis Mitternacht schon zeigen!

Und er nahm von neuem den Rosenkranz vom Wandnagel, lehnte sich bequem in die warme Ofenecke zurück, schloß

die Augen und begann leise Gebete zu murmeln, wie er es allabendlich that, seit der „Mutter“ Tod.

Und ich verfügte mich, von der Marlys noch ein Stück Weges begleitet, ebenfalls nach Hause, zur Ruhe.

* *
*

War es jedoch das Stück frischer Kuchen, das ich genossen oder das Glas Glühwein, das mir die Bauerntochter aufgenötigt — lange konnte ich den Schlaf nicht finden. Es schlug vom Kirchturm herab die Stunde, hell erklangen die Glockenschläge durch die stille, kalte Winternacht. Ich vernahm des alten Nachtwächters näselnden, tremolierenden Sang von der Kreuzstraße her:

Loset, was ich Euch will sagen:
Die Glocke hat elf Uhr g'schlagen.
Bewahret hübsch Feuer und Licht,
Daß Euch der Liebgott —

Er vollendete den frommen Mahnruf nicht, wohl aber erfolgte, offenbar aus seinem Munde, ein gellender Aufschrei — was mochte dem armen Alten wohl widerfahren sein? Feuerio! schreit er nun aus Leibeskräften, Feuerio! kreischt eine klägliche Frauenstimme ganz aus der Nähe, vom Gäßchen her, Feuerio! erschallt es nun auch vom Bühl herunter, wohl von Kiltbuben ausgestoßen . . . Und wie ich erschrocken auffahre und die Augen aufreiße, drängt ein grellroter Feuerschein in das Kämmerlein herein, die dickbeeisten, runden Fensterscheiben scheinen zu glühen, und schon schlagen auch die Kirchglocken an, schaurig, wehklagend, rufen Sturm!

Ich rief, so laut ich rufen konnte, meinen Eltern, sie und ich konnten uns vor Schrecken kaum ankleiden. Der Ätti

riß hastig die Hausthür auf. Ach Gott! rief er, der Schneiderin Haus! brennt schon obenaus — keine Rettung mehr, ach, keine!

Als wir, der Ätti und ich, mit Eimern bewaffnet auf der nahen Brandstätte erschienen, stand bereits das ganze aus Holz gebaute Gebäude in lichten Flammen, trotz des Schnees, der sich fußhoch auf dem Strohdache gelagert hatte. Von den Eiszapfen rann es wie Brünnlein, einer nach dem andern löste sich ab und fiel klirrend zu Boden. Wild und wilder prasselte das entfesselte Element in dem ausgetrockneten, rußigen Sparrenwerk, fraß sich mit unbändiger Gier im Heustocke und Strohhaufen ein, durchbrach hochaufzüngelnd das Strohdach, hier, dort, überall, zahllose sprühende Flammenbündel zum nächtlichen Himmel sendend, denselben weithin rötend.

Des Karlischneiders Kinder standen, einige im bloßen Hemdchen, im kalten Schnee und weinten zum Erbarmen, während die Schneiderin selbst, die arme Witwe, die Hände rang und sich die Haare raufte vor Verzweiflung.

Und keine Feuerspritze auf dem Platze — wir selbst besaßen deren noch keine, hatte doch die Gemeindeversammlung ein vom Gemeinderat gestelltes, bezügliches Kreditbegehren erst kürzlich durch Stimmenmehrheit abgelehnt, dafür die Entsendung mehrerer Wallfahrer zu dem hl. Florian zu Werthenstein auf Gemeindekosten beschlossen. Also keine Spritze da, und niemand, der Rat wußte, noch Hülfe . . .

Des Höfers losgekettete Öchslein irrten angsthaft muhend umher, und wir hatten große Mühe, dieselben von der brennenden Scheune, in welche sie sich immer wieder stürzen wollten, wegzutreiben. Unter der Stallthüre aber, mitten in Rauch und Flammen, erschien die Gestalt Hansens, des Vieh-

knechtes, kläglich um Hülfe schreiend: Der Meister — ach, der Meister! Helft den Meister retten!

Wo? Wo? rief ein Dutzend Männerstimmen zugleich.

Hier drinnen — im Stall! Kalb herauszerren — umgesunken — Hülfe!

Und die beherztesten der Männer drangen mutig hinein bis unter die Stallthüre, kehrten jedoch gleich wieder pustend ins Freie zurück: Unmöglich — der Rauch — wir ersticken!

Und wir alle schrieen und jammerten: Ach, barmherziger Gott! der arme Mann! Er ist wohl schon tot — entsetzlich!

Da rief dicht hinter mir eine tiefe, keuchende Männerstimme: Wer tot? Wer?

Kaum hatte er das Wort vernommen, den Namen, da fruchtete kein Abwehren mehr, kein Halten — den Wollhut tief in die Stirne gedrückt und mit vorgehaltenen Armen stürzt er sich in den nun flammerhellten Viehstall hinein . . . Zischend, einer Lawine gleich, fährt das Stroh in dichten, lohenden Knäueln vom Dachgebälk herunter, rings um das Haus eine undurchdringliche Feuerhecke bildend. Verloren! schrie die Menge auf, beide verloren!

Und ein junges Weib, soeben herangeeilt, will sich ebenfalls in die Flammen stürzen, ihm nach, seinem geliebten Franz!

Und ein Mädchen that wie verzweifelt und war ebenfalls kaum zu halten und erging sich in den schmerzlichsten Jammertönen und heftigsten Selbstanklagen — die Marlys.

Als plötzlich der Freudenruf erscholl: Seht — seht: Gottes Wunder!

Und wie ich mich von der Marlys weg umwende, sehe ich den Franz, den leblosen, geretteten Ätti im Arm, sich in

den Schnee herausstürzen, sich in demselben herumwälzen, brüllend vor Schmerz, denn beiden brannten die Kleider schier lichterloh am Leibe. Doch waren hundert Arme und Hände bereit, die möglichste Hülfe und Rettung zu bringen.

Da lagen sie nun beide, Vater und Sohn, und kaum ein paar Schritte von einander getrennt, auf dem Schmerzens-lager, in des Zelghöfers „Stüble“, wohin man sie in der Eile gebracht hatte. Beide ächzten und stöhnten und redeten irre.

Des Höfers Haupt war beinahe über und über mit Pflaster bedeckt, ebenso Franzens Kinn, Hals, Arme und Hände. Zudem hatte letztern das hitzige Fieber erfaßt, zweier kräftiger Männer bedurfte es Tag und Nacht, um ihn auf dem Lager zu halten.

Das war ein Jammer im Hause!

Am Dreikönigstag endlich sagte der Doktor — es war nicht mehr der Doktor Louis von Aarwangen; dem war, als er einstmals des Nachts den Kleebenrain herabfuhr, ein großer, schwarzer, zottiger Hund, das bekannte „Kleebenungeheuer“ in den Wagen gesprungen, und in drei Tagen darauf war der gute, allverehrte Herr eine Leiche . . .

Also am Dreikönigstage sagte endlich der Doktor Nüß-lein, den man tagtäglich aus der Stadt herholte: So! Bei dem Alten hätten wir jetzt den Brand ordentlich gedämmt, die Heilung der Wunden kann nun geschehen, sofern eine solche überhaupt noch möglich ist — so schrecklich sieht er aus! . . . Der junge Mann aber fiebert immer noch ganz gewaltig, glüht wie ein Bügeleisen — mehr Eis auf den Kopf, Ihr Mannen! Und sucht ihm frisch Wasser beizubringen, so viel als mög-lich, mit List oder mit Gewalt! . . . Übrigens eine mächtig gesunde Kernnatur, darauf bau' ich meine Hoffnung!

Des folgenden Morgens — ein Januarssonnenstrahl fiel hell und freundlich in die Krankenstube hinein — begann der Bauer, aus langem und ziemlich ruhigem Schlummer erwachend, sich lebhaft zu regen. Wo bin ich? lallte er. Licht!

Wir suchten ihn zu beruhigen, gossen ihm kühlenden, mit Honig gemischten Salbeithee über die dicken, brandigen Lippen. Wo bin ich? wiederholte er ängstlich.

Und der Franz, von seinem Lager aus, schrie mit heiserer Stimme: Feuerio! der Ätti! Laßt mich — so laßt mich doch!

Die beiden handfesten Knechte vermochten ihn kaum zu bewältigen.

Und der Alte rief in heftiger Erregung: Wer ruft da? Marlys, Marlys, wo bist Du?

Sie ist, nach dem sterbensmüden Nachtwachen, ruhen gegangen, antwortete der Thys. Und der da ruft, hier neben an, das ist der Franz —

Der — Franz . . . ? Was thut er da?

Er machte vergebliche Anstrengung, sich aufzurichten. Der Franz! murmelte er.

Ja, der Franz! wiederholte der Thys. Er war es ja, der Dich aus dem Feuer geholt mit eigener, schwerer Lebensgefahr — verstehst, Wernet? Oder besinnst Du Dich etwa dessen nicht mehr?

Ach ja! stöhnte der Alte. Ach ja, es muß wohl wahr sein — ich entsinn' mich — oh!

Platz da! Platz! schrie der Franz im Fieberwahnsinn. Ich hör' den Ätti um Hülf' rufen — — o das brennt! die Glut!

Jetzt rief der Bauer mit erschütternder Stimme: Franz, mein Sohn, wo bist Du?

Er schleuderte die Umschläge von sich — das ganze Gesicht war, o Schauder! eine einzige, gräßliche Brandwunde! — und befahl: Richtet mich auf, daß ich ihn sehen kann! Franz, mein Sohn, wo bist Du? Ach Gott! ich seh' ihn nicht, ich seh' gar nichts, bin stockblind!

Und schwer und schmerzhaft stöhnend fiel er auf das Kissen zurück und faltete die Hände, und fiel bald wieder in einen traumhaften Schlummer.

Blind! flüsterte ich entsetzt. Ist es denn auch möglich, Thys? Ist es denn auch wahr?

Der Thys nickte bejahend.

Und nun erinnerte ich mich plötzlich des Fluches, des bösen Fluches, den der Bauer damals, in seiner Wut, seinem Sohn nachgerufen: Komm' mir nicht mehr unter die Augen! Ich will Dich nimmer sehen . . .

Und mir schauderte ob der gräßlichen Erfüllung! —

Nach einer Weile, da der Franz gar keine Ruhe finden konnte, sagte die Thysin: Ich will ihm einen Löffel voll gesegneten Dreikönigswassers eingeben. Auch wurden die Eisumschläge fleißiger gewechselt. Und des Abends, war es die Ermattung nach all' den fieberhaften Anstrengungen oder hatte das Fieber wirklich nachgelassen, fiel der Franz endlich in langen festen Schlaf. Schwer und tief holte er Atem, große, glänzende Schweißtropfen troffen ihm von Haar und Nacken, netzten die Kissen. Die Männer nickten sich ein freudiges Gottlob zu und wischten sich selbst den Schweiß von der Stirne und schlichen auf den Fußspitzen nach dem Ofentische hin, wo eine Zehrung bereit stand, Tag und Nacht: Altes Kirschwasser, Brot und Käse. — 's ist am ändern, am bessern! meinte der Thys hocherfreut.

Und eine befand sich im „Stüble“, die sank schluchzend auf die Kniee nieder vor Franzens Bett und sandte ein stummes Dankgebet zum Himmel empor, zum gütigen, erhörenden Gott . . .

Auch dem Bauer wurden die mit Leinöl getränkten Umschläge erneuert. Und er lallte: O das thut wohl! . . . Sollst Dank haben, Marlys! Deine Hand, Marlys — so!

Da bemerkte der allzeit herzhafte Thys: ’s ist nicht die Marlys, Wernet . . .

Mir pochte das Herz voll banger Erwartung.

’s ist die Hand Anneles! vollendete der Thys.

Welches — Annele?

Dem Krämer — wollte sagen dem Franz sein’s!

Die hier? An meinem Bett? Er sprach’s in größter Erregtheit.

Das Annele schluchzte: Seid mir nicht bös’, Schwäher, ich bitt’ Euch! Ich kam wegen meinem Franz — und auch wegen Euch, ich konnt’ nicht anders!

Da murmelte der Bauer: Gott, Du strafst meine Sünden mit schwerer Hand! Ich bin nichts mehr denn ein elender Wurm, dankbar dem Fuß, der mich nicht zertritt, dankbar der Hand, die mir eine Labung reicht, der Hand des Feindes — oh! oh! Und er stöhnte rauh und zornig: Ach, warum mußte ich auch gerettet werden? Um solches erleben zu müssen?

Wernet! rief der Thys verweisend. Du thust Dich arg versündigen! Wernet sei gerecht!

Und der Bauer erwiderte nach einer Weile: Ja, Du hast Recht, Thys! Ich bin ein elender, hochmütiger Narr, kann’s nicht lassen, das Hassen. Als ob der Herrgott nicht auch mir nachsehen und verzeihen müßt’ . . . Weg damit!

Komm' her, Du meines Sohnes Weib, und reich' mir nochmals die Hand, die kühle, weiche — so! . . . Na, lass' das Weinen, will Dir ja nichts mehr nachtragen . . . Lug' recht zu Deinem, zu meinem Franz, daß er bald aufkommt — o der Brand in meinen Lippen — gebt mir zu trinken!

Und der Thys, ihm das Glas hinhaltend, rief hocherfreut: So, Wernet, nun gefällst Du mir wieder! Möcht' Dir für das herrliche Wort um den Hals fallen, wenn es Dir nicht so sehr wehe thät'. Jetzt wird alles wieder gut werden, den Franz wollen wir gleich hergestellt haben, und auch Dich, Wernet, will's Gott! . . . Nun mir auch ein Gläschen, Martha! Ich könnt' meiner Ser die ganze Flasche leeren, möcht' aufjauchzen vor Freud'! Und mag's nicht erwarten, bis ich sie dem Franzi sagen kann, die köstliche Neuigkeit!

Und ich begab mich in die Hinterstube, wo die Marlys schlief, und weckte das Mädchen auf und erzählte ihm in der Freude meines Herzens alles, was sich zugetragen . . . Und die Marlys warf sich hurtig in die Kleider und frug einmal um das andere: Ist es denn auch wahr, Martha, was da sagst? Der Ätti so gut, so versöhnt? O Martha, dann will auch ich nicht verzagen, dann wird er auch gegen mich nicht so ungebührlich und hart bleiben!

In der Küche begegneten wir dem Annele. Es fiel der Marlys um den Hals und sagte freudig bewegt: Nun darf ich Dich Schwester nennen, gelt? Und meinem Vater muß ich's auch melden gehen, was geschehen ist; das wird ihn vollends gesund machen . . . Nur ein klein Weilchen, Martha, und ich werd' wieder hier sein, beim Franz!

* * *

Ich durfte nicht länger mehr Krankenwärterin bleiben. Mein Ätti, der die Tage über Schule gehalten, bekam erst nachträglich die Schrecken jener eiseskalten Unglücksnacht oder vielmehr die Folgen derselben zu fühlen; er wurde von heftigem Rückenschmerz ergriffen und ward gezwungen, einige Tage das Bett zu hüten.

Als ich das erste Mal wieder in die Schule trat, erblickte ich des Karlischneiders Kinder, sämtliche in neuem, währschaftem Anzug; es war der Krämerjohannes, der sie solchermaßen ausstaffiert, sowie auch für die Unterkunft und den Unterhalt der ganzen armen Familie gesorgt hatte.

Des nämlichen Tages traf ein Brief ein von unserem Viktor. Ein Brief aus Paris, das war für uns schon ein Ereignis; wir beguckten Papier und Sigill und Poststempel des aufmerksamsten und neugierigsten — aus Paris! War es nicht, als ob dem Ding ein seltsam fremdländischer, fast hätten wir sagen mögen: revolutionärer Duft anhaftete?

Das Schreiben war übrigens ordentlich schwer — acht blanke Goldlouisd'or entrollten demselben, erglänzend im abendlichen Sonnenschein. Acht Louisd'or, das war ein wahrer Reichthum!

Nicht ganz so erfreulich war der übrige Inhalt des Briefes. Ich halte es, schrieb der Viktor, in diesen Verhältnissen kaum sehr lange aus. Hauslehrer sollte ich sein und bin in Wahrheit nicht viel anderes denn Hauslakei, wenigstens möchte man gerne einen solchen aus mir machen. Der Herr Marquis belohnt meine Haustreue mit Gold, während die Frau Marquisin mir Zuckerbrot zu essen gibt aus eigener Hand, wie sie solches auch dem Bijou reicht, ihrem Schoßhündchen. Dafür sollte ich wedeln und apportieren und die Launen, sowohl die

liebenswürdigen als auch nicht liebenswürdigen, den Hochmut der Herrschaft ertragen lernen. Ja, den Hochmut! Denn mitunter, als Abwechslung zu den Vertraulichkeiten und besonders bei gesellschaftlichen Anlässen, läßt man es einem deutlich fühlen, welch' unüberbrückbare Differenz zwischen einer hochadeligen Abstammung und einer plebejischen Abkunft liegt. Und denkt Euch nur: Einen achtjährigen Rotzbuben darf ich nicht einmal dutzen, ja sollte ihn mit dem Baronstitel anreden und all' seine Ungezogenheiten mit Geduld und Stillschweigen hinnehmen . . . Außer mir und einer zahlreichen niedrigen Dienerschaft hält sich meine Herrschaft auch noch einen sog. Hauskaplan oder Beichtiger der gnädigen Frau, einen schweifwedelnden, tänzelnden und allzeit absolutionswilligen. Ach, das frömmelnde und dabei so leichtfertige und nichtsnutzige Gebahren dieser sog. hohen Herrschaften! Und wie diese und wie dieser Abbé, so sind sie, so weit ich sehen kann, alle, alle! Ja, wenn ich mir dieses Leben in den hiesigen aristokratischen Kreisen ansehe, so bin ich oftmals versucht — verzeih' mir's Gott! — manches, was mir bislang als Greuel und Kannibalismus erschienen war, die Thaten der französischen Revolution, wenn auch nicht zu billigen, so doch zu begreifen und gewissermaßen zu entschuldigen . . . Diese Elite der menschlichen Gesellschaft — ach, geht mir doch! Da lob' ich mir von neuem unsere vielbelächelte, ehrbare Bauerneinfalt, das Landleben mit seinen keuschen Reizen, seiner ungeschliffenen Tugend! Im übrigen bereue ich es durchaus nicht, hieher gegangen zu sein: Man erweitert seinen Gesichtskreis, lernt Land und Leute kennen. Auch hoffe ich, dadurch in den Stand gesetzt worden zu sein, meinem guten Vater nach und nach vergüten zu können, was er für mein bestes, meine wis-

senschaftliche Erziehung so liebevoll und opferfreudig ausgelegt hat. Bis nächsten Herbst werde ich es in dieser meiner gegenwärtigen Stelle wohl aushalten, inzwischen aber mich nach einer anderen, zusagenderen, umsehen. Ich habe die Gelegenheit gehabt, die Freundschaft eines jungen und, wie man mir sagt, hochreichen polnischen Edelmannes zu machen, eines blassen, liebenswürdigen Menschen, der mich als Privatsekretär oder Reisebegleiter zu engagieren sucht. Nun, wir werden sehen . . .

Er hatte auch eine Nachschrift beigefügt; dieselbe lautete: Ich habe nun wirklich, Euere Einwilligung vorbehalten, das Anerbieten des Fürsten Silnowsky angenommen. Heute noch werde ich auch meinem väterlichen Freund und Wohlthäter, dem Baron von Roggenstiel, von dieser meiner Veränderung Kenntnis geben, sowie von den Beweggründen, die mich zu diesem Schritte veranlaßten. Sobald Euer Konsens eintrifft, werden wir die Reise nach England antreten, dann nach der pyrenäischen Halbinsel, nach Italien, nach dem Orient. Der Fürst besoldet mich, nach meinen Begriffen, wahrhaft fürstlich. Zudem macht er so wenig persönliche Ansprüche; wir arbeiten täglich zusammen auf der Stadtbibliothek, in den Museen, ein jeder zu seiner eigenen, wissenschaftlichen Ausbildung . . .

Mein Ätti, als ich den Brief zu Ende gelesen, schritt nachdenklich die Stube auf und ab; dann blieb er plötzlich stehen und sagte mit mißvergnügter, ärgerlicher Stimme: Da habt Ihr's, das Studieren! Nur immer obenaus mit den Jungen, als ob das, das allein, glücklich machen könnte! Jeder Bauernknecht fühlt sich sicherlich wöhler, als dieser unser Viktor, nach all' den Geistesmühen und Geldkosten, weil eben ein Leben und Bewegen in bescheidenen, tugendhaften Verhältnissen weit mehr wert ist, als auf der Bahn, die der Reichtum geht

und die Ehr', von trügerischem Glanz erhellet . . . Ich hatt' es mir einst so hübsch ausgedacht, der Junge müsse Schulmeister werden, mein würdiger Nachfolger, damit sich's forterbe in meiner Familie, wie es von jeher gewesen. Es hat nicht sollen sein, man hat mich allerwärts übermaulet, erst that's der Herr Vikar, dann der Herr Kaplan, der Herr Baron, Ihr alle!

Ich wagte dem Ätti nicht zu widersprechen, mußte ich ihm ja beinahe Recht geben, dem schlichten, frommen, alten Manne!

Indessen hielt der Mißmut meines Ättis nicht lange an, davon zeugte der Brief, den er mir in die Feder diktierte und worin er dem Viktor zu seiner Veränderung die nachgesuchte Einwilligung erteilte, nebst etlichen geziemenden Mahnungen und Warnungen und den herzlichsten Glückwünschen auf die geplante weite Reise . . . Die Mutter betete und vergoß viele Thränen.

Beinahe gleichzeitig, wie mein Bruder Viktor, ließ auch meine Schwester Liesel von sich hören. Es war ein kleines, enggekritzeltes Brieflein, welches die Bötin überbrachte und mir, mir persönlich zu übergeben hatte. Darin stand, nach einer langatmigen Einleitung, zu lesen, wie ihr jungfräulich Herz grausam gefangen genommen worden sei und zwar durch einen Herrn Barbier und Perückenmacher, der die fürnehmste Kundschaft der Stadt besitze und erstaunlich Geld verdiene und ein nicht mehr ganz junger, aber höchst feiner, liebenswürdiger Mensch sei. Ich solle ihr ja darob nicht zürnen. Ich solle ihr meinen guten Rat erteilen. Ich solle unsere lieben Eltern geziemend darauf vorbereiten, daß sie ihren Anbeter demnächst mit nach Hause bringen werde, damit auch wir ihn lieben und schätzen lernten . . .

Ich staunte!

Ja ich staunte ob der Willwänkigkeit des menschlichen Herzens. Gestern noch grämte sich die Schwester Liesel schier zu Tode wegen dem Lix, und meinte, ohne ihn schon gar nicht mehr leben zu können — heute schon hat ihn ein anderer ausgestochen, ein fremder Haarkräusler, allweg ein Teufelskerl! . . . Gottlob übrigens, daß es so gekommen, dacht' ich. Doch muß ich befürchten, die Liebe gehe bei ihr, in diesem zweiten Fall, nicht sehr tief. Wie könnte sie sonst von großem Geldverdienst reden, von einer Sache, die zwischen Liebenden so herzlich wenig in Betracht gezogen zu werden pflegt. Also ist die Liesel berechnend geworden — schau, schau!

* * *

Es war nur so ab und zu, daß es mir vergönnt wurde, zu des Nachbar Zelghöfers hinüber zu gehen.

Der Franz war wieder zu Sinnen gekommen und wunderte sich sehr, sich im Elternhause, in des Ättis „Stüble“ zu befinden. Größer noch war sein Erstaunen, sein geliebtes Weibchen an seiner Seite zu sehen; fragenden, zagenden Blickes schaute er hinüber nach seines Ättis Lager. Den Blick beantwortete der Thys mit der launigen Antwort: Ist's nicht recht so mein Junge? Da gehört Ihr beide hin, Dein Ätti ist ja auch einverstanden — ja, guck' nur, 's ist doch wahr!

Und zur Bestätigung dessen rief der Bauer, wiewohl mit kränklich schwacher Stimme, hinter dem Bettvorhang hervor: Franz, geht's Dir besser?

O ja, jetzt ging bei Franz alles gut! Das Wort wirkte heilsamer, als all' die Gütterlein und Salben des gelahrten Stadtdoktors, das Fieber schwand gänzlich, die Brandwunden

gingen rasch in Heilung über, und es bedurfte der ernsten Mahnung des Arztes und des Pflegepersonals, daß er sich noch einige Tage im Bette geduldete.

Mißlicher stand es um die Genesung des Alten, des Höfers. Die schrecklichen Brandwunden, nun in Eiterung übergehend, verursachten ihm gräßliche Schmerzen, hiezu gesellte sich eine mehr und mehr überhand nehmende Entkräftung.

Da haben wir, meinte der Doktor, wieder einmal den gewaltigen Unterschied zwischen jungen und alten Leuten, den kranken! Doch wird auch bei dem Papa noch alles gut werden, ich hoffe sogar, das Augenlicht wieder leidlich herstellen zu können. —

Der Franz sprach leise mit seinem Annele. Wie geht's Deinem Vater? frug er.

Gut. Sei nur ohne Sorge, Franz!

Geht er aus?

Ja. Hat mich sogar hierher begleitet, gestern Abend, bis vor die Hausthür. Und thut sich alleweil so angelegentlich nach Dir erkundigen . . .

Der Bauer fragte den Thys: Des Karlischneiders — wo sind die Leutchen hingekommen? Und mein Vieh? Ach, ich entsinn' mich jetzt, die armen Schafe sind im Feuer geblieben . . . Aber die Öchslein, die wir hinausgetrieben, hinausgeworfen — Thys?

Die sind wohl aufgehoben, sei deshalb nur ruhig, Wernet! Drei Stück konnten noch in Deinem Viehstall untergebracht werden, die anderen hat der Krämer holen lassen in seine Scheune.

Der Bauer erwiderte kein Wort. Bloß hörte man ihn leise murmeln: Er — also Er!

Und als das Annele sich wieder verabschiedete, sagte der Höfer: Dein Ätti soll Dank haben wegen dem Vieh . . .

Wie wir anderen uns groß ansahen!

Das Annele wagte es nicht auszusprechen, dafür that es der allzeit kecke Thys: Darf er nicht auch den Franz besuchen kommen?

Wie wir die Ohren spitzten auf die Antwort! Das Annele wagte vor Angst und Spannung kaum zu atmen.

Da, nach einigem Räuspern, erfolgte der Bescheid: Ja doch — hab' nichts dagegen! —

Und er kam, der Krämer, selbst noch die Spuren der überstandenen Krankheit auf dem Gesichte tragend. Er sprach zu Franz, zu der Marlys, zum Thys, dies und das, und wünschte zum Schlusse gut Heil. Darauf schritt er auch auf das Lager des Bauers zu, ergriff sachte dessen herabhängende Hand und sagte: Gut' Nacht!

Gut' Nacht! lautete der Gegengruß, ein bischen polternd zwar oder vielmehr „schnauzig", wie sich die Bauernleut auszudrücken pflegen.

Allein der Krämer gab nicht luck. „Freund", sagte er, darf ich nicht „Freund" sagen.

Freund! bestätigte nun der Bauer.

Das war alles. Es war aber vollständig hinreichend; denn nun wußten wir's, wußten's die Hauptbeteiligten: Der Krieg war aus, aus die Feindschaft, der Friede eingeleitet, wo nicht beschlossen!

War es wohl deswegen, daß auf einmal der Lichtmeßabendsonnenstrahl durch das Fenster drang, hell und golden, daß der Fink im Käfig, in der Stube draußen, plötzlich in ein jubelndes Gezwitscher ausbrach, das erste Mal diesen Vorfrüh-

ling? dem Friedensschluß zwischen den beiden langverfeindeten „Häusern“ zu Ehren?

Als die Marlys, welche den Krämer und seine Tochter hinausgeleitet hatte, wieder in das „Stüble“ trat, frug der Bauer: Hast ihm nichts angeboten — Wein?

Er lehnte es ab, erwiderte sie; er dürfe noch keinen trinken . . . Wenn Ihr's sehen könntet, wie leid er immer noch aussieht!

Ja, ja! Wir beide sind alt und hinfällig geworden, zumal ich! Und Zeit ist's, an was anderes zu denken, als ans gegenseitige Helchen*) . . . Und nun möcht' ich's selbst auch glauben: Ich hab' ihm die lange Zeit über wohl ein bischen Unrecht gethan!

War das ein kurzer Winter, ein früher Lenz! Märzenstaub, hellieblicher Sonnenschein, Tag für Tag, den ganzen Monat über.

Und der Zelghöfer konnte es hören bei geöffnetem Fenster, das Gesumme der Bienen, den Vögelgesang, der Störche Klappern, verspüren den Frühlingsodem, den belebenden, Hoffnung erweckenden, vernehmen den Peitschenknall, das Wagengerassel, das geschäftige Treiben von der Gasse her, vom nahen Ackerfeld. Und er war ans Lager gebannt in träger, blinder Ruh — welche Qual für den Bauersmann, der taglebens sich schier kein müßiges Stündlein gegönnt, dem das Arbeiten zur zweiten Natur geworden!

Zwar die Hoffnung, daß mit der Zeit auch das Augenlicht sich wieder einstellen werde, war noch nicht gänzlich ver-

---

*) Quälen, Reiben.

schwunden, schon vermochte er die sich ihm darbietenden Gestalten in ihren Umrissen ziemlich deutlich zu unterscheiden. Dagegen wollten einige der Brandwunden sich immer noch nicht schließen. Und der Doktor sagte: Damit hat's auch nicht die große Eile, im vorliegenden Falle, da eine Art Flechten hinzugetreten, schon gar nicht.

Was war da zu thun, als sich zu gedulden?

* * *

Eines Morgens, als ich den Eimer Wasser holte bei des Höfers Brunnen, kam die Marlys mir nachgeeilt. Sie sah so ungewöhnlich erregt und freudvoll aus und konnte es schier nicht erzählen vor Hast: Denk' Dir, Martha, was passiert ist! Gestern Abend war wieder der Ölerhänsel da und that nötig wegen dem Heiraten und trappte mir überall nach, im ganzen Haus' herum, wo ich ging und stand. Bis ich, des Quälens müde, ihn gehörig abkanzelte und das Vreni ihn vollends unsanft zur Küche hinausschob . . . Es mußte dabei lauter zugegangen sein, als ich vermutet hatte, denn wie ich ins „Stüble" trat, zum Ätti, und ihm die Fleischbrühe darbot, fragte er: Wer war da? der Hänsel? Ich konnte schier kein Wort hervorbringen vor Herzweh und Leid. Er aber sagte: Flenne nicht, Marlys! Wenn Du ihn auch durchaus nicht leiden magst — — O Ätti! rief ich, schlagt mich doch lieber gleich tot! Ach, wenn's meine selige Mutter wüßt'! — Da versetzte er rasch: Braucht sich da keine Mutter, die ist im Himmel. Lass' Du den Öler fahren! Und das nächste Mal, so er wieder kommt, schick' ihn herein zu mir — gehört, Marlys? O ich hatt' es gehört, ich fiel ihm dankend um den Hals, bis er aufschrie, es thu' ihm ja weh . . . O Martha! Nun bin

ich frei, ich möcht' jauchzen vor Freud', ob ich's schön könn' oder nicht! Wenn nur das Leid nicht so groß wär' im Haus', die Traurigkeit mit dem Ätti! Und letzte Nacht that ich ihm zulieb das Gelübde, am heiligen Charfreitag zu Fuß nüchternen Leibes nach Sankt Verena zu wallfahrten — kommst Du mit, Martha? Ja, Du kommst mit, gelt? Bitt' Dich sehr! denn ich mag nicht so alleine hinpilgern, und um den Reisebatzen brauchst Dich nicht zu kümmern.

Was konnte ich anders, als, die Erlaubnis meiner Eltern vorbehaltend, Ja zu sagen?

Auf dem Wege nach der Stadt, am Charfreitag Morgen, da hatten wir, nachdem die drei Rosenkränze abgebetet waren, noch alle Muße, uns über dies und das zu unterhalten.

Der Franz, frug ich, was wird nun der Franz beginnen?

Vorläufig geht er noch bei seinem Schwäher ein und aus, doch wird er gleich nach Ostern bei uns einziehen, mit samt seinem Frauchen, sofern wir's wünschen. Und warum sollten wir's nicht? Der Ätti krank, unfähig nachzusehen, dazu das große Bauerngeschäft, die vielen Werkleute und Dienstboten, und niemand, der sie regiert, dem sie Gehorsam leisten? Auch hat er's dem Ätti bereits versprechen müssen.

Also Friede, vollständig?

So vollständig als möglich! Das Annele wird heut' Nacht die Krankenwart besorgen, mein Ätti mag's bereits schier besser um sich leiden, als mich selbst.

Die Marlys sprach von meiner Schwester Liesel und gab ihre Freude zu erkennen, das Mädchen wieder einmal sehen zu können. Sie wußte das Gespräch sehr geschickt auf meinen Bruder zu bringen! Sie heuchelte dabei die größte Unbefangen-

heit, ich ersah es aber an ihrem belebten Auge, hörte es aus der erregten Stimme heraus, wie sehr der Gegenstand ihr Inneres bewegte.

Sie hatte ihn also noch nicht vergessen können. Und daß der Gedanke an ihn gerade mit der Verabschiedung des Ölers und der eigenen, wiedergewonnenen Freiheit des Handelns zusammenfiel — es war auch gar zu augenscheinlich, wie die Sachen standen. Sie liebte ihn noch immer, liebte mit neuer Hoffnungsseligkeit. Und was konnte daraus werden, was anderes, als eine abermalige, herbe Enttäuschung? Darum sagte ich ganz ernsthaft und freimütig: Wegen dem Viktor — lass' den Gedanken fahren, Marlys, er taugt zu nichts! Weißt warum? Weil Du des reichen Zelghöfers Erbtochter bist und er seines Taglöhners Sohn . . . arm zu arm, reich zu reich — das gilt halt heut' und allezeit durch die ganze Welt! Mich dünkt, Du solltest nur an Deinen Bruder Franz denken: Selbst des sehr hablichen, hochangesehenen Krämers Tochter war Deinem Ätti nicht reich und fürnehm genug; was würd' er wohl zu des Schulmeisters Bub', und wär' dieser zehnmal ein Gelehrter, sagen? Ich möcht's nicht mit anhören! . . . Ich mein' es gut mit Dir, Marlys, wie es nur eine treue Schwester meinen kann. Drum noch einmal: Lass' den Gedanken fahren, er würde Dir und ihm nichts als großes Herzeleid bringen, zum zweiten Mal. Ich hab' es gesehen, wie nah' es ihm schon das erste Mal ergangen!

Da entgegnete sie nach einer Weile, tief aufseufzend: Ach ja, Du hast wohl Recht, Martha, es führt zu nichts! Denn er wird in der schönen Fremde mich einfältiges Bauernmädchen wohl längst vergessen haben. Wie sollte er nicht, er, der feine, gelehrte Herr, im Verkehr mit den feinen, fürnehmen Damen!

Und doch, fügte sie mit bebender Stimme hinzu, und doch will es mir schier das Herz zersprengen!

Ich sprach ihr Trost und Mut ein, den Mut des Entsagens. Du glaubst wohl, Marlys, Du seiest die erste, der es so ergangen? Schau mich an — nein, nein! ich will alte, schmerzhafte Erinnerungen nicht aus dem Schlummer wecken... Bloß will ich Dir's verraten, was gut ist für ein liebekrankes Gemüt: Beten! Beten und arbeiten, dann vergißt sich's leichter. Wir wollen heute auch Sankt Loreto besuchen; dort opferst Du der Gnadenmutter ein wächsern Herz . . .

Unser erster Gang war zu meiner Schwester Liesel. Dort, in ihrer Herrschaft Haus, bekam ich den Vogel zu sehen, den Haarkräusler, als er gerade seinem Geschäft nachging, dem Haarflechten und Pudern. Welch' ein flinkes, feines Herrchen und so wohl gelitten! Mich wunderte nur, wie ein solcher sich um eine Bauerndirne kümmern konnte. Doch die Madame belehrte mich eines andern: Wie könnt' Ihr Euere Schwester solchermaßen unterschätzen. Wißt Ihr nicht, daß es das schönste Mädchen ist, das durch die Thore eingeht? Ja, ja, schaut mich nur an: Um den prächtigen Wuchs, den herrlichen Teint und diese Haarzöpfe dürften sie Gräfinnen und Fürstinnen beneiden! . . . Und ich thu' mir auf die Liaison ordentlich zu gut, obgleich ich die Lisette sehr ungern verliere.

Bei den Kapuzinern, allwo die Marlys Messengeld zu überreichen hatte, konnten wir es anhören, wie eine Protestantin, eine junge, derbe Bauernfrau aus dem Bucheggberg, dem Pater ihr Anliegen klagte: Die böse Schwiegermutter — es sei gar nicht mehr auszuhalten, deshalb ersuche sie die frommen Herren, dieselbe — zu Tode zu beten . . . dafür die riesige Ankenballe; und falls es noch ein Mehreres bedürfe, so solle

man's nur sagen, sie vermöge es wohl. — Liebe Frau, entgegnete lächelnd der fromme Ordensmann, zu Tode beten ist weder christlich, noch liegt solches in irgend eines Menschen Macht. Doch was wir Väter thun können, werden wir thun, nämlich für Euer und Euer Haus Heil inbrünstig zu beten und besondere Übungen zu verrichten, damit der liebe Gott ein Einsehen thu' zu Euerem Wohle. In diesem Sinne nehme ich das Geschenk dankend an — Gelobt sei Jesus Christ! — Einen positiveren Bescheid bekam der Senne ab irgend einem Leberberger Berggute zu hören; in seinem Viehstalle spukte es, drei beherte Milchkühe und eine Anzahl Saugkälber waren seit Jahresfrist umgestanden. Der Pater versprach dafür zu sorgen, daß die Beschwörung schon in den nächsten Tagen stattfinden solle; vorläufig bedanke er sich namens des Konvents allerbestens für das fromme Geschenk, bestehend in einem mächtigen Laib Fettkäse. Der Senne wagte noch den leisen Vorbehalt zu machen oder vielmehr den Wunsch auszudrücken, man möchte ihm für die Dinge da — er meinte die Exerzitien — den Pater mit dem roten Bart herschicken, der verstehe sich auf das Zeug, er selbst habe ihm zugeschaut auf dem Bettlachberg, wie er mit den bösen Geistern abgefahren, so flink und kuraschiert.

Wir beiden Mädchen begaben uns in das Gasthaus zur „Illen" (Lilie)*) am Stalden. Dort traf verabredetermaßen auch die Liesel ein. Die Liesel war die Munterkeit selbst, während uns die lange Fußreise, das Fasten und Beten arg ermattet hatte. Es war nun wohl an der Zeit, daß wir uns eine währschafte Labung gönnten, eine gute Fastenmahlzeit, Eier, Zwetschgen und Kuchen. Die Liesel bestellte gleich eine

---

*) nunmehr „Zum Storchen".

ganze Maß Rotwein und kicherte in einem fort und that so neckhaft und fröhlich, daß schließlich auch wir anderen von ihrer leichtfertigen, freudigen Stimmung ordentlich angesteckt wurden. Es befanden sich viele Gäste in der ziemlich dunkeln Gaststube, die keine oder wenig Notiz von uns Mädchen nahmen. Einer aber, ein hübscher, in weißen Halblein gekleideter Bursche kam mit dem gefüllten Glase in der Hand auf unser Ecktischlein zugeschritten, grüßte höflich, trank freundlichen Bescheid, erbat sich die Erlaubnis, sich zu uns setzen zu dürfen und ließ Wein bringen vom allerfeinsten. Ich flüsterte der Marlys fragend ins Ohr: Der Oberländer Müllerssohn? Die Marlys nickte bejahend; und sie ließ sich die Huldigung des jungen Mannes nicht ungerne gefallen. Ja, als er sich erbot, uns eine Strecke des Weges heimwärts zu fahren und die Liesel fröhlich rief: Sag' doch endlich zu, Marlys! Ich an Deiner Stelle hätte schon längst Ja gesagt! Da sagte die Marlys ebenfalls Ja, nahm nämlich das Anerbieten zögernd an. Das ging dann alles so eilig zu, ich vergaß schier meine aufgetragenen Einkäufe zu machen: Schnupftabak, Feuerschwamm, Galläpfel, Zugpflaster, Zimmet, Miedernestel, sowie ein Glas in meines Ättis Hornbrille.

Und als wir beiden, die Marlys und ich, bei Wiedlisbach wieder zu Fuß zum rußigen Thor hinaus wanderten und wieder den Rosenkranz anstimmten, wie es an Wallfahrtstagen sich geziemt, da wollte es schier nicht mehr gelingen. Und die Marlys meinte: Lass' es gut sein, Martha, die Bernerleut' könnten uns sonst verspotten, lugen uns so fremd und böhmisch an. Ein ander Mal, Martha, wird's mit dem Beten schon wieder besser gehen! — Und wir fingen an von dem Müllerssohn zu schwatzen, seine Äußerlichkeit und sein Beneh-

men zu besprechen. Und die Marlys fand ihn recht artig und ziemlich angenehm; auch der Umstand, daß er sich das Haupthaar ein wenig seitwärts kämmte — und bereits im Gebrauche eines Sacktuches war, sprach, im Vergleich zu den altväterischen Gäuerburschen, nicht wenig zu dessen Gunsten.

Als wir nach Dürrmühle kamen, siehe da stand nahe dem obrigkeitlichen Schlagbaum des Höfers Roßknecht mit dem Bernerwägelchen bereit, uns abzuholen. Uns schon recht!

* * *

Der Marlys schien die fromme Wallfahrt wohl bekommen zu wollen.

Denn nicht sobald war es bekannt geworden, der Bruch mit dem Ölerhänsel, als von allen Seiten die Bauernsöhne angeritten oder angefahren kamen, die ganze, reiche Auswahl.

Einer aber behielt die Oberhand, der Müllerssohn von Halten. Auch der Bauer gab seinen Widerwillen gegen alle Freier, die nicht „einzige Söhne“ hießen, nach und nach auf und sagte, schmerzhaft aufächzend: Werd' Dir's wohl überlassen müssen, Marlys, das Wählen! Kann nichts mehr thun, als den Zuspruch wiederholen, immer und immer: Bet' und sieh' Dich gut vor, in diesen Dingen zumal!

Der arme Bauer! er mochte die Wirkung der zu lesenden hundert Kapuzinermessen nicht erst abwarten, noch die langsame, besonnene Kur des Stadtdoktors. Die Geduld drohte ihm nachgerade auszugehen.

Als daher die Winkelmattbase, allen empfundenen Verdruß wegen der Mißachtung, die der Franz ihrer Tochter gegenüber an den Tag gelegt, überwindend, am Auffahrtstag auf den Zelghof auf Besuch kam und über die Unfähigkeit der ge-

lehrten Herren-Doktoren loszuhauen begann, da war unser Bauer gleich bereit, ihr in allen Stücken beizustimmen. Und als sie ihm den Hornjoggi aus dem Bärenloch anpries als einen Mann, der Leut' und Vieh auf gleich wunderbare Art kurieren könne, da rief der Bauer rasch entschlossen: Lass' ihn kommen, Base, den Bärenlocher!

Und der Mann erschien, erschien bei Nacht und Nebel; und that gar wichtig und erklärte es allen, die es hören wollten, wie arg der Stadtdoktor die Genesung des Bauers hinterhalten habe, wohl mit Fleiß, um große Rechnungen ausstellen zu können; und versprach ein gar seltenes, wunderthätiges Heilverfahren, man werde staunen.

Und wunderthätig erwies sie sich denn auch wirklich, die Salbenkur. In einigen Tagen waren die Brandwunden allesamt vernarbt. Und der Wundersmann erntete Lob und hohe Belohnung.

Der Stadtdoktor jedoch, der der Sache auf die Spur kam, sprach sich über die Schnellkur nichts weniger als bewundernd aus. Ein elender Schmierjoggi! rief er entrüstet, der mit seinen Raudsalben die Leute vorzeitig ins Grab bringt, und dem man von Polizeiwegen das unselige Handwerk legen sollte! In dem vorliegenden Falle — müßt' Ihr's halt hinnehmen, was nachkommt — ich wasche meine Hände in Unschuld!

Was er mit dem „Nachkommen" nur gemeint haben mochte? Ach, man ward es inne, nur zu bald. Die schnelle, fast hätte man sagen können gewaltsame Heilung der Flechtengeschwüre schlug dem alten Manne auf Brust und Lunge, er konnte auf einmal schier keinen Atem mehr finden. Er wurde von Tag zu Tag kränker, wurde sterbenskrank.

Der Franz, die Marlys, das Annele, wir alle waren trostlos, und der Krämerjohannes, den Kranken beobachtend, schüttelte bedenklich das Haupt. Einzig die Winkelmattbase hielt beharrlich an der Hoffnung fest, der Bärenlocher werde den Vetter doch noch aus dem Bette „lüpfen".

Er lüpfte ihn wirklich heraus . . .

Ich war, zur Abendstunde, damit beschäftigt, den Höferlix, nunmehr Pater Cölestin, von dem sehr mißlichen Gesundheitszustand seines Vaters nochmals brieflich in gebührende Kenntnis zu setzen, wie es mir seine Geschwister aufgetragen. Ich konnte beinahe den richtigen Ton nicht finden, in welchem ich zu dem geistlichen Herrn und Jugendfreund sprechen, wußte nicht, wie ich es ihm andeuten sollte, das bevorstehende Leid . . . Dann kam die Küchenmagd Vreni zur Thür hereingeschlichen; das sonst so dralle, derbe Mädchen that heute so heimlich und verschämt; endlich platzte es mit seinem Anliegen heraus: Ich sollte auch ihm einen Brief schreiben und zwar an den roten Kuhknecht, Hans Ebenrecht, dato in Diensten in der Mühle zu Gretzenbach. Und ich soll es ihm vermelden in artig süßen Worten, daß es, das Vreni, wegen der Geschichte nicht mehr höhn*) sei und sie, wenn es ihm recht sei, am nächsten Oltener Markt zusammentreffen wollten und zwar um 11 bis 12 Uhr auf der Aarenbrücke, bei dem Lebkuchenstand, diesseits. Ich solle es auch verblümt darein thun, daß es nun auch einen anderen Hölder**) haben könnte, einen recht hübschen und gefirten; das soll ich ihm schreiben, um ihn recht schmatzerig***) zu machen, und es sei auch wirklich wahr, des

---

*) beleidigt.
**) Geliebten.
***) lüstern.

Ochsenwirts Fuhrknecht streiche ihm nach auf Schritt und Tritt. Doch habe der Hans einen keineswegs zu verachtenden Vorzug: Ein eigenes Häuschen und nur noch den Ätti am Leben. Drum soll ich alles hübsch ordentlich schreiben und alles beisetzen, was sich sonst noch schicke, und die Unterschrift beisetzen: Vrena Scherer . . . Es selbst habe halt niemals schreiben gelernt. Dafür aber, für den Herzensdienst, solle ich ordentlich belohnt werden.

Kaum hatte ich auch dieses nicht weniger schwierige Schreiben beendigt, als das Vreni schon wieder herübergerannt kam, diesmal ganz außer Atem und in größter Aufregung. Der Bauer liegt am Sterben — man läßt Euch bitten! meldete es und verschwand wieder, wie es gekommen.

Er lag wirklich am Sterben. Doch dauerte es bis am Morgen, am Maitagmorgen, bis er, mit den geistlichen Tröstungen wohl versehen, die Augen schloß für immer.

Lisebeth! Das war sein letztes Wort gewesen, und wir anderen wußten, wem es gegolten, wen er zu sehen und zu grüßen hoffte, jenseits.

* *
*

Die Könige von Frankreich sterben nicht . . .

So stand es in dem Buch zu lesen, dem Geschichtsbuch, das mir mein Bruder geschenkt hatte.

Der alte Zelghöfer war tot, des Hauses Szepter jedoch unbeanstandet auf den jungen Höfer, den Franz, übergegangen; und seine sämtlichen Vasallen, Knechte und Mägde und Taglöhner, den Thys an der Spitze, beeilten sich, ihm und der jungen Hauskönigin ihre Huldigung darzubringen.

Und es wechselten die Jahreszeiten und wechselte die Witterung und gingen Sonne und Mond ihren Lauf und die

Pflanzen sproßten, grünten, blühten und verwelkten, ganz wie ehedem, als der Alte noch lebte. Und es kamen des Winters Stürme, des Winters Plagen, Freuden und Genüsse, die gewohnten.

Und es ward wieder Frühling. Und eines Maimorgens hatte ich der Marlys die Zöpfe zu flechten, diesmal mit Aufwand aller Geschicklichkeit. Unserer Liesel, die ebenfalls anwesend war, konnte ich's schon nicht mehr modisch und kunstreich genug, das verrichtete heute ihr Angelobter, der städtische Haarkräusler in Person. Darauf heftete ich den beiden glücklichen Bräuten den Myrtenkranz ins Haar — durch das Fensterlein guckte neidisch der junge Sonnenstrahl, auf dem Freulerbirnbaum saß wieder das Starenpärchen und sang wie närrisch, die Kirchenglocken erklangen so voll und hell, einladende Speisegerüche vermischten sich mit dem den Wiesen und Gärten entströmenden Blumen- und Blütenduft, spielte von des Höfers Haus zu dem unseren herüber und hinüber; auf der Hausflur, auf der Gasse ordneten sich die zahlreichen, festlich geputzten Gäste zum frohen Hochzeitsgeleite. Bum! bum! dröhnte es Schuß auf Schuß vom Kirchbühl herunter, der Zug setzte sich in Bewegung, voran die Marlys mit ihrem Müllerssohn, ihnen folgend und nicht minder hübsch geputzt, nicht minder glücklich, die unsrigen Brautleute, nebst dem beidseitigen, schier endlosen Geleite, dem buntgemischten.

Und, daß ich's verraten soll: Wenig hatte gefehlt, so hätte sich den beiden Brautpaaren ein drittes beigesellt . . .

Es war der Krämerjohannes gewesen, der mir, der armen Schulmeisterstochter, seine Witwerhand angetragen.

Ich schaute in den Spiegel — war ich denn nicht mehr das häßliche, pockennarbenentstellte Mädchen? Ich war es

nicht mehr, wenigstens nicht mehr in demselben entstellenden Grade, ich selbst fand mich sogar wieder leidlich hübsch.

Ich schaute in mein Herz hinein — konnte mein Herz noch lieben? Allein der Krämer verlangte ja keine „närrische Liebe“, wie er sich scherzhaft auszudrücken beliebte, er verlangte nichts weiter, als eine gemüt- und rücksichtsvolle Gattin, eine sorgliche und verständige Hausfrau, er verlangte mich! Und ich, daß ich's nur gestehen soll, ich war nahe daran, mit der biblischen Maria auszurufen: Ich bin eine geringe Dienerin des Herrn, mir geschehe nach Deinem Wort.

Da trat aber schnell der Verstand herzu und sagte: Wie? Du kannst Vater und Mutter verlassen, deren einzige wirkliche Stütze Du nun geblieben? Wohl sagte der Krämer: Lass' Du nur mich für sie sorgen! . . . Deine armen Eltern können aber keine Almosen hinnehmen wollen, Almosen schmeckt so herb und bitter! . . . Und dieser Franz, dieses Annele — willst Du die Stief- und Schwiegermutter dieser Deiner Jugend- und Spielgenossen werden?

Franzens Mutter werden! Der Gedanke kam mir auf einmal so toll vor, ich mußte lachen — unter Thränen!

Und des Nachts, im Traume, traten meine Schulkinder zu mir in die Kammer und blickten mich wehmütig an und sagten: Wie, Du willst uns verlassen, die wir Dich doch so sehr ehren und lieben, willst uns einem fremden Schulmeister überantworten, der uns mit Schlägen züchtigt?

Nein, Kinder! entgegnete ich, ich bleib' Euch treu, so lang' es Gott gefällt!

* *
*

Brautleute und Gäste waren dahingezogen, ich allein war zurückgeblieben. Ich schaute von unserem Stubenfensterchen aus dem Zuge nach, bis die letzten desselben hinter der hohen Kirchweghecke verschwunden, bis der letzte Glockenton verklungen. Ich schloß hurtig die Hausthüre ab, dann stieg ich in mein Kämmerlein hinauf, warf mich, von plötzlichem, tollem Schmerz ergriffen, auf mein Lager hin, und grub mein thränendes Angesicht tief in die Kissen.

Es war der letzte schmerzhafte Aufschrei eines erinnerungsgequälten, liebebedürftigen, vereinsamten Menschenherzens . . .

Bis mir wieder, bei dem letzten Meßglöckleinzeichen, meine heutige Pflicht einfiel, die Pflicht der geschäftigen Martha, die Pflicht, den Gästen bei ihrem Wiederkommen das heitere Gesicht der Hauswirtin zu zeigen.

